— Lindau —

Ein unglückliches Volk

K

EX LIBRIS FELIX BAUM

Ein unglückliches Volk

Zweiter Band

Von Rudolf Lindau erschienen im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.
Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.
Band III: Robert Ashton — Das Glückspendel.
Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidiert — Der Seher — Treu bis in den Tod.
Band V: Reisegefährten.
Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.

Separat Ausgaben.

Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.
Der lange Holländer. Novellen.
Schweigen. Neue Novellen.
Die kleine Welt. Novellen.
Der Flirt. Novellen.
Liebesheiraten. Roman.
Erzählungen eines Effendi.
Der Faun und Mayfair.
Türkische Geschichten.
Aus China und Japan.
Zwei Reisen in der Türkei.
Ein unglückliches Volk.

Ein unglückliches Volk

Roman

von

Rudolf Lindau

Zweiter Band

Zweite Auflage

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

RBR
Jantz
#277
bd. 2

Drittes Buch

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/einunglcklichesv02lind

Erstes Kapitel.

Um diese Zeit und während der nächsten Wochen wurde in Berlin mehr als gewöhnlich von Heinrich Oer gesprochen. Der Winter hatte dort die ganze Gesellschaft versammelt, zu der die beiden alten Geschwister, General von Oer und Gräfin Huysburg, das junge Ehepaar, Walter Georg und Gabriele, und die Neuverlobten, Comtesse Anna Harmen und Rittmeister von Keßner, gehörten.

In Huysburg war es, nachdem Gabriele und Walter Georg ihre Hochzeitsreise angetreten hatten und später Barbaria ihrem Bruder Giragos nach Berlin und von dort nach Amerika gefolgt war, sehr einsam geworden. Die Gräfin hatte, um ihren Bruder zu zerstreuen, den sie nunmehr, seiner beiden Kinder beraubt, still und niedergeschlagen in den leeren Räumen des großen Schlosses und dem verödeten, kahlen Walde umherirrrn sah, diesem den Vorschlag gemacht, den Winter in Berlin zu verbringen und sich dort an dem jungen Glück Gabrielens und Walter Georgs und an der Gesellschaft der alten Freunde, wie Harmen, Steinmann und anderer, zu erfreuen. Sie hatte damit ein Opfer gebracht, denn ihr selbst bot

das Leben auf dem Lande liebgewordene Beschäftigung und stille Freuden, die ihr in der Stadt fehlten. Aber davon hatte sie ihrem Bruder nichts gesagt.

Walter Georg und Gabriele waren seit Januar von ihrer Hochzeitsreise zurückgekehrt und hatten sich in einer freundlichen Villa des Tiergartenviertels niedergelassen, einem Geschenk der Prinzessin, die überglücklich war, ihren „endlich vernünftig gewordenen Sohn" mit einer schönen und guten Frau vermählt zu sehen, und die dem jungen Paar, was sie nur ersinnen konnte, zuliebe that.

Die Vermählung Keßners mit Comtesse Anna Harmen sollte in wenigen Wochen stattfinden. Da war es natürlich, daß man im Hause des Grafen Harmen glückliche Gesichter sah.

Die Gräfin Huysburg, die ihre Selbständigkeit bei jeder Gelegenheit bewährte, hatte, nachdem sie persönlich drei Tage lang fleißig gesucht, in einem ruhigen, alten Hotel, das vor zwanzig Jahren eins der vonehmsten von Berlin gewesen und seitdem aus der Mode gekommen war, eine bequeme, passende Wohnung für sich und ihren Bruder gefunden, in der sich die beiden mit Hilfe des alten Dieners des Generals und der Kammerfrau der Gräfin häuslich eingerichtet hatten. — Im Salon der Gräfin, die wenig ausging, versammelten sich häufig einige nahe Anverwandte und alte Freunde des Generals und seiner Schwester, unter denen Graf Harmen und Comtesse Anna, Oberst von Steinmann und Keßner und selbstverständlich Walter Georg und Gabriele zu den vertrautesten zählten.

Graf Harmen war vollkommen unbefangen. Er hatte

wohl nie eine Ahnung davon gehabt, daß zwischen Heinrich Oer und seiner Tochter andere Gefühle als freundschaftliche ausgetauscht worden waren, aber Keßner und Anna fühlten sich, obgleich eigentlich kein triftiger Grund dafür vorlag, etwas verlegen, wenn bei der Gräfin Huysburg in ihrer Gegenwart von dem Abwesenden gesprochen wurde. Aus Äußerungen, die Gabriele vor Annas Verlobung gethan hatte, wußten sie nämlich, daß diese, bis zu einem gewissen Punkte wenigstens, die Vertraute ihres Bruders gewesen war, und nahmen deshalb an, sie habe wohl auch ihre Tante in das Herzensgeheimnis eingeweiht.

Keßner hatte sich nach Empfang des Telegramms aus Konstantinopel berechtigt gefühlt, um Comtesse Annas Hand anzuhalten, aber ganz beruhigt war der ehrenhafte Mann bei dem Schritte doch nicht gewesen. Er deutete Heinrichs Benehmen als ritterliches Entsagen, und dasselbe that auch seine Braut, der er in der ersten Woche der Verlobung Heinrichs Glückwunschtelegramm zeigte. Doch behielten beide wohlweislich ein jeder für sich, auf Grund welcher Thatsachen sie an den Edelmut des alten Freundes glaubten. Keßner fühlte, daß Anna ihm sicherlich nicht leicht verziehen haben würde, hätte sie erfahren, daß er die Möglichkeit, auf die Hand der Geliebten zu verzichten, überhaupt in Betracht gezogen habe; und das junge Mädchen sagte sich, ihr Verlobter dürfe nicht wissen, daß ihr Herz, ehe sie es ihm geschenkt, schon für einen andern, wenn auch nur im geheimen, geschlagen hatte. So kam es, daß, als Keßner sagte: „Wenn wir nur etwas thun könnten, um Oer so glücklich zu machen, wie wir es sind!“ — er damit nicht nur einen persönlichen, sondern auch einen

Wunsch seiner Braut aussprach, eine Seelenschuld an Heinrich Oer abzutragen.

„Ich will dir etwas anvertrauen," sagte Anna, „aber du mußt mir schwören, niemals ein Wort davon zu verraten."

Keßner gab die bei solchen Gelegenheiten üblichen feierlichen Versicherungen.

„Also höre! Helen Sands ist sterblich in deinen Vetter verliebt." Sie wußte keine Erklärung dafür, weshalb sie Heinrich jetzt im Gespräch mit ihrem Verlobten nie anders als „dein Vetter" bezeichnete. Die Namen Oer oder Heinrich Oer wollten ihr nicht mehr über die Lippen. — „Helen Sands ist ein Engel. Sie ist bildhübsch. Du hast sie ja in Sylt gesehen. Ich kenne kein besseres Mädchen in ganz Berlin. Sie grämt sich zu Tode um deinen Vetter. Ja, wirklich zu Tode grämt sie sich, und er sieht es nicht. Er ist wie mit Blindheit geschlagen. — Wenn es doch möglich wäre, ihm die Augen zu öffnen! Er hätte ja nur die Hand auszustrecken, um ein großes Glück sein eigen zu machen. — Du bist so klug, Fritz! Wie können wir das erreichen?"

Der Rittmeister Fritz von Keßner war sicherlich kein eitler Narr, im Gegenteil, ein schlichter, einfacher Mann, aber es mißfiel ihm durchaus nicht, von seiner Braut für „so klug" gehalten zu werden. Er wirbelte nachdenklich den wohlgepflegten, langen Schnauzbart und sagte bedächtig: „Das Nächstliegende wäre, die beiden wieder zusammenzubringen, — aber da frage ich mich, wo und wie?"

Comtesse Anna war um die Antwort nicht eine Sekunde verlegen. „Das ist ganz einfach. Gabriele sagte

mir vor einiger Zeit, ihr Bruder werde sicherlich nicht mehr lange in der Türkei bleiben. Da wird er also entweder nach Amerika oder nach Deutschland zurückkehren. In Amerika besucht er Sands natürlich, — dafür wird Helen schon sorgen, — und käme er nach Berlin, so würde ich mich anheischig machen, Helen hierher zu schaffen. Sie ist der Liebling ihres Vaters. Er kann es nicht übers Herz bringen, ihr einen Wunsch abzuschlagen, und wenn Papa schreibt, — was er sofort thut, wenn ich ihn darum bitte, — Sands möchten ihn im Sommer in Harmen wieder besuchen, und wenn ich Helen andeute, daß sie dort deinen Vetter sehen würde, so trifft die ganze Familie, oder so treffen wenigstens die Mutter und die beiden Töchter mit einem der ersten Dampfer in Bremen ein. — Verlaß dich auf mich! Es wird mir leicht werden, das in Ordnung zu bringen. Und wenn es mir schwer würde, so thäte ich es auch mit Freuden."

„Du bist ein Engel," sagte Keßner.

Ähnliches hörte Comtesse Anna jetzt häufig von ihrem geliebten Fritz und freute sich immer wieder darüber.

Graf Harmen saß an einem andern Ende des Salons am Kamin und las die Zeitung. Er legte sie jetzt, ein leichtes Gähnen unterdrückend, beiseite und sagte freundlich: „Kinder, was habt ihr euch alles zu erzählen! Ihr sprecht ja Bände voll! Seid ihr fertig?"

„Noch nicht ganz, aber wir können ja morgen fortfahren," antwortete Keßner ernsthaft.

„Ich bin heute kaum vor die Thür gekommen," fuhr Graf Harmen fort. „Ich möchte etwas gehen. Willst du mich begleiten, Fritz?"

„Zu Befehl."

„Wo willst du noch hingehen? Es ist ja neun Uhr vorbei," fragte Anna ihren Vater.

„Ich möchte Oer und seine Schwester besuchen."

„Du warst ja erst vor vier Tagen bei ihnen."

„Vier Tage ist lange Zeit, wenn man so alt ist, wie die Gräfin Huysburg und ich es geworden sind."

„Darf ich dich begleiten, Papa?"

„Aber natürlich. Mach dich fertig, . . . schnell!"

Anna lief aus dem Zimmer und kam nach einer Minute mit Hut und Mantel zurück.

Darauf machten sich die drei langsam auf den Weg. —

An demselben Abend hatten Walter Georg und Gabriele bei dem Vater und der Tante gespeist. Nun saßen die vier in dem niedrigen Empfangzimmer der Gräfin, dem ein alter, guter Teppich, die festzusammengezogenen Gardinen aus schweren Stoffen, ein prasselndes Feuer im Kamin, die niedrigen, breiten Lehnsessel und der große, aus Huysburg mitgebrachte Samowar, in dem das Wasser zum Thee leise brodelte, ein höchst behagliches Aussehen verliehen.

Die vier saßen dicht beisammen. Der ruhige, vertrauliche Ton, in dem die Unterhaltung geführt wurde, paßte gut zu der Umgebung. Es war ein hübsches Familienbild: zwei alte und zwei junge Menschen, die sich gegenseitig lieb hatten. — Es war wieder einmal die Rede von Heinrich.

„Ich wartete schon seit drei Tagen auf seinen heutigen Brief," sagte Tante Margarete. „Ich war neugierig, zu lesen, was er über Keßners Verlobung sagen würde."

„Warum?“ fragte der General.

„Ich hatte mir bis kurz vor seiner Abreise eingebildet, er würde mir eines Tages seine Verlobung mit Anna Harmen anzeigen.“

„Kein Gedanke,“ sagte der General mit sicherer Überlegenheit.

„Nun, ich weiß nicht,“ meinte die Gräfin. — „Sein Brief hat mich aber vollkommen beruhigt.“

Walter Georg und Gabriele blickten sich, ohne daß die Alten es bemerkten, verständnisvoll an.

„Heinrich ist ein Held,“ sagte Walter Georg, „der seit kurzer Zeit Herzensangelegenheiten sehr ernst nahm.“

„Was meinst du?“ fragte der General erstaunt.

Ein strafender Blick Gabrielens ließ den jungen Ehemann seine schnelle Äußerung bereuen, aber der harmlose General machte ihm den Rückzug leicht. „Ich meinte nur,“ sagte Walter Georg, „daß Heinrich stets bestrebt ist, uns hier . . . jede Beunruhigung zu ersparen.“

Das war nicht außerordentlich geschickt, aber es genügte dem General und anscheinend auch der Tante Margarete, denn sie sagte: „Wenn du es so meinst, so gebe ich dir recht; aber einen Romanhelden darfst du aus unserm Heinrich nicht machen wollen. — Ich werde vierzehn oder fünfzehn Jahre alt gewesen sein, als ich mich zum letzten mal in einen Romanhelden verliebte. Ich glaube, es war ein Indianer. Genau kann ich mich nicht mehr erinnern, — aber es war ein lieber Mensch. Mit dem letzten der Mohikaner, wenn es der war, ist meine Flamme für seinesgleichen erloschen. Ich will sie nicht alle unter einen Scheffel stellen. Ich habe seitdem noch viele liebenswürdige

und ehrenwerte Männer unter ihnen kennen gelernt, aber herzlich befreunden kann ich mich nur noch mit wenigen, und alle treten ich zunächst mit einem gewissen, oftmals vielleicht ungerechtfertigten Mißtrauen entgegen. Sie sind mir verdächtig, unwahrscheinlich und müssen imstande sein, sich vollkommen zu legitimieren, ehe ich nähere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen wünsche. — Alle Helden sollen oder wollen interessant sein. Wenn ich höre, der und der ist ein sehr interessanter Mensch oder ein Charakter oder ähnliches, so ist mein erstes Gefühl zu sagen: ‚Bitte, stellen Sie ihn mir nicht vor!‘ Und dabei bleibe ich, bis ich erfahre, was an dem Mann interessant ist, ihn zu einem Charakter macht, und ich in dieser Beziehung beruhigt worden bin.“

In dem Augenblicke trat Oberst von Steinmann ein, der, nachdem er seiner langjährigen Freundin, der Gräfin Huysburg, die Hand geküßt und die anderen drei Anwesenden vertraulich begrüßt hatte, in dem kleinen Kreise Platz nahm.

„Wenn Sie eine Minute früher gekommen wären,“ sagte der General, „so hätten Sie einen Vortrag meiner Schwester über Romanhelden mit anhören können.“

„Das nennst du schon einen Vortrag?“ unterbrach ihn die Gräfin. „Ich habe nur zwei Worte gesagt. Ich könnte viel länger darüber sprechen.“

Der Oberst wünschte zu wissen, was die Gräfin gesagt habe. — Gabriele setzte es ihm, harmlos übertreibend, auseinander. — Das ließ sich die Gräfin ruhig gefallen und nickte lächelnd ihre Zustimmung.

„Nun,“ sagte der Oberst ernsthaft, „ich glaube, ich

stehe ganz auf dem Standpunkt der Frau Gräfin. Es wäre mir ein peinlicher Gedanke, in meinem Regiment einen Romanhelden zu haben, so einen geheimnisvollen, pechschwarzen Kerl, der sich von den anderen absondert, aber alles besser weiß und kann als seine Kameraden; oder einen blonden, unwiderstehlichen Ausbund von Schönheit und Edelmut, der alle großen Rennen gewinnt — das ist in jüngster Zeit ein notwendiges Heldenattribut geworden — und sämtliche Herzen im Sturm erobert. Der Schlimmste von allen wäre mir aber der schwermütige Jüngling, der keinen erkennbaren Grund hat, nicht vergnügt zu sein, aber trotzdem träumend einhergeht und Gott weiß warum schlechte Verse an den Mond und die Sterne richtet, bis schließlich herauskommt, daß an allen seinen Leiden nur die Liebe schuld ist. Als ob das nicht aller Welt einmal oder mehrere Male passiert wäre, ohne daß ein vernünftiger Mensch deswegen viel Aufhebens gemacht hätte. — Unsere tüchtigen Offiziere haben nach meiner Erfahrung nicht die geringste Ähnlichkeit mit den verbreitetsten Romanheldentypen. Man findet darunter schöne Soldaten, starke Männer, auch liebenswürdige oder was man so nennt; die meisten zeichnen sich äußerlich in keiner Weise vor ihren Kameraden aus, höchstens daß man hie und da einen findet, der trocken, wortkarg, etwas philiströs ist und in Gesellschaft für langweilig gilt. Einen schwermütigen, sentimentalen, geheimnisvollen habe ich unter ihnen noch nicht entdeckt, und diejenigen, denen ich persönlich nähergetreten bin, waren alle durchsichtig wie Glas. Ihr Sohn zum Beispiel, Excellenz . . ."

Der Oberst hatte sich an den General gewandt, als

er durch das Öffnen der Thür unterbrochen wurde. Graf und Comtesse Harmen und Keßner traten herein.

Nachdem kurze, vertrauliche Begrüßungen ausgewechselt waren, sagte der General: „Sie wollten soeben von meinem Sohn sprechen, lieber Oberst. Bitte, fahren Sie fort!"

„Ganz richtig, Excellenz, ganz richtig. Ich wollte also sagen: Ihr Sohn war ein tüchtiger Offizier. Das kann ich beurteilen, denn ich habe ihn jahrelang bei der Arbeit gesehen, und er war gleichzeitig einer der beliebtesten im Regiment. Er freute oder ärgerte sich in ruhiger Weise, wie ein Mann es thun soll, ohne andere in Mitleidenschaft zu ziehen, aber er war weder geheimnisvoll, noch schwermütig, noch schwärmerisch, und man hätte mit der Lupe suchen können und doch nichts vom beliebten Romanhelden an ihm entdeckt."

„Sie sprechen mir aus der Seele," fiel die Gräfin ein. „Genau dasselbe sagte ich, als Sie eintraten." — Die alte Dame war nicht vollkommen zufrieden mit Anna Harmen. Wenn es nach ihres Herzens Wunsch gegangen wäre, so würde Comtesse Harmen eines Tages Freifrau von der Oer geworden sein, und obgleich sie sicherlich nicht boshaft war, fand sie doch eine gewisse Freude daran, Anna Harmen zu zeigen, daß sie vielleicht eine bessere Wahl hätte treffen können, als sie es gethan, indem sie sich mit Rittmeister von Keßner verlobt hatte.

Die Gräfin sah sich inmitten eines sympathischen Kreises. Jedes Wort, das sie zum Lobe „ihres guten Heinrich" sprach, fand freudigen Wiederhall. Die treuen Augen des Generals waren in Stolz und Rührung auf

sie gerichtet. Gabriele ermunterte sie nach jedem Satze mit einem „Ja, Tante!“ und fügte schnell noch irgend etwas Gutes, Liebenswürdiges zur Charakterisierung des Bruders hinzu. — Der alte Graf, Steinmann und Walter Georg nickten zustimmend, und Anna und Keßner, obwohl etwas verlegen, vermochten das leicht zu verbergen, da sie in Gegenwart der Älteren nicht zu sprechen hatten und sich vollkommen frei von Übelwollen dem gelobten Abwesenden gegenüber fühlten. So konnte die Gräfin Huysburg ein Bild von Heinrich entwerfen, das niemand mehr als diesen selbst in Erstaunen gesetzt haben würde, hätte man ihm gesagt, es solle ihn darstellen.

„Aber nun hast du ja doch einen wahren Romanhelden aus Heinrich gemacht,“ sagte der General. Das klang jedoch nicht wie ein Vorwurf.

„Wenn es dazu genügt, gut und brav zu sein,“ antwortete die Gräfin, „dann ist Heinrich in der That ein Held. Aber ein Romanheld darf gar nicht gut und brav sein; das wäre nicht interessant genug.“

Dem wollte Graf Harmen nicht zustimmen. Er erinnerte sich, Bücher gelesen zu haben, in denen die Helden gute, brave Menschen waren. Und darauf entspann sich ein längeres Gespräch über die Frage, was denn eigentlich unter einem Romanhelden zu verstehen sei, aus dem hervorging, daß jeder der Anwesenden sich darunter etwas Anderes dachte, bis die Gräfin die unerledigt gebliebene Frage mit den Worten schloß: „Nach allem, was ich höre, könnte also jedermann, ob gut oder schlecht, klug oder thöricht, zum Romanhelden werden, und hinge es nur von dem ab, der ihn beschreibt, ihn zu einem solchen zu

stempeln. — Schön! Ich will nicht mit euch streiten. Steinmann hat mich verstanden. Aber ich bin bereit, ein Zugeständnis zu machen. Meinem Neffen soll auch in meinen Augen — ohne daß er mir deshalb lieber werden könnte — nichts mehr zum Romanhelden fehlen, wenn er in die Lage versetzt werden sollte, eine der beliebten Heldenthaten vollbringen zu können, also durchgehende Pferde aufzuhalten, mit Stiefeln und Sporen ins Wasser zu springen, um jemand zu retten, in ein Haus zu dringen, das die Feuerwehr bereits aufgegeben hat, um eine vergessene alte Frau, einen hilflosen Säugling aus den Flammen zu tragen — oder sich in ähnlicher Weise hervorzuthun. Ob ihm Gelegenheit geboten wird, sich auf so romantische Weise zu bewähren, hängt nicht von ihm ab. Er würde jedenfalls seine Pflicht und Schuldigkeit thun, das weiß ich. Und ich will nur wünschen, daß ihm in dem Falle kein Unglück passieren möchte."

Niemand hatte sich bei der Unterhaltung ereifert, alles war freundlich und friedlich zugegangen. Die übliche Stunde, zu der man sich aus dem Salon der Gräfin Huysburg zurückzog, hatte geschlagen, aber Anna hatte noch auf dem Herzen, sogleich etwas zu thun, das sie nach der letzten Unterredung mit Keßner als eine Vorbereitung zur Beglückung des verlassenen Heinrich betrachtete. Deshalb sagte sie, als man sich bereits zum Fortgehen erhoben hatte: „Frau Gräfin, Helen Sands trägt mir auf, sie Ihrem gütigen Andenken zu empfehlen."

„Helen Sands?"

„Ja, die junge Amerikanerin, die ich mir erlaubt habe Ihnen im Herbst vorzustellen."

„Jetzt erinnere ich mich. Danken Sie Ihrer Freundin. Ich lasse sie wieder grüßen."

Als Anna gleich darauf zwischen ihrem Vater und Keßner auf der Straße war, setzte sie die kurze Unterhaltung fort, indem sie sagte: „Ich hoffe, wir sehen Sands diesen Sommer wieder. Es sind so liebe Menschen, und Helen habe ich ganz in mein Herz geschlossen."

„Ja, es ist ein liebes, stilles Kind, — gar nicht amerikanisch."

„Wenn sie nach Deutschland kämen, solltest du sie einmal auf längeren Besuch nach Harmen einladen."

„Das thue ich gern. — Schreibt sie dir etwas über ihre Sommerpläne?"

„Herr Sands will wieder nach Marienbad gehen. Alice wird ihn wohl begleiten. Helen ist leidend und weiß noch nicht, wohin ihre Mutter sie führen wird."

„Was fehlt ihr denn?"

„Das schreibt sie nicht. Sie spricht von Pyrmont."

„Pyrmont . . . Sie sollte ein paar Monate auf dem Lande bleiben. Da würde sie sich schneller rote Backen holen als in Pyrmont."

„Du bist so gut, Papa."

Der Vater verstand nicht recht, weshalb er gerade in dem Augenblick besonders gut sein sollte; aber er war müde und verlangte keine weitere Aufklärung, und Anna ließ das Gespräch fallen, um dem Vater, falls die Gelegenheit es nützlich machen sollte, daran zu erinnern, daß er sie beauftragt habe, ihre Freundin einzuladen, ein

paar Monate auf dem Lande, das heißt in Harmen, zu verbringen.

Helen war in der That leidend. — Ihr alter Frohmut war verschwunden. Die jungen Männer, die sie nach ihrer Rückkehr aus Europa umschwärmt hatten, — Alicens Schicksal schien bereits entschieden, und keiner versuchte mehr, dem jungen Winthrop den Platz an ihrer Seite streitig zu machen, — warteten vergebens auf Ermutigung, um mit ihr flirten zu dürfen. Sie behandelte alle mit stiller Freundlichkeit, die abschreckender war, als ihr früheres Spötteln und Scherzen, und die unternehmendsten Courmacher zu großer Zurückhaltung zwang.

„Was mag ihr fehlen?" fragte einer den andern.

„Gott weiß es. Sie sieht elend aus. Sie ist erschrecklich langweilig geworden."

Was ihr fehlte, wußten ihre Schwester und durch diese der Vater ganz genau. Die Mutter ahnte es, aber zog vor, unwissend zu erscheinen.

Der glücklichen, treuen Schwester hatte Helen ihr Herzeleid geklagt. Es war zu schwer für sie. Allein konnte sie es nicht tragen. — Alice hatte mit dem Vater gesprochen.

„Ihr seid so hart gewesen. — Meine arme Helen! Nun seht ihr, was ihr angerichtet habt: sie ist krank. Ich könnte weinen, wenn ich sie ansehe."

„Hart bin ich gewesen? Wieso denn?"

„Habt ihr nicht Herrn von Oer aus dem Hause vertrieben?"

„Wie kannst du nur so sprechen? Er ist von hier fortgegangen. Ich wußte nicht einmal, daß er uns ver-

lassen wollte, als Ihr mir sagtet, er hätte Abschied genommen."

„Nun, wenn du ihn nicht verscheucht hast, so hat Mama es durch ihre Unfreundlichkeit gethan. Er müßte ja blind gewesen sein, wenn er nicht bemerkt hätte, daß er bei uns das Gegenteil eines gern gesehenen Gastes war. Da er ein vornehmer Mann ist, so hat er nicht abwarten wollen, daß man ihm die Thür wies, und hat sich unter einem Vorwande von uns getrennt. — Ein so lieber, guter Mensch! Mama kann lange suchen, ehe sie jemanden findet, dem wir Helen so ruhig hätten anvertrauen können wie Herrn von Oer."

Herr Philipp Sands wußte, daß mit Alice schlecht streiten war, der es gar nicht darauf ankam, Behauptungen aufzustellen, für die es ihr nicht einfiel den Wahrheitsbeweis erbringen zu wollen. Er war ein geduldiger, seiner Frau und seinen Töchtern gegenüber nicht rechthaberischer Mann, aber da er Helen von Herzen liebte und es sein sehnlicher Wunsch war, sie glücklich zu machen, so wollte er erfahren, was ihr fehle, und Alice war durchaus nicht abgeneigt, darüber alles zu sagen, was sie wußte und sich einbildete. — Das ließ sich in wenigen Worten zusammenfassen: Helen liebte Oer und würde niemals, niemals einem andern als ihm die Hand reichen.

Herr Philipp Sands blickte eine kleine Weile nachdenklich vor sich hin, als er dies vernommen hatte. „Ja, mein Kind," sagte er endlich, „aber wie soll ich Helen Herrn von Oer verschaffen? Erstens hat er noch gar nicht um sie angehalten oder auch nur zu erkennen gegeben, daß er um sie anzuhalten wünscht, und zweitens

ist er augenblicklich irgendwo am andern Ende der Welt, in Konstantinopel, wenn ich nicht irre."

„O, wenn ich nur auf deine Unterstützung rechnen kann, so will ich die beiden schon zusammenbringen. Verlaß dich auf mich!"

„Du gehst zu weit. So unbedingt kann ich dir meine Unterstützung noch nicht versprechen. Ich kenne den jungen Mann kaum. Ich muß mich zunächst nach ihm erkundigen."

„Ist das nötig, Papa? Genügt es nicht, ihn anzusehen, um zu erkennen, daß man mit einem guten, ehrenwerten Mann zu thun hat?"

„Ja, das ist doch wohl nötig, liebes Kind."

„Bei wem willst du dich denn nach ihm erkundigen?"

„Nun, bei Graf Harmen, der ihn uns vorgestellt hat."

„Aber kannst du das, ohne Helen zu compromittieren? Papa . . ."

„Ja, mein Kind?"

„Laß mich den Brief schreiben! Du brauchst ihn nur zu unterschreiben."

Dazu lächelte Papa Sands. „Es ist doch wohl besser, daß ich den Brief selbst schreibe. — Du kannst ruhig sein, ich werde Helen nicht compromittieren."

Alice wußte genau, wann sie auf einen Punkt angekommen war, wo die Willfährigkeit ihres Vaters aufhörte. „Sei nur recht vorsichtig!" sagte sie. „Du mußt dich so beiläufig nach dem jungen Mann erkundigen, den er uns vorgestellt hatte, und der uns plötzlich verlassen hat."

„Beunruhige dich nicht! Ich werde das schon richtig machen."

„Und sprich mit Mama nicht davon!"
„Dazu ist vorläufig kein Grund vorhanden."

* * *

Der Briefwechsel zwischen Oer und seinen Berliner und amerikanischen Freunden war um diese Zeit ein besonders lebhafter geworden. Gabriele glaubte ihren Bruder trösten zu müssen und schrieb ihm zu dem Zweck lange Briefe, in denen von allen Freunden und Bekannten mit Ausnahme von Anna und Keßner die Rede war und auch Barbaria und Helen Sands Erwähnung fanden. — Der General und Tante Margarete waren ebenfalls regelmäßige Briefschreiber, und sogar Walter Georg bequemte sich dazu, den Briefen seiner Frau kurze Nachrichten hinzuzusetzen; auch von Keßner kam ein Schreiben an, indem er seine Verlobung mit Comtesse Anna anzeigte.

Aus Amerika erhielt Oer im Laufe des Sommers verschiedene Mitteilungen von Howian, Giragos, Bolton und Helen Sands. Die Briefe der beiden Armenier zeigten keine Entmutigung. Giragos schrieb, er habe sich wieder nach Yakima zurückgezogen, wohin ihm diesmal aber nur zwanzig seiner alten Gefährten gefolgt seien, acht von den vierzig seien am 30. September gefallen, die besten zwölf in Athen zurückgeblieben, um das, was sie von Oer gelernt hätten, ihre zukünftigen Kampfgenossen lehren zu können. — Boltons Briefe waren kurz und schienen nur zu bezwecken, Oer in Konstantinopel festzuhalten und ihm Vertrauen zu Margos Bartev einzuflößen: „Er ist nach Giragos der beste Mann," schrieb er, „über den wir ver-

fügen können, wenn der Tag der Entscheidung gekommen sein wird. Hoffentlich ist der nicht mehr fern, und es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Sie ihn noch in Konstantinopel erleben möchten."

Ganz verschieden von allen anderen Briefen, die Oer empfing, waren die von Helen Sands. Sie war keine gewöhnliche Briefschreiberin. Ihre Briefe waren kleine Meisterwerke in ihrer bescheidenen Art: anspruchslos, doch so gefällig, daß Oer sie wie freundliche Worte eines lieblichen Wesens als etwas Wohlthuendes empfand. Sie waren auch geschickt verfaßt, wenn sie bezweckten, den Briefwechsel aufrecht zu erhalten. Von dieser Absicht bemerkte Oer nichts, doch fühlte er sich immer verpflichtet, einen jeden der Briefe zu beantworten. — In ihren ersten Mitteilungen aus Deutschland hatte sie von Oers Verwandten, denen sie in Huysburg vorgestellt worden war, und vollständig harmlos von Comtesse Annas Verlobung gesprochen; seitdem sie in Amerika war, erzählte sie von ihren Eltern und ihrer Schwester und von dem Leben, das sie in New York führte, und überall wußte sie ein Wort einzuschalten, das in schüchtern anmutiger Weise von ihrer Teilnahme an Oer Zeugnis ablegte. — Dieser fand es durchaus nicht eigentümlich, daß sich ein so reger brieflicher Verkehr zwischen ihm und seiner kleinen Freundin, wie er sie nannte, gebildet hatte. Ihre Briefe waren nicht verfänglich und Oers womöglich noch weniger. Vater und Mutter hätten sie lesen können. Das war jedoch nicht der Fall.

Wenn Oer nicht bereits gewußt hätte, daß amerikanische Eltern ihren Töchtern großes Vertrauen schenken,

daß es ihnen unter gewöhnlichen Verhältnissen niemals einfallen würde, Briefe an ihre Kinder zu öffnen und zu lesen, so würde Walsh, mit dem er häufig zusammentraf, ihn darüber belehrt haben. Verschiedene Male sagte ihm dieser, er habe einen Brief von seiner Cousine — damit meinte er abwechselnd Helen oder Alice — empfangen, die ihm aufgetragen habe, Herrn Vanderoer zu grüßen und ihm zu sagen, sie würden ihm bald selbst schreiben. — „Das sind Briefschreiber erster Klasse," fügte er einmal hinzu. „Daran könnte sich unsereins ein Muster nehmen. Ich glaube, Papa und Mama Sands haben überhaupt nicht mehr zu schreiben. Die Mädchen nehmen ihnen die ganze Arbeit ab. — Und wie hübsch sie schreiben! — Haben Sie es nicht bemerkt?"

Herr von Oer hatte es bemerkt.

„Gutes Papier, gute Handschrift, guter Stil, — und immer etwas zu sagen, was einen interessiert. — A propos, hat man Ihnen schon anvertraut, daß Alice sich mit James Winthrop verlobt hat?"

„Nein, das hatte ich noch nicht gehört."

„Nun ja, es ist noch ein Geheimnis, — das ganz New York weiß; — aber gratulieren Sie nicht, bis man Ihnen die Anzeige schickt. Ich habe es von Helen, von meiner Mutter und meiner Schwester und von einem halben Dutzend guter Freunde erfahren. Jeder hat es mir als ganz vertraulich mitgeteilt, und so behandle ich die Nachricht, wie Sie sehen. Alice bekommt einen guten Mann und James Winthrop eine gute Frau. — Ich habe mich etwas gewundert, daß Alice vor ihrer älteren Schwester das Haus verläßt. Das gestattet man im allgemeinen

nicht gern. Ich vermute, James Winthrop hat nicht länger warten wollen, da Helen gar keine Anstalten macht, ein gutes Beispiel zu geben. — Merkwürdig, daß sie sich noch nicht verlobt hat. Sie ist die Hübschere und Klügere von den beiden. Ich denke mir, sie hat die Qual der Wahl, denn als ich New York vor achtzehn Monaten verließ, gehörte sie zu den meistumringten belles."

* * *

Oer hatte seine regelmäßigen Besuche bei Edhem Pascha, sogleich nachdem er sich von seinem kurzen Unwohlsein erholt, wieder aufgenommen. Dort traf er auch einige Male mit Parcegh Effendi zusammen. Bei solchen Gelegenheiten war es der Armenier, der hauptsächlich die Kosten der Unterhaltung trug. Er wußte alles, was in Pera vorging: wer im Klub gewonnen oder verloren, wer sich verlobt oder verheiratet hatte, oder wer gestorben war. — Den Pascha schien dies alles zu interessieren. Er war ein ebenso guter Zuhörer wie Erzähler. Aber armenische Angelegenheiten wurden in Gegenwart Parceghs nicht berührt. Das geschah dagegen in eingehender Weise, wenn die Tafelrunde nur aus türkischen Gästen und Oer bestand.

Als der Monat Mai gekommen war und Edhem Pascha, bevor er seinen Yali am Bosporus bezog, auf einige Wochen nach Prinkipo übersiedelte, wo das Frühjahr von großer Schönheit ist, da hätte Oer eine Abhandlung über die armenische Frage schreiben können, soviel war ihm darüber von Edhem Pascha mitgeteilt worden. Es war

die türkische Seite der Frage, die ihm gezeigt wurde, aber nicht, wie sie sich im Geiste eines fanatischen Muhammedaners darstellt, sondern wie ein gebildeter Türke sie betrachtet, der in stetem Verkehr mit dem Abendlande gestanden, den seltenen Mut besitzt, seine Ansicht auszusprechen, und sich des noch selteneren Vorrechts erfreut, dies ungestraft thun zu dürfen.

„Es giebt zwei Klassen von Armeniern," sagte Edhem Pascha, „die die Abkunft und alle nationalen Eigentümlichkeiten des Geistes und des Äußern gemein haben, aber vom politischen Standpunkte aus vollständig voneinander geschieden werden müssen. Es sind dies die Katholiken und die Orthodoxen oder Gregorianer: die Katholiken verehren den römischen Papst als kirchliches Oberhaupt, die Orthodoxen den ‚Catholicos', der seinen Sitz in Etschiniadzin hat. Erstere bilden eine geringe Minderheit im armenischen Stamme und werden von den Orthodoxen wie Renegaten betrachtet. — Sie haben mit der armenischen Frage nichts zu thun. Die große Menge der Türken macht jedoch kaum einen Unterschied zwischen ihnen und den Orthodoxen, und bei den Gemetzeln, die in den Provinzen stattgefunden haben, wo einige niedergemacht worden sind, würde es ihnen allen nicht besser ergangen sein als den Orthodoxen, hätten nicht viele das Glück gehabt, sich als Katholiken unter französischen Schutz stellen zu können. Die hat man unbehelligt gelassen, was den Haß der Orthodoxen gegen sie noch verstärkt hat. Sie erblicken in ihren katholischen Landsleuten Verräter an der armenischen Sache, und hie und da ist man so weit gegangen, sie anzuklagen, sich an den von Türken,

Tscherkessen und Kurden begangenen Ausschreitungen gegen die Gregorianer beteiligt zu haben. Doch möchte ich bezweifeln, daß das der Fall gewesen ist. — Wenn ich fortan von Armeniern spreche, so sind darunter stets die gregorianischer Konfession zu verstehen.

„Es wird jetzt vielfach in Abrede gestellt, daß die Armenier die Gründung eines autonomen armenischen Reiches ins Auge gefaßt hätten. In letzter Zeit sind ihre offenkundigen Bestrebungen in der That nur darauf gerichtet gewesen, mit Hilfe der Mächte Garantieen dafür zu erlangen, daß armenisches Leben und Eigentum nicht ferner der Willkür türkischer Beamten preisgegeben werde. Ich sage offenkundige Bestrebungen, denn ich selbst bin überzeugt, obgleich ich dafür keine Beweise erbringen könnte, daß neben jenen Bestrebungen geheime bestehen, die viel weiter gehen als das, was auf dem heutigen armenischen Programm als notwendige, gerechte und befriedigende Reformen bezeichnet wird.

„Wie immer dem sei, es steht fest, daß die ersten armenischen Verschwörer, die sich nach dem Berliner Kongreß zusammenfanden, auf nichts Geringeres als auf die Gründung eines unabhängigen armenischen Reiches hinsteuerten. Mir sind Karten zu Gesicht gekommen, die in London und Paris gedruckt waren, und auf denen man die Grenzen des großen armenischen Reiches bereits festgestellt hatte. — Es ist natürlich, daß das gerechtfertigte Mißtrauen, das nun einmal in den türkischen Geist gesät worden ist, fortbesteht. — Die Türken haben im Westen des Reiches bittere Erfahrungen gemacht, unersetzliche Verluste erlitten. — Die gebrannte Katze fürchtet das Feuer. Im Osten

des Reiches glimmt es unter der Asche. — Es soll bis auf den letzten Funken erstickt werden."

Der Pascha schwieg und strich sich nachdenklich den kurz geschorenen, dichten Bart. „Das Feuer muß erstickt werden," wiederholte er sinnend. „Es ist eine Pflicht der Selbsterhaltung der türkischen Regierung, es zu ersticken... bis auf den letzten Funken." — Wiederum machte der Pascha eine längere Pause. Seine Augen waren in die Leere gerichtet, der Ausdruck seines Gesichtes ernst, fast finster. Dann wandte er sich von neuem an seinen deutschen Gast.

„Ich hoffe, es wird mir erspart sein, den Tag zu erleben, an dem der Türkei der herrlichste Stein in ihrer Krone, Stambul, ihr entrissen wird. — Der Muhammedaner ist nicht ängstlich, doch schon sehen viele den Tag nahen. Ländergierige Hände strecken sich uns drohend entgegen, und von Westen und Norden her ertönt der Ruf, die Türken seien aus Europa zu vertreiben. Es wird schlimme Arbeit sein, Ströme von Blut werden fließen, um sie zu vollbringen. — Was geschrieben steht, wird in Erfüllung gehen! — Es ist die Pflicht des Khalifen, auf das Mögliche, das Schreckliche gefaßt zu sein. Sollten die Türken aus Europa vertrieben werden, so wird Asien der Kern des Osmanischen Reiches. — Der muß rein und gesund erhalten, darf nicht von Verschwörungen Andersgläubiger angefressen werden. — Und darum muß das von armenischen Händen seit zwanzig Jahren ununterbrochen geschürte Feuer ausgelöscht werden: auf jede Weise — gewaltsam, wenn es kein anderes Mittel giebt.

„Bis gegen Mitte dieses Jahrhunderts hat man armenische Klagen über türkische Grausamkeiten nicht gehört. Die Armenier lebten friedlich und bereicherten sich auf Kosten der Herren des Landes. Damit waren sie zufrieden. Der Türke blickte auf sie hinab. Das kränkte sie nicht. Ehrgeiz und Stolz sind dem Armenier fremd. Er dürstet nach Reichtum, nicht einmal nach der Macht, die der Reichtum verleiht, sondern um den Besitz allein ist es ihm zu thun. Er ist kein freiheitsliebender Mann. Er ist ein geborener Sklave. Der Türke war ihm kein grausamer Herr. Es gab Hunderte von Armeniern in Amt und Ehren und hohen Würden, Tausende, die in Reichtum hätten schwelgen können, wenn sie einen höherer Genuß gekannt hätten als den, Geld aufzuhäufen. Und der Armenier würde noch heute knausern, wuchern, sich schinden und sich demütig vor dem Gebieter beugen, wenn ihm nicht vom Abendlande her Unabhängigkeitsgelüste eingeflüstert worden wären, Gelüste, die seiner Sklavennatur fremd waren, und denen er willig sein Ohr lieh, nicht weil ihm die Unabhängigkeit als etwas Erhabenes erschien, sondern weil sein einzig auf Erwerb gerichteter Geist darin einen Hebel zu schnellerer Bereicherung erblickte. Was man von armenischem Patriotismus sagt und schreibt, ist Heuchelei oder Unwissenheit. Von den wenigen Ausnahmen, auf die ich bereits hingewiesen habe, spreche ich nicht.

„Der Armenier ist unermüdlich thätig und scharfsinnig. Die revolutionären Comités in Paris und London waren rührig. Sie wußten den Fremden, die sie in ihrer Häßlichkeit nicht kannten, Vertrauen einzuflößen, sich Freunde unter ihnen zu machen, Mitleid zu erwecken. Eine große

Bewegung der Geister zu Gunsten der armenischen Forderungen ging durch Europa. Sie hatte ihre natürliche Rückwirkung in der Türkei, namentlich in Armenien.

„Und nun komme ich zu dem Hauptpunkte: die armenischen Greuel, über die man sich in England entrüstete, waren die natürliche Folge der in England angezettelten und genäherten armenischen Verschwörung. Die armenischen Rebellen waren es, die die Waffen gegen die türkische Obrigkeit erhoben; — die türkischen Soldaten schlugen sie ihnen aus den Händen. — Vielleicht hatte England ein großes Interesse daran, gerade in dem Augenblick die Aufmerksamkeit Europas auf diesen einen Punkt zu lenken, um an anderer Stelle in seinen Plänen nicht gestört zu werden. — Doch das ist eine politische Frage, die ich nicht zu erörtern vermag.

„Bei keinem Türken werden Sie Zweifel darüber vorfinden, daß der armenische Aufstand, der eine Gefahr für die asiatische Türkei war, unterdrückt werden mußte. Über das Wie bestehen Meinungsverschiedenheiten. — An maßgebender Stelle hat man schnelles, gewaltthätiges Vorgehen für geboten erachtet. Der Türke ist ein Krieger, den der Krieg zum Äußersten, zum Unmenschlichen treibt. Es ist nicht vorgekommen, daß man armenische Rebellen vor Kanonen gefesselt und in die Luft geblasen hätte, wie Engländer es in Indien gethan haben, — aber man hat kein Erbarmen an ihnen geübt. Dagegen hat sich das abendländische Gefühl empört. Das war natürlich. Aber das verdammende Urteil, das man über die Türken aussprach, war ein unbilliges. Jedes Land hat das Recht, seinen Besitzstand zu schützen. Die ganze Entwicklungs-

geschichte der Staaten beruht darauf. Bei der Wahl der Schutzmittel ist nie ein Volk sehr wählerisch gewesen. Diejenigen, die Patriotismus als die höchste Bürgertugend rühmen, am wenigsten. Und welches Land wäre nicht stolz auf den Patriotismus seiner Bewohner!

„Ich kenne ein abendländisches Sprichwort, wonach im Kriege alles erlaubt ist, der Sieg alles rechtfertigt. Wir besitzen ein solches Sprichwort nicht, aber der Geist desselben beherrscht das Morgenland wie das Abendland. Die beste, lobenswerteste Kriegführung ist die, die am schnellsten zum Siege führt — ‚mit möglichster Schonung von Leben und Besitz', fügt die moderne Cultur hinzu, — und dabei ist das Bestreben der Großmächte unausgesetzt darauf gerichtet, mit ungeheuerlichem Kostenaufwand, mit den größten Opfern an Geld und Gut die Zerstörungsmittel des Lebens bis in das Ungeheuerliche zu vervollkommnen.

„Wer hat die in Armenien ausgebrochene Rebellion entfesselt? — Die vom Abendlande aufgestachelten Armenier. Die Türken haben ein allgemein anerkanntes Recht ausgeübt, ihre patriotische Pflicht gethan, indem sie den Krieg so schnell wie möglich beendeten. Es soll dabei unverhältnismäßig mehr unschuldiges Blut vergossen worden sein als in den letzten europäischen Kriegen. Das weiß ich nicht. — Eines aber ist sicher: die Unbarmherzigkeit war in ihren Folgen eine Barmherzigkeit. Hätte man mit Milde Frieden stiften wollen, so hätte das Feuer der Empörung weiter um sich gefressen, so stände heute ganz Armenien, ein großer Teil des Osmanischen Reiches in Flammen, so hätten andere Stämme sich verlocken lassen,

dem Beispiel Armeniens zu folgen, die Existenz des Reiches in Europa und in Asien bedroht, und an Stelle der Tausende, die geblutet haben, würden Hunderttausende Erschlagener den Boden des Landes bedecken.

„Die erste Ursache der blutigen Ereignisse in Trapezunt, Saïtun, Diarbekir und letzthin in Konstantinopel ist die keineswegs immer selbstlose Einmischung Europas in die Angelegenheiten der Türkei.

„Die sogenannte armenische Frage kann nur auf zwei Weisen gelöst werden: das Osmanische Reich muß verschwinden, — dann wird man sehen, was seine Nachfolger mit dem friedenstörenden armenischen Elemente anfangen, — oder die Armenier müssen zu der Erkenntnis gelangen, daß ihre alte Stellung in der Türkei die beste war, die sie einzunehmen berechtigt sind. — An dieser Lage werden die Commissionen der Mächte und alle Reformvorschläge nichts ändern."

Auf diesen letzten Gedanken kam Edhem Pascha immer wieder zurück, und Der erblickte darin den knappen, scharfen Ausdruck der türkischen Meinung. Es war grundverschieden von dem, was Howian, Giragos und Bolton ihn gelehrt hatten. Das that seiner Zuneigung für diejenigen keinen Abbruch, die ihn mit so warmer Gastfreundschaft aufgenommen hatten, und an denen er keine der häßlichen Eigentümlichkeiten entdecken konnte, die Edhem Pascha den Armeniern zuschrieb. Aber seine Begeisterung für die armenische Sache erkaltete mehr und mehr. Die einzigen Türken, die er bis jetzt kennen gelernt hatte, Naïm Bey und dessen Vater, waren liebenswürdige, vertrauenerweckende Persönlichkeiten; aber auch die fremden Türken,

deren er so vielen begegnete, ohne mit ihnen in Berührung zu treten, machten einen günstigen Eindruck auf ihn. Sie schritten einfach, würdevoll, ruhig einher und bildeten zu den lebhaften, lauten Griechen und Levantinern und den scheuen, geheimnisvollen Armeniern einen Gegensatz, der dem schlichten Oer Erfreuliches bot.

Zweites Kapitel.

Der hatte seit geraumer Zeit nichts mehr von Varvaria gehört. Ihre wunderbare, geheimnisvolle Schönheit hatte ihn in Yakima unwiderstehlich angezogen. Davon sah er nichts mehr. Ihr Bild wurde unklarer in seinem Geiste. — Würde er sie jemals wiedersehen? Er sehnte sich danach. Die Sehnsucht nagte an ihm, aber nicht mit brennendem Schmerz. Er ertrug sie wie ein unheilbares Übel. — Aber warum unheilbar? Was verhinderte ihn, um ihre Hand anzuhalten? Er machte sich Vorwürfe wegen seines Kleinmuts. — Er wollte sein Heil versuchen und dabei methodisch zu Werke gehen. Das erste war: er mußte Varvaria wiedersehen. Von der Art, wie sie ihn empfangen würde, wollte er dann die nächsten Schritte abhängig machen.

Er schrieb an Bolton. — Er sagte ihm, es sei sein Wunsch, nach Amerika zurückzukehren. Sein Kontrakt mit Sohagian laufe demnächst ab. Er könne nicht annehmen, daß dieser beabsichtige, ihn zu verlängern. Er selbst wünsche ihn abzukürzen und erwarte nur Sohagians Ermächtigung, um die Türkei zu verlassen. Diese möchte Bolton ihm verschaffen, und er würde dann ohne Zeit-

verlust von Konstantinopel nach New York zurückkehren. Er bitte, Howian und Giragos zu grüßen, und sage ihnen allen „Auf hoffentlich baldiges Wiedersehen!“

Als Oer diesen Brief geschrieben und zur Post getragen hatte, fühlte er sich erleichtert. Das planlose Leben in Pera hatte ihn ermüdet. Er meinte nun den ersten Schritt auf dem Wege gemacht zu haben, der ihn zu seinem Ziele, seinem Glücke führen sollte. Er zürnte sich, dies nicht bereits vor Monaten gethan zu haben.

Pera leerte sich allmählich. Im Klub wurde es mit jedem Tage stiller. Parcegh Effendi war gleichzeitig mit Edhem Pascha und Naïm Bey nach Prinkipo gezogen. Walsh hatte sich in Therapia eine freundliche Wohnung genommen und kam zwar täglich, aber immer nur auf wenige Stunden, nach Pera, um dort die geschäftlichen Angelegenheiten, die ihm oblagen, zu erledigen. Oer war mehr als zuvor auf Bartevs Gesellschaft angewiesen, mit dem er gewöhnlich die Nachtmahlzeit teilte. — Am Ende eines heißen Junitages, als sich die beiden bei Tisch gegenübersaßen, sagte Bartev: „Wenn es Ihnen recht ist, so siedeln wir demnächst nach Bujukdere über.“

Oer war damit einverstanden. Es war ihm lieb, das traurige Haus in der engen Straße von Pera gegen die luftigen, hellen Zimmer im Yali von Bujukdere vertauschen zu können.

„Schön,“ sagte Bartev. „Dann werde ich übermorgen früh mit dem ersten Schirket nach Bujukdere fahren und Sie bitten, mir im Laufe des Vormittags zu folgen.“

Als Oer am nächsten Morgen seinen üblichen Gang zur Post machen wollte, erblickte er in der Rue de Péra

einige zwanzig Schritt vor sich einen Fußgänger, der ihm entgegenging, und dessen ruhige Augen aufmerksam um sich blickten. Es war ein Mann mittlerer Größe, der einen leichten Reiseanzug und einen grauen, weichen Hut mit breiter Krempe trug. Jetzt hafteten seine Augen auf Oers Gestalt. In dem sonnverbrannten Gesichte des Fußgängers zeigte sich keine Veränderung, aber er blieb plötzlich stehen, suchte eine Sekunde im Rock und zog eine schwere Brieftasche hervor. Oer hatte den Mann und jene Brieftasche schon früher einmal gesehen. Aber wo? Ehe er eine Antwort gefunden hatte, stand der Fremde vor ihm. „Guten Morgen, Herr von Oer," sagte dieser. „Wie befinden Sie sich?" Und gleichzeitig überreichte er Oer einen kleinen offenen Brief, den er dem Portefeuille entnommen hatte.

„Herr Eberhard! Es freut mich Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen?"

„Sehr gut, sehr gut. Bolton läßt Sie grüßen. Bitte, lesen Sie seinen Brief!"

Oer entfaltete das Schriftstück. „Lieber Herr von Oer! Ich habe nicht nötig, Ihnen Herrn Karl Eberhard, Ingenieur und Landagent aus Tacoma, vorzustellen. Er sagt mir, Sie hätten sich bereits im Eisenbahnzuge von Yakima kennen gelernt. Er wird Ihnen berichten, was ihn nach Konstantinopel führt. Bitte, nehmen Sie sich seiner freundlich an. Machen Sie ihn mit Margos Bartev bekannt und sagen Sie diesem, daß es mir angenehm sein würde, wenn er in Pera oder in Bujukdere mit Ihnen unter demselben Dache wohnen könnte. Die nächste Post bringt Ihnen ausführlichere Mitteilungen von mir."

„Herzlich willkommen!“ sagte Oer und reichte Eberhard zum zweiten Male die Hand. Er freute sich in der That, einen Landsmann zu sehen. „Ich war soeben auf dem Wege zur Post,“ fuhr er fort. „Wenn Sie müde sind, so bringe ich Sie zunächst nach Hause, — denn Sie wohnen natürlich bei uns; andernfalls könnten Sie mich zur Post begleiten.“

„Ich gehe mit Ihnen. — Wie sollte ich müde sein? Seit vierzehn Tagen habe ich nichts Anderes gethan als aufs Meer und auf die Landschaft geblickt, gegessen, geraucht und geschlafen.“ Er wandte sich um, und die beiden schritten nebeneinander die Rue de Péra hinab. „Dies ist Galata-Seraï,“ sagte Eberhard.

„Richtig.“

„Und dort gegenüber die englische Botschaft.“

„Sie kennen Konstantinopel?“

„Ja, seit einer Stunde. Ich bin soeben mit dem Orient-Expreß angekommen. Ich habe vorläufig meine Koffer in Boltons altem Hause, im Hotel Royal, niederstellen lassen. Wir gehen dort vorüber. Wenn Sie mir Quartier geben können, so wollen wir bestellen, daß meine Sachen nach Ihrem Hause gebracht werden.“

Eberhard verständigte sich gleich darauf in schlechtem Französisch mit dem Portier, bezahlte eine kleine Rechnung und fügte dem schuldigen Betrag wohl ein gutes Trinkgeld hinzu, denn der Pförtner begleitete ihn ehrerbietig grüßend bis vor die Thür und empfahl sich dem ferneren Wohlwollen Herrn Eberhards.

Der kurze Weg nach Galata genügte dem praktischen Deutsch-Amerikaner, um Oer über den Zweck seiner Reise

nach Konstantinopel vollständig aufzuklären. „Ich kenne den alten Bolton schon seit vielen Jahren," sagte er. „Wir haben verschiedene Male zusammen gearbeitet. Er beschäftigt sich jetzt mehr mit Landspekulation als mit Schiffen. Er hat eine glückliche Hand. Er kam vor drei Wochen nach Yakima, um auf seiner Besitzung, die seit Abreise des letzten Verwalters ohne ordentliche Aufsicht gewesen war, nach dem Rechten zu sehen. Er wünschte eine Zusammenkunft mit mir. Ich suchte ihn in Yakima auf. Sie wissen natürlich, daß der alte Mann eine harmlose fixe Idee hat: Armenien. Übrigens bleibt er dabei ein heller Geschäftsmann. Er kalkuliert, daß viele reiche Armenier die Türkei verlassen werden, darunter einige Großgrundbesitzer. Mit diesen, in erster Linie mit Sohagian, den Sie kennen, soll ich mich in Verbindung setzen. Bolton hat ein großes Geschäft im Auge, das nicht übers Knie gebrochen werden kann. Er will so viel wie möglich armenisches Land durch amerikanisches und deutsches Kapital ankaufen, — ein Geschäftsgeheimnis, das ich Ihnen anvertraue. Ich werde zunächst nur das Terrain sondieren. Dabei rechne ich auf Sie, Bartev und einen gewissen Robert K. Walsh, für den ich eine Einführung von Bolton habe, und dem Sie mich vielleicht gelegentlich vorstellen."

„Ich hoffe," sagte Oer lächelnd, „daß Bartev und Walsh sich nützlich machen werden. Ich könnte Ihnen nämlich gar keine Auskunft geben. Ich weiß nur, daß Herr Wanian, ein armenischer Engländer, einen Teil der Sohagianschen Besitzungen verwaltet und in den Augen der Türken für deren Besitzer gilt."

„Wanian, der Furchtlose? Ich habe ihn kennen gelernt. Der kommt nicht in Frage. Der thut, was man ihm sagt."

„Wie geht es dem Armen? Ich habe ihn bedauert."

„Nerven vollständig zerrüttet. Er würde sich eher zerreißen lassen, als nach Konstantinopel zurückkehren. Er beabsichtigt, sich mit Ihrem Freunde Giragos in Yakima niederzulassen. Da hat er gute Luft, Ruhe und Frieden."

„Haben Sie Herrn Giragos gesehen?"

„Ich habe ihn nur einmal auf kurze Zeit angetroffen. Er hat mir gefallen. Das ist ein Mann!"

„Haben Sie zufällig auch seine Schwester kennen gelernt? — Sie wissen, daß ich mit den beiden in Yakima zusammen gelebt habe."

„Nein, von einer Schwester Giragos' ist überhaupt nicht die Rede gewesen."

Auf der Post fand Oer einen Brief von Bolton, der ungefähr dasselbe besagte, was Eberhard bereits erzählt hatte, und eine Einlage für Bartev enthielt. Darauf begaben sich die beiden nach Oers Wohnung. Als sie vor dem Hotel Royal angekommen waren, trat Eberhard auf die Schwelle des Hauses und rief den Portier, der sogleich erschien. — „Meine Koffer?"

„Bereits in Ihrer Wohnung, mein Herr."

„Gut."

Der Deutsch-Amerikaner war für Oer ein neuer Typus, der ihm gefiel.

Bartev war zu Hause, als Oer und Eberhard dort anlangten. Der Armenier und der Neuangekommene musterten sich gegenseitig schnellen, aufmerksamen Blicks.

Darauf übergab Eberhard seinem zukünftigen Wirte ein offenes Empfehlungsschreiben Boltons, das Bartev durchflog. Dann reichte er Eberhard die Hand und sagte: „Sie sind herzlich willkommen. Erlauben Sie mir, Sie sogleich in Ihr Zimmer zu führen. Sie werden es diesmal nur eine Nacht bewohnen, denn wir hatten vor Ihrer Ankunft bereits beschlossen, morgen nach Bujukdere überzusiedeln."

Eberhard hatte sich schnell in seinem Zimmer eingerichtet. Während er damit beschäftigt war, las Bartev den Brief Boltons, den Oer ihm übergeben hatte. Nach einer Viertelstunde waren die drei in Oers Zimmer versammelt.

Eberhard begann sofort von dem Zweck seiner Reise zu sprechen. „Ich habe Herrn von Oer bereits gesagt, was mich hierher führt. Ich muß es Ihnen wiederholen, Herr Bartev."

„Ich danke vielmals, aber das ist nicht nötig. Ich bin durch Herrn Bolton unterrichtet. Ich werde im Laufe des Tages einige meiner Freunde sehen, die die hiesigen Verhältnisse besser kennen als ich, und zu erfahren suchen, wie das Geschäft am besten einzuleiten ist. — So einfach, wie Herr Bolton zu glauben scheint, ist es nicht."

„Wieso?"

„An Besitzern, die willig wären, ihr Eigentum zu verkaufen, dürfte es nicht fehlen, und keiner von ihnen wird unbillige Forderungen stellen. Aber wir haben mit der türkischen Regierung zu rechnen, die Schwierigkeiten machen wird, armenischen Grundbesitz auf fremde Eigentümer zu übertragen."

„Dazu hat sie kein Recht. Es giebt Verträge, welche fremden Nationen, unter anderen auch Amerika, gestatten, Grundeigentum in der Türkei zu erwerben."

„Das weiß ich, Herr Eberhard. Aber es ist hier nicht immer ganz leicht, zu seinem Rechte zu kommen."

„Das sei spätere Sorge. Zunächst muß ich mich im allgemeinen über den Wert von Grundbesitz in der Türkei unterrichten, sodann die Besitzungen, die ich möglicherweise kaufen könnte, in Augenschein nehmen und deren Wert feststellen. Dann kommen die Unterhandlungen mit den Eigentümern, und erst nachdem ich mich mit diesen geeinigt habe, wird die Frage der Verständigung mit der Regierung an uns herantreten. — Bolton hat mir aufgetragen, mit dem Grundbesitz seines Freundes Sohagian zu beginnen. Das wird mir nicht viel zu thun geben, denn Bolton selbst übernimmt es, das Geschäft mit Sohagian abzuschließen. Ich werde aber bei der Gelegenheit das Hauptsächlichste von dem hiesigen Landgeschäft kennen lernen."

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs sagte Eberhard, er wünsche einen Vertrauensmann anzuwerben, der die türkischen Verhältnisse einigermaßen kenne und ihm bei seinen zukünftigen Unterhandlungen als Dragoman zur Seite stehen könne. „Würden Sie in der Lage sein," fügte er hinzu, sich an Bartev wendend, „mir diese Dienste zu leisten?"

„Nein," antwortete Bartev lächelnd, „das wäre nicht möglich. Als Armenier würde ich in diesem Augenblick die ungeeignetste Persönlichkeit zu derartigen Unterhandlungen sein."

„Aber Sie würden sicherlich keine Schwierigkeiten haben, mir einen passenden Mann anzuempfehlen."

„Auch das würde mir schwer fallen, aber ich will mein Bestes thun. — Nun, wir haben ja Zeit, da Sie mit Sohagians Besitzungen anfangen wollen.

„Die Sache hat Zeit, meinen Sie. — Schön, Herr Bartev. — Aber ich habe Eile. Zeit ist Geld. — Ich habe hier alles zu lernen und will sogleich an die Arbeit gehen. Dazu genügt mir zunächst der erste beste Dragoman, der mir ermöglicht, mich hie und da zu verständigen. Suchen Sie unter den Fremdenführern den besten, den Sie finden. Er soll mir genügen."

„Ich hätte vielleicht einen Mann für Sie," warf Oer ein, und die fragenden Blicke Bartevs und Eberhards beantwortend, erzählte er von seinen Beziehungen zu dem ehemaligen Portier des Hotel Royal, Joseph Hendrichs.

„Das ist mein Mann," sagte Eberhard. „Wir wollen ihn sogleich aufsuchen, wenn es Ihnen recht ist."

Joseph Hendrichs' Adresse war leicht ermittelt. Der Portier des Hotel Royal kannte sie und übernahm es, seinen Vorgänger zwischen sechs und sieben Uhr nach Oers Wohnung zu senden.

„Nun möchte ich Sie bitten," sagte Eberhard zu Oer, „mich zu Boltons jungem Freunde Robert K. Walsh zu führen."

Oer sah nach der Uhr. „Ich hoffe, wir finden ihn noch. Er kehrt gewöhnlich gegen vier Uhr nach Therapia zurück."

„Es fehlen noch zehn Minuten an vier Uhr," bemerkte Eberhard.

„Mein werter Herr," erwiderte Oer, „Sie dürfen hier nicht mit der Uhr in der Hand leben wollen. Konstantinopel ist nicht sehr reich an Geld, aber desto reicher an Zeit."

„Compensation."

„‚Gegen vier Uhr' müssen Sie verstehen: zwischen drei und fünf."

„Ein Versuch kann nichts schaden. Führen Sie mich, bitte, zu Ihrem Freunde."

Robert K. Walsh lag auf einem Bambussessel, rauchte eine Cigarette und hatte ein Glas seines Lieblingsgetränks, Whisky und Soda, neben sich stehen. Er bewillkommte Oer herzlich, las Boltons Brief den Eberhard ihm übergab, und verkehrte nach zehn Minuten mit diesem wie mit einem alten Bekannten. „Sie gehen morgen nach Bujukdere, und ich wohne seit vierzehn Tagen in Therapia. Da sind wir Nachbarn. Wir können uns treffen, wann es Ihnen beliebt. Sagen Sie mir nur, was ich für Sie thun soll. Ich stehe gern zur Verfügung. — Und wie befindet sich mein alter Freund Bolton? Noch immer Armenien auf dem Gehirn?"

„Schlimmer als je."

„Nun, wenn es ihm nur Spaß macht." Dann wandte Walsh sich wieder an Oer. „Ich habe gestern von Ihnen gesprochen, mit einer schönen Frau. Ich habe mich verpflichtet, Sie ihr vorzustellen. Das dürfen Sie mir nicht abschlagen. Bedenken Sie, daß ich Sie zum ersten Male gesellschaftlich in Anspruch nehme."

„Wer ist die schöne Frau?"

„Frau Kalliope Argyriadi."

„Ich habe nicht die Ehre, die Dame zu kennen."

„Natürlich, sonst brauchte ich Sie ihr nicht vorzustellen. Sie werden mir übrigens später dafür danken. Sie ist großartig. Ich bedauere nur, nicht schon längst ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Sottiri hat das endlich besorgt, was von großer Freundschaft oder großer Nichtachtung für mich zeugt. Ich hoffe, er wird es eines Tages bereuen. Kennen Sie Sottiri?"

„Nie gesehen."

„Hundertmal wenigstens. Er hält sich jeden Tag stundenlang im Klub auf. — Madame Kalliope haßt Sie."

„So, — und sie will mich kennen lernen?"

„Ich glaube, es ist der Haß einer unüberwindlichen Zuneigung."

„Was haßt sie an mir?"

„Daß Sie mit Armeniern verkehren."

„Daran kann ich nichts ändern. Also lassen wir Madame Kalliope das Vergnügen ihres Hasses."

„Nein. — Nein. Ich habe versprochen, Sie ihr vorzustellen. Sie werden mich doch nicht wortbrüchig machen wollen?"

„Nun schön. Davon können wir dann später sprechen."

„Morgen?"

„Sehr wohl, morgen."

„Ich hole Sie um fünf Uhr ab. Wir trinken eine Tasse Thee bei ihr, und um sechs Uhr sind Sie wieder frei. — Einverstanden?"

„Wie Sie wollen. Ich fürchte, Sie werden keine Ehre mit mir einlegen."

„Desto besser für mich.“

Am Abend, pünktlich um sechs Uhr, meldete sich Joseph Hendrichs bei Oer. Nach einer kurzen Unterredung, in der Hendrichs mitteilte, er sei frei und glaube sich befähigt, Herrn Eberhard in der von diesem gewünschten Weise zu dienen, machte Oer die beiden miteinander bekannt, die sich in fünf Minuten über die Bedingungen einigten, unter denen Hendrichs sich verpflichtete, Herrn Eberhard jeden Tag von früh bis spät als Dolmetscher zur Verfügung zu stehen.

„Dann fängt Ihr Dienst morgen früh an,“ sagte Eberhard. „Seien Sie um zehn Uhr hier!“

Bald nachdem Hendrichs sich entfernt hatte, trat Bartev in Oers Zimmer. Er sagte, er werde am nächsten Morgen mit dem ersten Schirket nach Bujukdere fahren. Seine Gäste möchten ihm dann zu einer beliebigen Stunde, vielleicht gegen zehn Uhr, in der Victoria folgen. Das Gepäck würde, wie gewöhnlich, Mardyros besorgen. Er bäte jedoch um die Erlaubnis, zwei kleine Blechkisten in den Wagen stellen zu lassen, die er der besonderen Sorgfalt der Herren anempfehle, da sie Papiere von bedeutendem Wert enthielten.

Am nächsten Morgen meldete Mardyros, der Wagen stehe vor der Thür zur Abfahrt bereit. Eberhard und Oer, die bereits alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen hatten, stiegen die Treppe hinunter.

Im Hausflur wurden sie von Hendrichs empfangen. „Sie begleiten uns,“ sagte Eberhard.

Mardyros stand in der Hausthür. „Wo sind die beiden Kisten, die ich mitnehmen sollte?“ fragte Oer.

„Unter dem Rücksitz, Effendi. Herr Bartev hat mir aufgetragen, sie Ihrer besonderen Sorgfalt anzuempfehlen."

„Gut."

Eberhard und Oer nahmen im Wagen Platz. Hendrichs setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, und wenige Minuten nach elf Uhr befand sich der Wagen auf dem Wege nach Bujukdere. Nach anderthalbstündiger Fahrt machte der Wagen vor dem Yali in Bujukdere Halt. — Bartev erwartete seine Gäste. Nachdem er sie flüchtig begrüßt hatte, stieg er in den Wagen, warf einen forschenden Blick um sich, was jedoch weder Eberhard noch Oer bemerkten, hob die Kissen des Rücksitzes in die Höhe und entnahm dem Kasten, den diese verdeckt hatten, zwei flache Kisten aus Eisenblech, die er schnellen Schrittes in das Haus trug, wo er sie dem kostbar gekleideten Kapudschi, dessen Oer sich vom vergangenen Jahre her erinnerte, mit kurzer Weisung übergab. Oer, der ein gutes Augengedächtnis hatte, bemerkte, daß eine der beiden Kisten derjenigen glich, aus der Bartev eines Tages Papiere entnommen hatte, die auf seinem Tisch ausgestreut waren, und die er, von Oer überrascht, als die Pläne der Sohagianschen Besitzungen bezeichnet hatte. Dies mochten für den Eigentümer Papiere von bedeutendem Werte sein; doch darüber machte Oer sich keine Gedanken.

Drittes Kapitel.

Der Monat Juli begann mit sehr heißen Tagen. Oer verließ den Bosporus ungern, auch wenn es sich nur um wenige Stunden handelte; aber die schöne, reine Meeresluft allein war es nicht, die ihn seit vier Wochen dort festhielt. Sein Tag war angefüllt. Es wurde ihm schwer, aus dessen Mitte drei oder vier Stunden herauszuschneiden, die nötig waren, um nach Galata zu fahren, die Briefe auf der Post in Empfang zu nehmen und nach Bujukdere zurückzukehren, und da er keine eiligen Nachrichten, weder von seinen armenischen Freunden noch von zu Hause erwartete, so ließ er oftmals mehrere Tage hingehen, ohne sich jene Briefe zu holen. — Als er eines Tages, nach längerer Pause das wenige von Energie zusammennahm, das die Hitze und anderes ihm gelassen hatten, um nach Galata zu fahren, übergab ihm der Postbeamte ein großes Paket Zeitungen.

„Keine Briefe?" fragte Oer.

„Jawohl, Herr von Oer. Unter den Zeitungen werden Sie einen Brief finden, der schon vor vier oder fünf Tagen angekommen ist."

Oer suchte eine kleine Weile. „Richtig, da ist er! Danke."

Es war ein kleiner, unscheinbarer Brief. An der steilen, großen Handschrift auf der Adresse erkannte Oer, daß er von Bolton kam. Vor vier Wochen hatte er die Tage und Stunden gezählt, wann der Brief in seine Hände gelangen könnte, der ihm, wie er damals sehnlich wünschte, die Ermächtigung bringen sollte, Konstantinopel zu verlassen. Er lagerte nun seit fünf Tagen auf dem Postamte, und jetzt hielt Oer ihn nachdenklich in der Hand und öffnete ihn nicht. — Wenn ihm die erbetene Ermächtigung erteilt wäre? — Die Vorhalle des Postamts war leer. Er war zu einer ungewöhnlichen Stunde dort eingetroffen. Er stellte sich an ein Fenster und erbrach den Brief. Nach den ersten Zeilen, die er gelesen hatte, atmete er befreit auf.

Bolton schrieb: „Ihr Brief ist soeben in meine Hände gelangt. — Als wir uns im Oktober voneinander trennten, versprachen Sie mir, Ihren Kontrakt mit Sohagian um einige Monate zu verlängern, wenn ich Sie darum bäte. Ich bitte Sie nun darum, und ich rechne auf Ihre Zusage. — Ich gedenke New York in den nächsten Tagen zu verlassen. Ich habe in London, Paris und Berlin zu thun. Von Berlin wird Ihnen Howian mehrere Tage im voraus das Datum meiner Ankunft in Konstantinopel telegraphieren. Dann bitte ich Sie, mich wie im vorigen Jahre von der Bahn abzuholen und womöglich in meiner alten Wohnung im Hotel Royal unterzubringen. Ich gedenke gegen Mitte August in Konstantinopel einzutreffen. Ich rechne darauf, Sie dort zu sehen. Es handelt sich um Wichtiges. Ihr B."

Dieser Brief war in der alten Geheimschrift, ohne

Datum und volle Nennung von Namen, geschrieben. Der ersah aus dem Umschlag, daß er in New York am 18. Juni zur Post gegeben war. Er zerriß den Umschlag in viele kleine Stücke und steckte den Brief in die Tasche. Er hatte beruhigt aufgeatmet, als er ihn gelesen hatte; aber wie er jetzt langsam der Hafenbrücke zuschritt, war er nachdenklicher als je zuvor, und dieselben Gedanken folgten ihm auf das Dampfboot, das ihn nach Bujukdere führen sollte.

Die letzten vier Wochen, die er am Bosporus verlebt hatte, belagerten seinen Geist. Sie zogen nicht daran vorüber, wie etwa ein Bild, das von einer Laterna magica gezeigt wird und die verschiedenen Episoden eines Romans klar und deutlich darstellt, — nein: ein unförmliches, wüstes, farbenreiches Bild, in dem immer und immer wieder dieselbe eine Frauengestalt auftauchte, bedrückte und beengte seine Brust wie der Alp in einem bösen Traum. — Es schien ihm, als sei eine Ewigkeit vergangen seit dem Tage, an dem Walsh ihn Frau Kalliope Argyriadi vorgestellt hatte. — Wie lange war das her? Er zwinkerte mit den Augen, seine Stirn runzelte sich, als sei er damit beschäftigt, ein schwieriges mathematisches Problem zu lösen. — Boltons Brief war am 18. Juni zur Post gegeben worden. Er selbst mußte also in den ersten Tagen des Monats an Bolton geschrieben haben. Tags darauf war er mit Eberhard nach Bujukdere gefahren, und wenige Stunden nach seiner Ankunft am Bosporus hatte er Frau Kalliope kennen gelernt. — Also vor etwa vier Wochen. — Er sah sie, wie sie ihm damals erschienen war: weiß, in hellen, duftigen Gewanden,

das bleiche Antlitz von dunklem, schlichtem Haar umrahmt, das, in einem festen, matt glänzenden Knoten zusammengedreht, das Haupt krönte. — Sie trat ihm lächelnd, still entgegen, wie etwas Geheimnisvolles, doch Bekanntes, das er vorher schon gesehen. Nach einer Viertelstunde erschien sie ihm als eine Vertraute, obgleich er nur wenige Worte mit ihr gewechselt hatte. Walshs Stimme drang an sein Ohr, ohne daß er verstand, was sie sagte. Seine Augen waren durch den ruhigen, träumerischen Blick der Frau festgehalten. — Und plötzlich erhob er sich unwillkürlich, einer Bewegung Walshs folgend, und küßte eine feine, weiße, kühle Hand mit schlanken Fingern wie Lilienstengeln, die in der seinen ruhte und ihn eigentümlich sanft und innig berührte.

„Nun, wie gefällt Ihnen Madame Kalliope?" fragte Walsh.

Oer sah sich erstaunt um. Er war auf der Straße. „Ja?" fragte er.

„Wie Ihnen Madame Kalliope gefällt?" wiederholte Walsh lauter.

„Ich weiß nicht."

„Aber Mann, Sie wissen nicht, wie Ihnen die schönste Frau von Konstantinopel gefällt?"

„Es ist furchtbar heiß," sagte Oer beklommen. „Ich will einen Kaik nehmen und nach Hause fahren." — Es gährte in ihm. Seine Schläfen pochten. Er blieb eine Stunde auf dem Wasser, bis der Schuß der Citadelle am Schwarzen Meere den Sonnenuntergang verkündete. Dann ruderte ihn der Schiffer, ohne eine Weisung von ihm empfangen zu haben, nach Bujukdere.

Seitdem hatte Oer in wirrem Rausche gelebt, als wäre ihm ein Zaubertrank eingegeben worden. — Unwiderstehlich trieb es ihn immer und immer wieder zu der geheimnisvollen Frau, die seinen Sinnen Gewalt angethan, ihn der Vernunft beraubt hatte. Des Morgens, wenn er aus langem, festem Schlafe erwachte, lichtete die klare Sonne und die reine Brise des Schwarzen Meeres seinen verdunkelten, fiebernden Geist; aber die Selbstanklagen, die dann in ihm aufstiegen, waren seiner Schwäche unerträglich. Er erhob sich schnell, kleidete sich an und war bald darauf im Kaïk auf dem Wege nach dem Yali Argyriadi. Den Herrn des Hauses hatten seine Geschäfte bereits nach Galata gerufen. Meist war Oer allein mit Frau Kalliope, im stillen Zimmer des stillen Yali, im duftenden Park unter schattigen, alten Bäumen, im Wagen auf dem Wege nach dem vereinsamten Belgrader Wald oder im schlanken, von zwei Ruderpaaren lässig getriebenen Kaïk auf den sanft gekräuselten Wassern des Bosporus. Erst in den späten Nachmittagsstunden wurde das Zusammensein der beiden durch Besuche gestört. Dann zog Oer sich gewöhnlich, sobald dies in unauffälliger Weise geschehen konnte, nach Bujukdere zurück, wo er die Abende, die ihm unendlich lang erschienen, in Gesellschaft seiner Hausgenossen Bartev und Eberhard verbrachte. — Nicht selten bei schönen, hellen Mondnächten empfing er dann noch ein offenes Briefchen, „K." unterschrieben: „Wir warten am Stege. Haben Sie nichts Besseres zu thun und reizt Sie das schöne Wetter, so begleiten Sie uns." — oder ähnlichen Inhalts. Dann verabschiedete er sich schnell von seinen kühlen Hausgenossen, denen es

niemals einfiel, ihn durch eine Frage zu behelligen, und bald darauf saß er im Kaik, Frau Kalliope gegenüber, die gewöhnlich von ihrer Freundin, einige Male von ihrem Manne begleitet war. Dieser begrüßte Herrn von Oer mit vollkommener Artigkeit und versank dann in tiefes Schweigen; aber auch die anderen Insassen des Bootes sprachen nur leise und wenig. Die Nacht war schön und feierlich, das Meer, die bewaldeten Höhen der Ufer, der tiefe Himmel — alles, im milden Lichte des Mondes und der matt leuchtenden Sterne gebadet, schien sanft zu ruhen. Ein lautes Wort wäre wie ein Mißton in der großen Symphonie des Schweigens der Natur erklungen.

Boltons Brief hatte Oer unsanft aus diesem Traumleben geweckt und ihn gänzlich ernüchtert. Er träumte nicht mehr. Er sann und dachte, schwerfällig und unklar zunächst, aber nach Klarheit ringend. — Was hatte er gethan? — Wohin führten die dunklen Pfade, die er betreten? — Ins Verderben! — Er erinnerte sich eines Wortes, das er vor Jahren von seinem Vater gehört: „Fallen ist traurig, Liegenbleiben ist schlimm.“ — Er stand auf und richtete sich gerade in die Höhe: er würde nicht liegen bleiben! — Die Gestalten der geliebten Menschen, die während der letzten Wochen kaum noch Platz in seinen Gedanken gefunden hatten, zogen an seinem Geiste vorüber: sein Vater, dessen ganzes Leben wie ein offenes Buch vor ihm lag, seine glückliche, nie Böses ahnende Schwester, die ihn vergötterte, der ehrliche, gerade Keßner, die stille Barbaria, die er geliebt hatte. Er wiederholte das Wort „hatte“ zweimal nachdenklich, bitter. Es war sein Be-

streben gewesen, sich ihrer Liebe würdig zu machen, und von diesem Ziele hatte ihn das träumerische Blicken eines schönen Augenpaares abwenden können. Er verurteilte sich härter, als er verdiente. Wahrheitsliebe, Ehrenhaftigkeit, Reinheit, die die Grundzüge seines Charakters bildeten, gestatteten ihm nicht, mildernde Umstände für seine Schwäche zu finden. Er erschien sich selbst im Lichte eines wankelmütigen Mannes: ein Jahr lang hatte er geglaubt, sein Lebensglück liege in Anna Harmens Händen, wenige Monate später nur noch von Varvaria geträumt, und fast an demselben Tage, an dem er den Entschluß gefaßt, nach Amerika zurückzukehren, damit er sich um die Hand der Geliebten bewerben könnte, war er in die Netze geraten, die eine leichtfertige Frau für ihn ausgeworfen, und hatte sich in deren groben Maschen vollständig verstrickt. — Daran war nichts mehr zu ändern, — aber nun wollte er sich daraus befreien. — Hätte ihm Boltons Brief gestattet, Konstantinopel zu verlassen, er wäre morgen abgereist; aber er mußte auf dem Vertrauensposten, den man ihn mit seiner Zustimmung angewiesen hatte, verharren. — Wie würde er nun sein Verhältnis zu Kalliope gestalten? —

Das Dampfboot hatte sich dem Landungsplatze von Therapia genähert. Der stand an der Brüstung des Fahrzeugs. Auf der Veranda eines am Ufer gelegenen stattlichen Yali erblickte er eine weiße, hohe Frauengestalt, die mit dem Taschentuche winkte. — Er wandte sich ab.

Sogleich vollständig mit Frau Kalliope zu brechen, was ihm in dem Augenblicke das Liebste gewesen wäre,

erschien ihm unerlaubt. Seit Wochen hatte er täglich lange Stunden in ihrem Hause verbracht. Sein plötzliches Verschwinden, für das weder er noch sie Erklärung geben würde, mußte in dem kleinen Orte, wo beinahe jedermann wußte oder vermutete und besprach, was beim Nachbar vorging, allgemeines Aufsehen erregen. Es war seine Pflicht, so zu handeln, daß dies möglichst vermieden würde. Er wollte langsam aus dem Kreise Argyriadi verschwinden.

Bartev und Eberhard waren abwesend, als Oer zu Hause eintraf. Er begab sich in sein Zimmer und nahm die Zeitungen zur Hand, die er mitgebracht hatte. Nach wenigen Minuten ermüdeten sie ihn. Er bog sich auf den Sessel zurück und war bald sanft eingeschlafen. — Die schöne Gabe der Jugend, auch nach schweren Schlägen in gesundem Schlafe Vergessen und Stärkung zu finden, war ihm nicht verloren gegangen. Bald darauf wurde er durch den Gong, der zur Abendmahlzeit rief, geweckt. Der kurze Schlaf hatte ihn erquickt.

Zwischen Eberhard und Bartev hatten sich im Laufe der letzten Wochen gute Beziehungen gebildet. Bartev war jetzt weniger als in Pera außerhalb des Hauses beschäftigt, und Eberhard, nachdem er den Grundbesitz Sohagians in Konstantinopel gründlich kennen gelernt und Bolton einen eingehenden Bericht über dessen Wert erstattet hatte, wartete nunmehr auf Weisungen von Bolton, um die geplante Forschungsreise in Anatolien anzustellen. So kam es, daß die beiden viel auf einander angewiesen waren und sich kennen und schätzen lernten, denn sie waren von derselben Art: Männer der That, die niemand

einen Einblick in ihr Innerstes gestatteten und stets an ihre Aufgabe dachten.

In den Unterhaltungen zwischen Bartev und Eberhard war auch verschiedene Male von Oer die Rede.

„Welcher Magnet zieht ihn jeden Tag nach Therapia?“ fragte jetzt Eberhard.

„Eine schöne Frau.“

„Das ist selbstverständlich. Ich wollte wissen, wie sie heißt; nicht aus Indiskretion — der junge Mann mag sich amüsieren, wie es ihm gefällt —, sondern weil es mein Geschäft ist, alles zu wissen, was um mich her vorgeht.“

„Die Schöne heißt Frau Kalliope Argyriadi. Ihr Mann ist alt und reich.“

„Nun, da hat unser junger Freund sehr weise gewählt.“

„Er wird bei der Wahl wohl nicht viel mitzureden gehabt haben,“ meinte Bartev. „Die soll Frau Kalliope die Gewohnheit haben eigenmächtig auszuüben. Übrigens hätte sie eine schlechtere treffen können. — Herr von Oer ist heute nicht bei ihr gewesen. Es ist das erste Mal seit mehreren Wochen. Er kam mit dem Vier-Uhr-Boot an und hat sein Zimmer seitdem nicht wieder verlassen. — Ich höre ihn die Treppe herabsteigen.“

Gleich darauf trat Oer in das Zimmer. Noch bevor die drei sich zu Tisch gesetzt hatten, berichtete Oer, Bolton habe ihm geschrieben, er werde gegen Mitte August in Konstantinopel eintreffen.

„Vorher höre ich hoffentlich noch von ihm,“ sagte Eberhard. „Ich mag hier nicht sechs Wochen faulenzen.“

„An Ihrer Stelle würde ich mir Anatolien ansehen," meinte Oer.

„Das werde ich auch thun," antwortete Eberhard schnell. — „Wollen Sie mich begleiten? Wenn ich mich nicht irre, so sind Sie hier nicht mehr beschäftigt, als ich es bin."

„Nun ja, beschäftigt bin ich hier gerade nicht."

„Also Sie begleiten mich. Das ist schön. Morgen werde ich unser Programm machen. Übermorgen reisen wir ab."

„Das muß ich mir doch erst noch überlegen. Wir wollen morgen davon sprechen." Als Oer, der nachdenklich vor sich hinblickend dagesessen hatte, die Augen aufschlug, bemerkte er, daß Bartev ihn aufmerksam beobachtete.

Gegen neun Uhr, als die drei nach beendeter Mahlzeit Cigaretten rauchend auf dem Balkon saßen, wurde Oer eines der bekannten Billets von Frau Kalliope gebracht: „Wir erwarten Sie am Steg". — Er wünschte Eberhard und Bartev Gute Nacht und entfernte sich, aber nicht so schnell wie gewöhnlich.

„Sie ruft ihn, und er gehorcht," sagte Bartev lächelnd. „Ich zweifle, daß Sie ihn bereit finden werden, den Bosporus zu verlassen."

„Sie haben wahrscheinlich recht," erwiderte Eberhard gelassen. „Als ich so alt war wie er, wäre ich auch nicht davongelaufen, wenn eine schöne Frau sich die Mühe gegeben hätte, mich zurückhalten zu wollen. Das ist mir aber nie passiert. Mit einem Äußern wie Oers ist es schwer, tugendhaft zu sein."

Wenige Minuten später saß Oer in dem leicht und lautlos dahingleitenden Kaïk. In der Nähe des Ufers

drückte die große Hitze des Tages noch schwer auf dem Wasser, aber bald wurde das kleine Fahrzeug von der kühlenden Brise des Schwarzen Meeres getroffen.

Im Kaïk saßen außer den beiden Schiffern drei Personen, Frau Kalliope, deren Freundin und Vertraute Frau Marianne und Der.

„Das thut wohl," sagte Frau Marianne, sich die kühle Nachtluft zufächelnd, wobei sie sich von Der und Kalliope die einander gegenübersaßen, abwandte.

Die beiden hatten noch kein Wort außer der kurzen Begrüßung miteinander gewechselt. Nun beugte sich Frau Kalliope etwas vor und fragte leise: „Weshalb habe ich Sie heute nicht gesehen? Sie sind hoffentlich nicht krank?"

„Ich war längere Zeit in der Stadt . . ."

„Ich sah Sie mit dem Vier-Uhr-Boote zurückkommen."

„Ja, ich kam mit dem Vier-Uhr-Boote von Galata zurück. Ich fühlte mich etwas abgespannt und habe, ehe ich nach Hause ging, eine Fahrt im Kaïk gemacht. Es war drückend heiß in Galata."

„Warum haben Sie mir nicht eine Zeile gesandt? Ich war Ihretwegen beunruhigt."

„O, dazu war kein Grund," sagte Der ruhig.

Kein Wort der Entschuldigung! Frau Kalliope schwieg; sie war „empört", wie dies das Recht und die Sitte verehrter, schöner junger Frauen bei ähnlichen seltenen Gelegenheiten ist. Nach einer längeren Pause wandte sie sich an die Freundin, die ihr ruhiges, langsames Fächeln nicht unterbrochen hatte und sich um das, was neben ihr vorging, nicht zu kümmern schien schien: „Marianne!"

„Ja, Liebe?"

„Marianne, kannst du mich morgen gegen fünf Uhr abholen? Ich möchte mit dir nach dem Rosenthal fahren."

„Ich komme gern."

Kein Wort von Oer. Frau Marianne glaubte der Freundin zu Hilfe kommen zu müssen. „Sie sind heute sehr wortkarg, Herr von Oer," sagte sie.

„Ich habe ja niemals viel zu erzählen," erwiderte Oer freundlich und anscheinend unbefangen.

„Das ist richtig. Sie sind kein störender Gast." Aber Frau Marianne gab das Spiel nicht sogleich auf. Sie richtete noch verschiedene Fragen an Oer, und erst als dieser durch seine kurzen Antworten ziemlich deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er keinen Wert darauf lege, die Unterhaltung fortzusetzen, und jedenfalls nicht geneigt sei, die Kosten derselben zu tragen, wandte sie sich mit lächelnder Entmutigung an ihre Freundin und sagte: „Es scheint, Herr von Oer will sich heute in seinen Gedanken nicht stören lassen. Ich hoffe, sie sind angenehmer Natur." Aber auch darauf fand sie keine Entgegnung und ließ sich nun in ein mit leiser Stimme geführtes gleichgiltiges Gespräch mit Frau Kalliope ein.

Nach einiger Zeit wandte sich der Kaïk zur Rückkehr. Als er auf der Höhe von Bujukdere angelangt war, sagte Frau Kalliope: „Sollen wir Sie in Bujukdere an Land setzen, Herr von Oer?"

„Wenn Sie gestatten, gnädige Frau, so begleite ich Sie wie gewöhnlich bis nach Therapia. Sie erlauben dann, daß ich mich durch Ihre Bootsleute nach Bujukdere zurückrudern lasse."

„Es wird vielleicht etwas spät werden für Sie."

„O durchaus nicht, gnädige Frau. Ich bin gern auf dem Wasser, und niemand wartet auf mich."

„Nun, wie es Ihnen gefällt."

Alles dies war von beiden Seiten mit kühler Höflichkeit gesagt.

In Therapia stiegen die beiden Damen an Land. Oer begleitete sie, wie er es regelmäßig gethan hatte, bis zur Thür des Yali Argyriadi, empfahl sich dort mit artigem Gruß und trat dann wieder in den Kaïk, der nun schnell getrieben — denn Oer hatte die Schiffer an gute Trinkgelder gewöhnt — nach Bujukdere zurückkehrte.

Im Yali Argyriadi fand noch eine kurze Unterredung zwischen den beiden Freundinnen statt. Herr Argyriadi hatte sich bereits zur Ruhe begeben.

„Wie findest du das Benehmen Herrn von Oers?" fragte Frau Kalliope gezwungen lächelnd.

„Etwas sonderbar, in der That. — Was ist vorgefallen?"

„Das frage ich mich! — Wir haben uns gestern um sieben Uhr in bestem Einverständnis getrennt. Er sagte mir, er sei gezwungen, nach Galata zu fahren, um seine Briefe in Empfang zu nehmen, und wir verabredeten, daß er nach seiner Rückkehr zu mir kommen und eine Tasse Thee bei mir trinken würde. Er ist nicht gekommen und, wie du gesehen hast, hat es nicht einmal der Mühe für wert gehalten, sich zu entschuldigen. — Er soll es büßen!"

„Er war vielleicht nicht wohl," besänftigte Marianne. „Er wird morgen alles aufklären."

„Glaube nur nicht, daß ich mich wegen seines Betragens

aufregen werde! Dazu ist es heute zu warm. Derartiges gestatte ich mir nur im Winter. — Es bleibt dabei, daß du mich morgen um fünf Uhr abholst."

„Das ist abgemacht. Gute Nacht, Liebe! Schlaf wohl!"

„Gute Nacht!"

Damit entfernte sich Frau Marianne, um sich von dem stattlichen Kapudschi, der eine Laterne trug, nach dem Nachbarhause, das sie bewohnte, begleiten zu lassen, und Frau Kalliope bereitete sich zur Ruhe vor, die sie auch bald fand. An einen vollständigen Abbruch ihrer Beziehungen zu Oer dachte sie nicht: er würde sich morgen gebührend entschuldigen, sie ihm schwere Buße auferlegen und dann verzeihen. Wäre ihr der Gedanke gekommen, daß sie ihn zum letzten Male gesehen habe, so würde sie das wohl gekränkt, in ihrer großen Eitelkeit verletzt haben, aber einen tiefen Seelenschmerz hätte es ihr nicht verursacht. Über derartiges war Frau Kalliope immer noch erhaben geblieben, und es lagen bis jetzt keine Anzeichen vor, daß sie es nicht auch diesmal bleiben würde.

Oer, der erst nach elf Uhr seine Wohnung wieder betrat, war erstaunt, nach wenigen Minuten noch von Bartev in seinem Zimmer aufgesucht zu werden. „Nun?" machte Oer. „Ist etwas vorgefallen?" — Bartev und Eberhard zogen sich nämlich gewöhnlich bald nach zehn Uhr zurück.

„Ich habe Ihnen zwei Worte zu sagen, Herr von Oer ... Beabsichtigen Sie wirklich, Herrn Eberhard nach Anatolien zu begleiten?"

„Darüber wollte ich mich zunächst mit Ihnen aus-

sprechen. Und deshalb gab ich Herrn Eberhard noch keinen bestimmten Bescheid."

„Dann möchte ich Sie bitten, Herr von Oer, auf die Reise zu verzichten. — Wir nähern uns einer Krisis," fuhr er geheimnisvoll flüsternd hinzu. „Ich erwarte täglich Befehle aus London und Athen. Ich vermute, Giragos und Artin Howian werden noch in diesem Monat hier eintreffen, Bolton jedenfalls im August. Es ist möglich, daß wir Ihrer guten Dienste bedürfen, also bitte, verlassen Sie uns in diesem Augenblicke nicht."

„Das genügt, Herr Bartev. Ich bleibe hier."

„Vielen herzlichen Dank!" sagte Bartev warm.

Dieser große Dank für eine geringfügige Sache wunderte Oer. — Was konnte den Armeniern an seiner Gegenwart in Konstantinopel liegen, fragte er sich wieder, wie er es schon so oft gethan. Er hatte nach der Abreise der beiden Söhne Sohagians keine erkennbaren Dienste geleistet und war seitdem vollkommen unthätig gewesen. Aber die Ereignisse des Tages, die Selbstvorwürfe, die er sich gemacht, hatten ihn ermüdet. Der Gedanke entwich seinem Kopfe schnell. „Gute Nacht, Herr Bartev!"

„Gute Nacht, Herr von Oer!"

* * *

Frau Kalliope war aufrichtig gewesen, als sie ihrer Freundin gesagt hatte, es sei zu warm, als daß sie sich wegen Oers sonderbarem Benehmen aufregen wollte; aber als der nächste Morgen verstrich, ohne daß sie ein Lebenszeichen von ihm empfangen hatte, wurde sie doch etwas

unruhig. Seine stille Gesellschaft war ihr eine Gewohnheit geworden und, ohne daß sie sich davon Rechenschaft abgelegt hätte, ein Bedürfnis. Er fehlte ihr. Sie langweilte sich, und das erzürnte sie gegen ihn. Warten ist eine harte Geduldsprobe. Es schnürte ihr das Herz zusammen, sie fühlte sich beklommen in seither nicht gekannter Weise, ihre Gedanken beschäftigten sich unausgesetzt mit dem Abwesenden. — Vielleicht war er in der That leidend oder hatte traurige Nachrichten von den Seinen erhalten. — Dann hätte er schreiben müssen. Sie ging die kurze Geschichte ihrer Beziehung zu Oer noch einmal durch. Er hatte ihr gefallen. Sie hatte ihn kennen lernen wollen. Er war gekommen, und sobald sie ihn gesehen, hatte sie ihn besiegt. — Vielleicht war sie jetzt bei ihm verleumdet worden. Er war eifersüchtig. Der Gedanke gefiel ihr am besten. Sie verweilte lange Zeit dabei. — Aber wer konnte ihm Übles von ihr nachgesagt haben? Walsh? — Ähnliches war von dem kühlen, geraden Manne nicht zu befürchten. — Aber sonst kannte Oer niemand in Konstantinopel als seine armenischen Freunde, mit denen sie in keinen Beziehungen stand. Seine Einsamkeit war es gewesen, die ihr so sehr an ihm gefallen hatte, daß er niemand kannte, niemand kennen lernen wollte, ihr allein gehörte.

Sie trat mehrere Male auf die Veranda und blickte nach Bujukdere hinüber, um den wohlbekannten Kaïk zu erspähen, der ihn seit Wochen täglich zu ihr geführt hatte, und dann setzte sie sich wieder und grübelte, bis sie sich endlich über sich selbst ärgerte. „Kindereien!“ sagte sie und putzte sich mit noch mehr als gewöhnlicher Sorgfalt

zu der Spazierfahrt, die sie mit Marianne verabredet hatte.

Auf einen Gedanken, den richtigen, war sie nicht gekommen. Aus Erfahrung wußte sie, daß sie große Gewalt über Männerherzen ausübte. Auch bei Oer hatte sich diese Macht bewährt. Frau Kalliope hatte sich in ihrem jungen Leben oftmals vergnügt und gefreut und geärgert, gewöhnlich über Erbärmlichkeiten. Niemals hatte sie über etwas, das sie nicht persönlich anging, nachgedacht. Ihre ganze Bildung bestand wie die der Mehrzahl ihrer Standesgenossinnen darin, daß sie sich gut anzuziehen und vornehm aufzutreten verstand, etwas Klavier spielte, nach Vorbildern mittelmäßig aquarellieren konnte, die zwei Sprachen, in denen sie sich ausdrückte, griechisch und französisch, leidlich korrekt sprach und schrieb und in Paris eine Anzahl von Opern, Dramen und Lustspielen gesehen hatte. Darüber hinaus war ihre Unbildung eine vollkommene. Außer französischen Romanen hatte sie nie ein Buch gelesen, und diese Romane, sowie ihr eigenes ödes Leben, waren die einzigen Quellen, aus denen sie ihre Lebensweisheit und ihre bornierte Menschenkenntnis schöpfte. Danach war Liebe, was sie darunter verstand, die allmächtige Herrscherin alles menschlichen Thuns. In einigen der Romane, ihrer Lehrbücher, tauchten hie und da überspannte Helden auf, deren Trachten und Thun sie mit ungläubiger Aufmerksamkeit verfolgte; aber daß es in der Wirklichkeit einen Mann geben könnte, den Selbstachtung und Ehrgefühl von ihr loszureißen imstande gewesen wären, — für einen solchen Gedanken war kein Boden in ihrem flachen, unkultivierten Geiste.

Pünktlich um fünf Uhr erschien Marianne. „Du siehst heute reizend aus," waren ihre ersten Worte. — „Was hat der reuige Sünder dazu gesagt? Hast du ihm verziehen?"

„Wem?"

„Nun, Oer natürlich."

„Er ist nicht gekommen."

„Was?" fragte Marianne überrascht.

„Ja, er schmollt." Dabei lachte Frau Kalliope, aber ihr Lachen war gezwungen.

„O, der Arme!" rief Frau Marianne, und die lachte ganz aufrichtig.

Als die beiden im Wagen saßen, fuhr Frau Marianne fort: „Er hat eigentlich nicht kommen können."

„Wieso?"

„Nun, du ludest mich ein, heute zu dir zu kommen, und sagtest kein Wort, das ihm gestattet hätte, uns begleiten zu wollen."

„Unsinn, Marianne! Als ob es bei den Beziehungen, in denen wir zu einander standen, dazu einer besonderen Einladung bedurft hätte. — Nein, er schmollt. Laß ihn schmollen! — Und wir wollen von etwas anderm reden."

Auf dem Wege nach dem Rosenthal begegneten ihnen einige Bekannte in Wagen und zu Pferde, mit denen sie Grüße austauschten. Oer, der mit Leichtigkeit hätte feststellen können, zu welcher Stunde er Frau Kalliope dort antreffen würde, ließ sich nicht blicken. Nach einer Weile sagte diese, ein längeres Schweigen unterbrechend: „Es ist recht heiß und staubig. Wir wollen nur nach Hause zurückkehren."

„Wie du willst, Liebe," antwortete die gefällige Freundin, und, als die Pferde scharf ausgreifend auf dem Rückwege waren, sagte sie, als wäre nicht eine volle Stunde vergangen, seitdem der Name Oer zum letzten Male zwischen ihnen ausgesprochen war: „Was wirst du ihm vorhalten, wenn er sich morgen bei dir melden läßt?"

„Ich werde ihn nicht empfangen."

„Sei nicht so hart! Laß Gnade für Recht ergehen!"

„Ich werde ihn nicht empfangen," wiederholte die gekränkte Frau Kalliope mit großer Bestimmtheit.

„Du willst ihn überhaupt nicht mehr sehen? Da würdest du wirklich zu weit gehen."

„Das will ich mir noch überlegen. Er hat eine kleine Lektion verdient."

„Einverstanden, aber nicht zu streng. Sein Vergehen ist ja nicht so groß. Versprich mir, ihn zu empfangen, wenn er zum zweiten Male kommt."

„Ich bin entschlossen," sagte Frau Kalliope, als spräche sie das Ergebnis reiflicher Überlegung aus, wogegen ihr der Gedanke in demselben Augenblicke kam, „ihn nicht früher vorzulassen, als nachdem er zweimal vergeblich bei mir angeklopft hat."

„Mittwoch, Donnerstag, Freitag," zählte Frau Marianne an den Fingern. „Wir sehen uns natürlich vorher. Jedenfalls komme ich Freitag zum Thee, und du erzählst mir dann alles."

‚Freitag' erschien Frau Kalliope plötzlich ein weit entfernter Tag, aber sie wollte ihr Wort nicht zurücknehmen. Das gestattete ihre Eitelkeit selbst der vertrauten

Freundin gegenüber nicht. „Wenn er schreibt und sich gebührend entschuldigt, so ändert das die Sache natürlich," sagte sie.

„Natürlich. Ich wette, daß du einen Brief von ihm zu Hause vorfindest."

„Möglich."

Aber zu Hause fand Frau Kalliope keinen Brief, sondern nur verschiedene Karten von Bekannten, darunter die von Sottiri und Walsh.

Am nächsten Tage meldete der Diener Herrn von Oer.

Frau Kalliope konnte ein freudiges, schnelles Aufatmen nicht unterdrücken, aber sie sagte anscheinend ruhig und gelassen: „Bestellen Sie Herrn von Oer, ich wäre leidend und bedauerte, ihn nicht empfangen zu können." Sie trat an das Fenster, und, hinter der Gardine verborgen, sah sie, wie Oer sich schnellen Schrittes entfernte. Er wandte sich nicht um. Das dämpfte die Freude, die sie einen Augenblick empfunden hatte.

Am dritten Tage erfolgte Oers zweiter Besuch. — Die gnädige Frau war noch immer nicht in der Lage, Oer empfangen zu können.

Als Frau Marianne ihre Freundin zum Thee besuchte und sich, wie an dem vorhergehenden Tage, sogleich nach dem Verstoßenen erkundigt hatte, sagte Frau Kalliope bescheiden triumphierend: „Er war heute zum zweiten Male hier. Nun mag er wieder in Gnaden aufgenommen werden, wenn er sich rechtfertigen kann."

Aber der Begnadigte erschien nicht wieder. — Frau Kalliope ahnte nicht, wie schwer ihm der Weg nach ihrem Hause geworden war, und daß er jedesmal eine große

Erleichterung empfunden, wenn der Diener ihm gemeldet hatte, daß er nicht empfangen werden könnte.

Als Oer den Yali Argyriadi an jenem Tage verließ, sagte er sich, er habe nunmehr seine Schuldigkeit gethan. Frau Kalliope müsse besser wissen als er, welche Zugeständnisse sie zu machen habe, um das Gerede der Leute zu vermeiden, und wenn sie einen schnellen Abbruch ihrer Beziehungen zu ihm dem langsamen Abbröckeln vorziehe, so habe er sich darein zu fügen. Er dachte gar nicht daran, ihr einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, denn ihr gegenüber fühlte er sich nicht schuldig.

Er hatte sich die Scheidung von Frau Kalliope weit schwieriger gedacht. Daß sie sich so leicht vollziehen konnte, zeigte ihm, wie klein der Platz gewesen sein mußte, den er im Herzen der Frau eingenommen hatte. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie ihm in gefallsüchtiger Weise „eine Lektion hatte geben wollen". — Die Gedanken, die bei derselben Gelegenheit über seinen eigenen Wert in ihm aufstiegen, waren nicht erhebender Natur. Auch ihm fiel es nicht schwer auf Frau Kalliope zu verzichten. Sie war ihm, wie er daraus erkannte, wenig gewesen, und dennoch hatte dieses wenig ihn wochenlang Tag und Nacht so ganz in Anspruch genommen, daß darüber alles andere in Vergessenheit geraten war. Er fing an, seinem eigenen Herzen zu mißtrauen. Es war wohl nur ein kleines Herz, großer, tiefer Empfindungen nicht fähig. Daran konnte er nichts ändern. Er mußte sich nehmen, wie er einmal war.

* * *

Die nächsten Tage vergingen Oer langsam und schwer. Er wagte nicht auszureiten oder spazieren zu gehen, aus Furcht, er könne Frau Kalliope begegnen. Ein Zusammentreffen mit ihr wäre ihm peinlich gewesen. Seine Erziehung und sein Geschmack verboten ihm, unhöflich zu sein, und er wollte keine Wiederversöhnung. Er war der Trennung froh. — Tausenderlei zog durch seinen Kopf: Er wunderte sich, wie wenig er Kalliope vermißte, wie fremd sie ihm plötzlich wieder geworden war. Er machte sich klar, welch großer Unterschied zwischen den Gefühlen bestand, die er für Anna Harmen und für Varvaria genährt, und denjenigen, die Frau Kalliope ihm eingeflößt hatte. Er beschuldigte sich der Schwäche, weil er Anna Harmen vollständig vergessen hatte und Varvarias Bild wochenlang aus seinem Geiste verdrängt worden war; aber die Trennung von Kalliope gewährte ihm Trost: er hatte wohl daran gethan, sie zu verlassen. Er freute sich, daß sie so schnell und völlig wieder aus seinem Leben verschwunden war. — Aber sein Geist kam nicht zur Ruhe. — Es gab keine bessere Medizin für sein erregtes Gemüt als das Meer. Er war viel auf dem Wasser. Es beruhigte ihn wohl einigermaßen, doch wurde er traurig. Es war aber nicht mehr die sehnende Traurigkeit, in der er seit der Trennung von Varvaria gelebt hatte, sondern eine Traurigkeit der Entmutigung. — Wenn er nur etwas zu thun gehabt hätte! Die vollkommene Unthätigkeit, in der er lebte, ermüdete ihn mehr, als schwere Arbeit es gethan haben würde.

Eberhard war vor einigen Tagen nach Trapezunt abgereist. Bartev hatte ihn mit Briefen an einflußreiche

armenische Freunde versehen, und Joseph Hendrichs begleitete ihn. Es war verabredet, daß er in den ersten Tagen des Monats August nach Konstantinopel zurückkehren werde.

Der Wechsel in Oers Leben war Bartev nicht entgangen; das kümmerte den Armenier jedoch wenig. Er hatte andere, schwere Sorgen. Er verweilte verschiedene Male während des ganzen Tages in Konstantinopel, und in Bujukdere saß er stundenlang in seinem Zimmer und schrieb. Wiederholt schon hatte er Oer gefragt, ob Howian ihm noch immer nicht das Eintreffen von Briefen angezeigt habe. Auf Oers verneinende Antwort hatte er dann einmal gesagt: „Telegramme gehen hier nicht selten verloren. Würden Sie die Freundlichkeit haben, während der nächsten Tage regelmäßig zur Post zu gehen?"

Das that Oer gern, fand aber nur seine Zeitungen und hie und da einen Brief von seinem Vater, der Tante Margarete und seiner Schwester vor. Eines Tages endlich kam das von Bartev ungeduldig erwartete Telegramm Howians, „Bergmann" unterschrieben, und an dem darin verzeichneten Tage wurde Oer auf der Post ein schwerer eingeschriebener Brief aus Berlin übergeben, der zwei Zeilen für ihn und eine Einlage für „M. Bartev Esq." enthielt.

Oer begab sich ohne Zeitverlust nach Bujukdere zurück, wo Bartev ihn erwartete. — „Hier ist der Brief," sagte Oer.

„Vielen Dank! ... Entschuldigen Sie!" Und damit zog Bartev sich in sein Zimmer zurück. Nach einer Stunde

klopfte er an Oers Thür. Er sprach ruhig, aber seine Augen leuchteten unheimlich, und er war bleicher als gewöhnlich. Er blickte vorsichtig in das Nebenzimmer, wie Wanian es zu thun pflegte, wenn er mit Oer von armenischen Angelegenheiten sprach, und sagte dann leise: „Artin Howian, Giragos und seine Gefährten, alle entschlossenen, zuverlässigen Männer, die wir in London, Paris und Athen haben, werden im Laufe des Monats, vereinzelt reisend, unbemerkt in Konstantinopel einzutreffen versuchen. Ein Vorstoß, wie er bisher nicht gewagt war, ist beabsichtigt. Wir wollen alle unsere Kräfte daran setzen, um einen Erfolg zu erringen. — Sie sind unser Vertrauter, Herr von Oer, und werden rechtzeitig erfahren, was für Sie von Interesse sein könnte. Heute kann ich Ihnen nur dies Allgemeine sagen, denn Einzelheiten sind mir selbst noch unbekannt. Howian verweist mich auf die mündlichen Mitteilungen, die Herr Bolton mir überbringen wird. . . . Herr Eberhard ist in unsere Geheimnisse in keiner Weise eingeweiht und kennt nur Boltons Plan, der mir unausführbar erscheint, in Anatolien einen großen armenischen Güterkomplex in amerikanische Hände zu bringen."

„Schreibt Ihnen Howian, ob Giragos' Schwester wieder nach Deutschland gehen wird? Ich würde in dem Falle meinen Vater auf ihren Besuch vorbereiten."

„Nein, von der jungen Dame schreibt Howian kein Wort."

Oer begab sich von nun an wieder regelmäßig zur Post, und fast täglich empfing er die bekannten Sendungen aus Berlin für Bartev, aber auch von seinen Verwandten

und von Helen trafen regelmäßig Briefe ein. Er beantwortete sie ausführlich. Er wollte wieder gut machen, daß er seine Freunde während der letzten Wochen vernachlässigt, gewöhnlich nur mit wenigen Zeilen abgespeist hatte. Helen erhielt einen langen Brief, den ersten dieser Art, den sie überhaupt empfangen hatte, und der sie unendlich erfreute und ihr armes, geduldiges Herz mit neuen Hoffnungen füllte. Das hatte Der nicht beabsichtigt. Ein Satz, von dessen Tragweite er sich keine Rechenschaft abgelegt hatte, der ihm aus der Feder geflossen war, und den er unbedacht niedergeschrieben hatte, sprach von seinem einsamen Leben unter den fremden Menschen, auf die er seit Jahr und Tag angewiesen war. Er hatte nicht geklagt, aber, was er gesagt, war traurig gewesen. Er war eben traurig und mutlos zu der Zeit, nicht weil er Frau Kalliope verloren, sondern weil er sich so schnell vollständig in ihre Gewalt begeben hatte.

Auch sein Brief an Tante Margarete zeigte keine Freudigkeit, doch war Der darin sorgfältig bemüht, noch mehr, als wenn er sich mit Helen Sands unterhielt, die die ihm ferner stand, seine Entmutigung zu verbergen. „Ich habe allen Grund, zufrieden zu sein," schrieb er. „Ich wohne in einem schönen Lande, bin von artigen Menschen umgeben, mein freier Herr, und mein kleines Kapital vermehrt sich täglich. Ich denke, daß ich damit, sobald ich wieder in Amerika bin, etwas Ersprießliches anfangen kann. In dieser Beziehung gehen meine Erfolge über das hinaus, was ich zu hoffen berechtigt war. — Wenn ich Konstantinopel verlassen darf, möchte ich die Rückreise nach Amerika über Deutschland machen; aber

mein Wunsch wäre, Euch drei, Dich, Vater und Gabrielen — auch Walter Georg sollte herzlich willkommen sein, — dann in Huysburg anzutreffen. Berlin zieht mich nicht an, und ich werde förmlich ängstlich, wenn ich daran denke, wie viele wohlgemeinte Fragen von teilnehmenden Freunden und Bekannten ich dort zu beantworten haben würde. Hier im Orient hat niemand zu befürchten, mit neugierigen Fragen über seine persönlichen Angelegenheiten behelligt zu werden. Diese förmliche Gleichgiltigkeit, wie sie vielleicht dem Mangel an Teilnahme, aber sicherlich zunächst dem guten Ton entspricht, ist sehr angenehm und beruhigend."

Oers Brief wurde, ebenso wie der an Helen Sands, falsch verstanden. — „Der arme Junge!" sagte Tante Margarete. „Er denkt noch immer an Anna Harmen und fürchtet sich, mit ihr zusammenzutreffen." Und darauf schrieb sie ihm ausführlich, um ihn zu trösten und zu ermutigen.

Gräfin Huysburg war eine kluge, alte Dame, die in ihrem Leben viel erfahren und beobachtet und in der Einsamkeit des Landlebens viel nachgedacht hatte. Sie war von fester, zuverlässiger Art, keine griechische Puppe aus leichtem, billigem, mit glänzendem Lack überzogenem Holze. Sie liebte ihren Neffen Heinrich wie einen Sohn und schrieb ihm wie eine Mutter, nicht allgemeine, sondern persönlich auf ihn und seine augenblicklichen Verhältnisse, wie sie sie zu erkennen glaubte, gemünzte Weisheit.

„Ich möchte Dich wiedersehen," sagte sie, „und zwar bald, denn ich bin alt und kann nicht lange warten. Und es ist mir recht, daß Du uns in Huysburg be-

suchst. Berlin, obgleich es mir im vergangenen Winter wieder gut gefallen, hat mich doch recht ermüdet. Ich bin hier besser aufgehoben als in der Stadt, besonders da ich Deinen Vater bei mir habe, der mit mir übereingekommen ist, daß wir beide, bis einer von uns abgerufen wird, den Rest unserer Tage nebeneinander verbringen. Auch Gabriele und Walter Georg sollst Du finden, wenn Du hier eintriffst.

„Du siehst, ich komme Deinen Wünschen entgegen, und wenn ich mit Dir darüber noch spreche, so geschieht es nur, weil ich Dir sagen möchte, daß Du — wenn ich mich nicht irre — keinen vernünftigen Grund hast, Berlin zu fürchten. Ich nehme nämlich an, Du denkst es Dir peinlich, wieder mit Anna Harmen, die jetzt Frau von Keßner heißt, zusammenzutreffen. Den Gedanken mußt Du Dir aus dem Sinn schlagen, denn jede Minute, die Du ihm giebst, ist verloren. In einem Jahre wird sich das ganz von selbst vollzogen haben; aber Du solltest Dich nicht, bis das geschieht, unnütz grämen.

„Der gütige Gott hat gewollt, daß wir den Verlust unserer Geliebten mit der Zeit verschmerzen. Wäre dem nicht so, so würde das Leben schwer zu tragen, das Alter unerträglich sein; denn wer von uns, es sei denn, daß der Tod ihn in der Blüte der Jahre hinweggerafft habe, hat nicht den Verlust innigst geliebter Wesen zu betrauern gehabt, hat nicht mit nagendem Schmerz an offenen Gräbern gestanden? — Es wäre grausam, entsetzlich, wenn solcher Jammer für immer unser ganzes Sein füllen sollte. Der bitterste Schmerz muß langsamer oder schneller in Wehmut übergehen, in besänftigende, heilbringende

Wehmut, bis auch die nur noch einen schwachen Schatten auf unser Dasein wirft.

„Anna Harmen ist für Dich gestorben. Frau von Keßner, der Du wohl im Leben noch begegnen wirst, ist eine andere als das junge Mädchen, das Du geliebt hast. Du wirst Anna Harmen vergessen wie eine geliebte Tote, wahrscheinlich schneller, als Du es heute für möglich hältst.

„Ich bin bei der Feier einiger goldener Hochzeiten zugegen gewesen und kann, ohne viel nachzudenken, Dutzende unter meinen Verwandten, Freunden und Bekannten aufzählen, die ich zu ihrer silbernen Hochzeit beglückwünscht habe. Und unter diesen Menschenpaaren, die fünfundzwanzig, fünfzig Jahre lang nebeneinander gelebt hatten, habe ich viele angetroffen, die noch immer mit inniger, treuer Zuneigung aneinander hingen.

„Einen Mann, der auch nur zehn Jahre lang mit demselben tiefen Schmerz gelebt hätte, den er empfand, als er seine Liebe als eine unglückliche erkannte, — einen solchen Mann giebt es nicht. — Glückliche Liebe kann treu sein, — bis in den Tod; unglückliche Liebe erblaßt, vergeht schneller als der Schmerz über den Tod eines geliebten Wesens.

„Denke nicht an Ausnahmefälle, an Menschen, die ihren Schmerz anscheinend nie überwunden haben! Sie müssen ihn, möglicherweise ohne sich selbst Rechenschaft davon abzulegen, bis zur leichten Erträglichkeit überwunden haben, denn sonst wären sie gestorben. Gott sei gedankt, daß das menschliche Herz ebenso wie der menschliche Körper zu gebrechlich ist, um lange Zeit Folterqualen ertragen zu können!

„Dein gutes Herz wird geliebte Gestorbene nie ganz vergessen, aber der Gedanke an sie wird zukünftiges Glück, das Dir beschieden sein möge, nach einiger Zeit nicht mehr zu trüben imstande sein.

„Hättest Du Anna Harmen heimgeführt, Du würdest ihr, dessen bin ich gewiß, ein treuer Gefährte geworden sein und wärst es geblieben, wenn sie es verdient hätte. — Sie ist für Dich gestorben. Die Erinnerung an sie wird bald aufhören, Dein ganzes Herz zu füllen, zu betrüben. Und das ist gut. Deshalb wird Dich kein gerechter Mensch des Wankelmutes zeihen.

„Es ist liebevolle, alte, wenn auch, wie alles Menschliche, beschränkte Weisheit, die ich Dir predigen möchte. Sie ist frei von Härte und Kälte, wenn das Deinem warmen, empfindlichen, jungen Herzen auch nicht so erscheinen mag. Ich kann nicht alles sagen, woran ich in diesem Augenblicke denke, wo die Bilder so vieler, die mir teuer waren, vor meinem Geiste auftauchen. Ich könnte weinen, aber ohne bittere Qual, und doch haben sie weit mehr zu meinem alten, langen Leben gehört als Anna Harmen zu Deinem.

„Du bist jung. Denke an Dein Leben, das in Deinen Jahren Wünschen, Streben und Hoffen heißt! Das Alter, das keine Zukunft mehr hat, darf in der Vergangenheit mit ihren Schmerzen und Freuden zum Grabe schleichen; die Jugend aber versündigt sich, wenn sie dasselbe zu thun versucht und dadurch der Zukunft, dem Leben entsagen will. Wende Deine Gedanken von dem unwiederbringlich Verlorenen ab und blicke vertrauensvoll vorwärts und nicht verzweifelnd zurück!“

Dieser Brief, obgleich er von einer falschen Voraussetzung ausging, machte nichtsdestoweniger tiefen Eindruck auf Oer. Er fand darin eine gewisse Entschuldigung für sein Verhalten Anna Harmen gegenüber, und auch sein Vergehen an der Liebe für Barbaria erschien ihm jetzt nicht mehr so schwer, seitdem er aufgehört hatte und fest entschlossen war, ferner nicht zu sündigen. Tante Margarete hatte ihren Zweck erreicht, ihn zu ermutigen. Er blickte wieder, wenn auch nicht vertrauensvoll, so doch nicht ganz hoffnungslos, in die Zukunft.

* * *

Eines Tages, als Oer mit einem Briefe für Bartev in der Tasche von Galata nach Bujukdere zurückkehren wollte und das Schirket bereits bestiegen hatte, sah er von der Brücke vier bekannte Gestalten herabsteigen und sich dem Boote nähern, in dem er sich befand: Frau Kalliope, Frau Marianne, Walsh und Naïm Bey. Sie unterhielten sich angelegentlich und hatten ihn noch nicht erblickt. Eine Sekunde kam ihm der Gedanke, ihnen auszuweichen, was auf dem großen Fahrzeuge ein Leichtes gewesen wäre, da es zu dem Zwecke genügt habe würde, sich in einen der verdeckten Salons zurückzuziehen, wo sich während der heißen Jahreszeit kein Fahrgast aufhielt; — aber gleich darauf war sein Entschluß gefaßt, Frau Kalliope zu begrüßen. Die Gelegenheit, die ihm geboten wurde, war günstig: die Gesellschaft dreier Zeugen machte jede Auseinandersetzung, die er vermeiden wollte, unmöglich.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem er Frau

Kalliope nicht gesehen hatte. Er musterte sie einen Augenblick, wie sie sich zwischen Walsh und Naïm Bay würdevoll niederließ. Sie war sehr schön — schön wie die Sünde, aber Oer war tugendhaft geworden, die Sünde gefiel ihm nicht, hatte in dem Augenblick keine Macht mehr über ihn. Er näherte sich der Gruppe anscheinend unbefangen. Der erste, der seiner ansichtig wurde, war Walsh, der ihm freundlich zunickte. „Da kommt unser trüber Freund Oer."

Die drei anderen blickten schnell auf. Frau Kalliope bog sich etwas zurück und flüsterte ihrer Freundin auf griechisch zu: „Daß du keine Aufklärung verlangst!" Dann legte sie ihr Gesicht in lächelnde Falten, begrüßte Oer, der sich vor ihr verbeugte, mit einem gnädigen Neigen des Hauptes und lud ihn durch eine freundliche Bewegung der Hand ein, sich zu setzen. Er nahm neben Frau Marianne Platz.

„Ich war auf dem Wege zu Ihnen," sagte Naïm Bey. „Ich wollte Ihnen sagen, daß wir seit einigen Tagen in Jeniköi wohnen. Auf den Inseln war es zu heiß geworden. Der Pascha bittet Sie, ihn doch bald durch einen Besuch zu erfreuen."

„Danken Sie ihm."

„Wann dürfen wir Sie erwarten?"

„Morgen, wenn Sie frei sind."

„Wir sind jeden Tag frei: wir essen zur gewöhnlichen Stunde." Darauf wandte er sich an seine Nachbarin, Frau Kalliope, die sich halb von Oer abwenden mußte, um Naïm Bey anzusehen, mit dem sie sich in ein mit leiser Stimme geführtes Gespräch vertiefte.

Oer war auf Frau Marianne und Walsh angewiesen. Er bemerkte, daß dieser Frau Kalliope und Naïm Bey beobachtete und übler Laune zu sein schien. Frau Marianne ließ sich auf eine alltägliche Unterhaltung über das Wetter und ähnliches mit Oer sein, und dabei blickte sie ihn mit spöttischem Lächeln unverwandt an, das Oer nicht umhin konnte zu bemerken, das ihn jedoch nicht berührte.

An der Landungsbrücke von Therapia erhob sich die kleine Gesellschaft. Die beiden Damen, Walsh und Naïm Bey stiegen dort an Land. Oer begleitete sie bis zur Treppe. Er ging dabei, den anderen folgend neben Walsh. „Sie fahren gewöhnlich mit dem Elf-Uhr-Boot?" fragte dieser.

„Das ist meine Gewohnheit; aber es kommt mir nicht darauf an, ob ich eine Stunde früher oder später in Galata eintreffe."

„Dann möchte ich Sie bitten, morgen das Elf-Uhr-Boot zu nehmen. Ich steige in Therapia ein, und wir können die Fahrt zusammen machen."

An der Treppe wandte Naïm Bey sich zu Oer: „Also auf morgen abend! Ich werde Sie bei dem Pascha anmelden."

„Auf morgen abend."

Sodann höfliche Begrüßung seitens Oers, artiges Neigen des Hauptes von Frau Kalliope, ein kurzes, spöttisches Nicken von Frau Marianne. Die vier stiegen an Land, und das Schirket setzte die Fahrt nach Bujukdere fort.

Sobald die beiden Freundinnen allein waren, fragte Frau Kalliope: „Nun, was hat dir mein Exverehrer erzählt?"

„Es wäre sehr heiß."

„Und was hat er von mir gesagt?"

„Er hat deinen Namen nicht ausgesprochen." Frau Marianne wußte, daß sie mit dieser Bemerkung ihre Freundin ärgerte, und das war ihr ganz recht.

„Naïm Bey ist wirklich ein reizender Mensch," sagte Frau Kalliope.

„Er wird dich besser unterhalten als der stille Herr von Oer."

„Das wird ihm nicht schwer werden. Der liebe Oer war wirklich erschrecklich langweilig."

„Ja, er hat eigentlich nichts, was ihn empfiehlt, als sein gutes Aussehen."

Zu dieser Bemerkung hatte Frau Kalliope ein eigentümliches Lächeln, aber sie ließ sie unbeantwortet.

Am nächsten Morgen traf Oer mit Walsh auf dem Schirket zusammen. Das Boot war beinahe leer, denn die Geschäftsleute hatten sich schon vor zwei Stunden nach Galata begeben, und zu einer Vergnügungsfahrt war das Wetter zur Mittagsstunde zu heiß. Nachdem die beiden nebeneinander Platz genommen hatten, lenkte Walsh die Unterhaltung auf Frau Kalliope. „Ich hoffe, Sie stellen mir das Zeugnis aus, ein guter Kamerad zu sein."

Oer blickte ihn fragend an.

„Sie werden bemerkt haben, daß ich Sie in der letzten Zeit nicht gestört habe."

„Ich habe in der That weniger von Ihnen gesehen, als ich es gewünscht hätte."

„Undank ist der Welt Lohn! Als ob ich Sie nicht einfach aus freundschaftlicher Diskretion gemieden hätte!"

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Walsh."

„Nun, ich will mich nicht in Ihre Angelegenheiten eindrängen. Daß Sie anderthalb Monate lang in Frau Kalliopes Fesseln gelegen haben, ist aber kein Geheimnis."

Der antwortete nicht.

„Und nun haben Sie mit ihr gebrochen?"

„Mit ihr gebrochen, ist wohl zu viel gesagt. — Wir sehen uns weniger. Das ist richtig."

„Sie sehen sich gar nicht mehr. Das ist Ihre Sache. Möglicherweise interessieren Sie sich aber doch noch für die Frau."

„Selbstverständlich. Ich bin sehr liebenswürdig in ihrem Hause aufgenommen worden und schulde ihr dafür Dank."

„Nun, wenn Sie ihr einen Dienst erweisen wollen, so suchen Sie Ihren Freund Naïm Bey zu bewegen, die Frau nicht so arg zu kompromittieren."

„Thut er das? Ich wußte es nicht. Ich habe ihn heute zum ersten Male seit vielen Wochen gesehen."

„Er thut es — und in ganz unverantwortlicher Weise. Diese Türken glauben sich einer europäischen Frau gegenüber alles erlauben zu dürfen."

„Daran kann ich doch nichts ändern. Naïm Bey würde sich sehr verbitten, — und wäre dazu berechtigt, — wenn ich ihn Sitten lehren wollte."

„Dann werde ich das besorgen."

„Lieber Walsh," sagte Der besänftigend, „bekümmern Sie sich doch nicht um die Sache! Weshalb wollen Sie sich Unannehmlichkeiten machen?"

„Das nenne ich keine Unannehmlichkeiten. — Doch

wir haben vielleicht ein anderes Mal Gelegenheit, davon zu sprechen."

Damit war die Unterhaltung hierüber abgebrochen. Die beiden sprachen von anderen Dingen. Der erzählte, daß Herr Bolton gegen Mitte August in Konstantinopel eintreffen werde.

„Dann müssen Sie ihn diesmal in Therapia unterbringen," sagte Walsh. „In Pera ist es im August nicht zum Aushalten."

„Er hat mir aufgetragen, seine alte Wohnung im Hotel Royal für ihn zu nehmen."

„Nehmen Sie auf meine Verantwortlichkeit ein kühles Zimmer im Sommer-Palast-Hotel. Im Hotel Royal werden Sie alle Zimmer frei finden."

Der besorgte seine gewöhnlichen Geschäfte in Galata, kehrte nach Bujukdere zurück, um Bartev wiederum einen Brief aus Berlin zu übergeben, und verbrachte den Abend beim Pascha, der ihn in seinem kühlen, schönen Yali mit großer Herzlichkeit empfing und ihm freundschaftliche Vorwürfe darüber machte, daß er sich nicht in Prinkipo gezeigt habe. Naïm Bey wohnte der Mahlzeit bei und erbot sich später, Der nach Bujukdere zurückzubegleiten.

„Ich würde mich über Ihre Gesellschaft freuen," sagte Der, „aber Sie werden zwei Stunden unterwegs sein müssen, wenn Sie mich bis Bujukdere begleiten wollen."

„Ich habe den Kaïk des Pascha bereit machen lassen. Er bringt uns in dreiviertel Stunde hinüber und mich in anderthalb Stunden nach Jeniköi zurück. Es ist schön kühl auf dem Wasser, und ich freue mich auf die Fahrt."

Dagegen konnte Der keinen Einwand mehr erheben. —

Gegen zehn Uhr zogen sich die beiden jungen Leute zurück. „Nehmen Sie Ihre gute Wintergewohnheit wieder an und besuchen Sie mich häufig!“ sagte der Pascha beim Abschied.

Der Kaïk flog über das Wasser. Als er nach wenigen Minuten auf der Höhe von Therapia angelangt war, sagte Naïm Bey leise: „Wollen Sie mir gestatten, hier auszusteigen? Und finden Sie es unfreundlich, wenn ich Sie nicht bis nach Hause führe?“

„Aber selbstverständlich. Ganz nach Ihrem Belieben.“

„Das ist hübsch von Ihnen.“ Naïm Bey rief den Kaïkdschi zwei Worte zu, worauf sie nach links zum Ufer abbogen und bald am Quai von Therapia lagen. Naïm Bey drückte Oer die Hand, sprang leichtfüßig aus dem Boot und war gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden. Der Kaïk setzte den Weg nach Bujukdere fort.

In einem Yali von Therapia, den Oer wohl kannte, waren noch mehrere Fenster matt erleuchtet und warfen einen rötlichen Schein auf das schwarze Wasser.

Oer lächelte. „Er kompromittiert Frau Kalliope in ganz unverantwortlicher Weise,“ sagte er vor sich hin, Walsh Worte wiederholend. Dann verließen seine Gedanken Naïm Bey sowohl wie Frau Kalliope.

Die Ankunft Edhem Paschas in Jeniköi hatte die Einförmigkeit des Lebens, das Oer in Bujukdere führte, in angenehmer Weise unterbrochen. Er verbrachte fast jeden Tag einige Stunden in Gesellschaft des ruhigen, wohlwollenden Mannes, und oftmals speiste er auch des Abends bei ihm. Bei solchen Gelegenheiten wurde er regelmäßig von Naïm Bey begleitet, der ihn wie bei der

ersten Rückfahrt mit höflichen Entschuldigungen in Therapia verließ.

Einige Tage später kam Eberhard aus Trapezunt zurück und wußte Schauergeschichten zu erzählen von den Greuelthaten, die die Türken dort an Armeniern verübt hätten. Ferner trafen Briefe von Bolton, Helen, seinem Vater und der Tante Margarete ein, die Beantwortung oder sonstige Erledigung erheischten, so daß Oer eigentlich den ganzen Tag über beschäftigt war und dadurch von seinen selbstquälerischen Gedanken abgelenkt wurde.

Der Brief Helens war voll zart teilnehmender Herzlichkeit. Sie hoffte, Oer würde „das schreckliche Konstantinopel" bald verlassen und zu seinen Freunden in Deutschland und Amerika zurückkehren. Dann sprach sie von ihrem Leben und ihren Plänen. Sie habe mit den Ihrigen einige Wochen am Meere in Newport verbracht; nun würden sie alle die Reise nach Deutschland antreten, um dort bis zum Spätherbst zu bleiben; sie freue sich darauf, Oers Verwandte wiederzusehen, die sie bei ihrem ersten Besuche so gütig aufgenommen hätten.

Bolton schrieb, er gedenke New York in den nächsten Tagen zu verlassen. Er bäte Oer, ihm nach Berlin zu schreiben. Er werde voraussichtlich früher als ursprünglich beabsichtigt in Konstantinopel eintreffen. Sein Brief enthielt einige dunkle Andeutungen, die Oer in Zusammenhang mit dem brachte, was Bartev ihm von einer nahe bevorstehenden Krisis in der armenischen Frage gesagt hatte. Das beunruhigte ihn seiner Freunde wegen, aber er war froh, Bolton bald zu sehen, und entschlossen, von diesem Aufklärung darüber zu fordern, was es mit seiner

Stellung in Sohagians Dienſten für eine Bewandtnis habe. Er empfand es als eine unwürdige Handlung, ein großes Gehalt zu beziehen und dafür nichts weiter zu leiſten als die Vermittlung der Berliner Briefe an Bartev.

Eines Abends, als Oer wieder bei Edhem Paſcha zur Nacht geſpeiſt und die Überfahrt nach Bujukdere in üblicher Weiſe in Geſellſchaft Naïm Beys angetreten hatte, ſagte ihm dieſer zwiſchen Jeniköi und Therapia: „Walſh, der in meiner Wertſchätzung nach näherer Bekanntſchaft nicht gewonnen hat, und der ſeinerſeits an meiner Perſon kein Gefallen zu finden ſcheint, benimmt ſich mir gegenüber, als wünſche er einen Streit mit mir. Nach der Sitte dieſes Landes und meinem Gefühl wäre es paſſend, wir gingen, wenn wir nicht Freunde bleiben können, ruhig auseinander. — Erinnern Sie ſich, was der Paſcha im vergangenen Winter über Streitigkeiten zwiſchen Männern aus der Geſellſchaft ſagte?“

Oer erinnerte ſich deſſen vollkommen. Die Sache hatte ihn damals lebhaft intereſſiert. Er bejahte Naïms Frage durch ein ſtummes Zeichen.

„Ich bedauere, daß Walſh es nicht auch gehört hat,“ fuhr Naïm Bey fort. „Seine Unwiſſenheit in dieſer Beziehung kann ihm möglicherweiſe Unannehmlichkeiten bereiten.“ Der Kaïk war vor Therapia angelangt. „Ich habe die übliche Erlaubnis zum Ausſteigen?“

„Selbſtverſtändlich.“

„Gute Nacht! Auf Wiederſehen! Hoffentlich morgen.“

Oer erblickte in dem, was Naïm Bey ihm geſagt hatte, einen behutſam gegebenen Auftrag, Walſh über gewiſſe Sitten der Türken zu belehren. Er mußte lächeln,

wenn er daran dachte, daß von den beiden neuen Verehrern der Frau Kalliope jeder einzelne Schutz bei ihm gegen den Rivalen suchte. Einen besseren Beweis, daß sein vertrauliches Verhältnis zu der Schönen als vollständig gelöst angesehen wurde, konnte er nicht verlangen, und es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, daß sich diese Lösung so ruhig vollzogen hatte.

Als Oer an einem der nächsten Tage auf dem Wege von Bujukdere nach Galata war, gesellte sich in Therapia Walsh zu ihm.

„Ich habe Ihnen hier aufgelauert," sagte er. „Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten."

„Zu Ihren Diensten."

„Es handelt sich um Naïm Bey."

„Das dachte ich mir."

„Ich beabsichtige, Naïm Bey zu fordern und . . ."

„Erlauben Sie," unterbrach Oer, „daß ich Ihnen einige Worte sage, ehe Sie fortfahren. Wenn Sie mir etwas anvertrauen wollen, so wird mir das eine Ehre sein, aber ich wünsche zu vermeiden, daß Sie mir Ihr Vertrauen unter einer falschen Voraussetzung schenken. — Ich hatte im vergangenen Winter — es handelt sich also nicht um augenblickliche Verhältnisse — eine längere Unterhaltung mit einem türkischen Pascha . . ."

„Mit Edhem Pascha?"

„Schön, mit Edhem Pascha, wenn Sie wollen. — In den Zeitungen wurde damals ein Duell zwischen zwei Herren aus der Berliner Gesellschaft vielfach besprochen. Der Pascha hatte davon gehört und bat mich eines Abends, ihm die Einzelheiten des Falles mitzuteilen. Ich wußte

davon nicht mehr, als was ich in den Blättern gelesen hatte. Das erzählte ich und beantwortete sodann noch mehrere auf das deutsche Duellwesen bezügliche Fragen, die der Pascha an mich richtete. Meine Antworten liefen darauf hinaus, daß es bei den heute noch im Abendlande vorherrschenden Ansichten und Gebräuchen wohl schlechterdings unmöglich sein würde, das Duell ganz zu unterdrücken. Der Pascha wollte sich aber nicht zu dieser Denkweise bekennen, die, wie er bemerkte, auch in England nicht mehr geteilt würde. ‚In der Türkei,‘ fügte er hinzu, ‚ist der Zweikampf durch den Koran und die Sitte verboten, und kein ehrenwerter und vernünftiger Muselman wird daran denken, sich gegen das religiöse und gesellschaftliche Gesetz vergehen zu wollen oder sich zu einer Übertretung desselben zwingen zu lassen. Die erfreuliche Folge davon ist die Friedfertigkeit und Ruhe, die dem wohlerzogenen Türken mit Recht nachgerühmt werden kann. — Ich bin ein alter Mann. Ich habe mit vielen meiner Landsleute verkehrt, aber ich habe noch nicht erlebt, daß sich zwei Männer meines Standes gegenseitig gröblich beleidigt hätten. Gegen Verbrecher und Missethäter schützt mich das Gesetz oder das mir für gewisse Fälle gesetzlich gegebene Recht der Selbstverteidigung.‘

„Ich wollte der Sache auf den Grund kommen und richtete verschiedene, auf besondere Fälle bezügliche Fragen an den Pascha: ‚Was würden Sie thun, wenn jemand Sie beschimpfte?‘

„‚Ich verkehre nur mit wohlerzogenen Menschen.‘

„‚Aber wenn ein Fremder Sie beleidigte?‘“

„‚Das würde ich nicht beachten, und sollte der Mann lästig werden, so würde ich ihn verhaften lassen.‘

„‚Aber wenn man Sie thätlich angriffe?‘

„‚Das kann ich mir nicht vorstellen, es sei denn, daß ich mit einem Wahnsinnigen zu thun hätte; den würde ich gewaltsam unschädlich machen.‘

„Ich wagte nicht, eine sehr naheliegende Frage an ihn zu richten. Er durchschaute mich, denn er sagte lächelnd: ‚Die Lebensweise des Türken bringt es mit sich, daß er weniger als der Abendländer Beleidigungen ausgesetzt ist. Ich kenne das Leben in Paris und in einigen anderen Großstädten einigermaßen aus Erfahrung und noch mehr aus Büchern, die ich in meinen Mußestunden gelesen habe. Da ist mir klar geworden, daß man sich bei Ihnen meistens des Nachts zankt, hauptsächlich beim Wein, beim Kartenspiel und aus Eifersucht. — Ein anständiger Türke bleibt, von Ausnahmefällen abgesehen, nach Sonnenuntergang zu Hause. Er ist ein mäßiger Trinker. Eigentlich sollte er überhaupt keinen Wein genießen. Es wird ihm niemals in den Sinn kommen, in einem öffentlichen Lokale mit fremden Menschen Karten zu spielen, und . . . türkische Frauen und Mädchen zeigen sich Fremden nur verschleiert und bewacht.‘

„‚Sie können sich also nicht denken,‘ fragte ich schließlich, ‚daß Sie in die Lage versetzt werden könnten, jemand zum Zweikampf herausfordern zu müssen?‘

„‚Das kann ich mir in der That nicht denken.‘

„‚Und wenn Sie jemand beleidigt hätten, der für die ihm zugefügte Kränkung Genugthuung durch die Waffen fordern sollte?‘

„‚Das kann ich mir ebenfalls kaum vorstellen, aber gesetzt den Fall, so würde ich ihm die verlangte Genugthuung unbedingt verweigern.‘

„‚Aber was bliebe dem Gekränkten zur Wahrung seiner Ehre dann übrig?‘

„‚Dieselben Waffen, die mir zur Verfügung stehen: sofortige Strafe, Verachtung — und die Gerichte.‘ “

Walsh hatte ungeduldig zugehört. „Nun, was wollen Sie mit all dem sagen?“ fragte er.

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich überzeugt bin, Naïm Bey, den ich als ehrerbietigen Sohn seines Vaters kenne, würde eine Forderung von Ihnen nicht annehmen. Übrigens würde ich ihm Ihre Herausforderung nur überbringen, wenn Sie mich davon überzeugt hätten, daß er Sie beleidigt hat.“

Walsh zerrte übler Laune an seinem Schnurrbart. „Traurige Kerle sind diese Türken!“ sagte er.

„Ach nein, das finde ich nicht,“ bemerkte Oer ruhig, und da er eine gewisse Zuneigung für Walsh gefaßt, mit dem er seit Monaten freundschaftlich verkehrt hatte, fügte er beruhigend hinzu: „Lieber Walsh, überlegen Sie sich die Sache noch einmal! Hat Naïm Bey Sie thatsächlich beleidigt, oder haben Sie sich über ihn geärgert, weil sein Benehmen einem Dritten gegenüber Ihnen nicht gefällt? — In letzterem Falle müssen Sie sich klar machen, ob Sie, ohne Auftrag dazu erhalten zu haben, berechtigt wären für seine Haltung einem Dritten gegenüber Genugthuung zu fordern . . . Wir sind in Galata. Wenn Sie sich weiter mit mir aussprechen wollen, so holen Sie mich, wann immer es Ihnen passen möge, um sechs Uhr,

abends mit dem Kaïk ab. Ich stehe gern zu Ihrer Verfügung."

Walsh, der eine Minute nachdenklich dagestanden hatte, blickte ruhiger auf und sagte: „Schön, auf Wiedersehen also!"

Mehrere Tage vergingen, ohne daß Walsh sich blicken ließ. Der hatte keinen Grund ihn aufzusuchen. „Er wird sich überlegen, was ich ihm gesagt habe," dachte er. „Das ist eine nützliche Beschäftigung. Ich will ihn dabei nicht stören."

Aber eines Morgens erschien Naïm Bey zu ungewöhnlich früher Stunde bei Der. Nachdem er ihn anscheinend unbefangen begrüßt, die kleine Tasse schwarzen Kaffee, die Mardyros sofort aufgetragen, getrunken und sich eine Cigarette angezündet hatte, sagte er, den weißen Rauch langsam vor sich hinblasend: „Ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden."

„Was?" fragte Der erstaunt.

„Um mich von Ihnen zu verabschieden," wiederholte Naïm Bey. „Ein Irade, das ich gestern abend erhalten habe, nötigt mich, heute nachmittag mit dem Orient-Expreß abzureisen. — Ich bin zur Botschaft nach Paris kommandiert worden."

„Dann darf ich wohl gratulieren?"

„Ja . . . und nein."

„Nein?"

„Ich befand mich hier ganz wohl, und ich weiß nicht, was mich in Paris erwartet."

„Nun, ich kann Ihnen sagen, Ihre Kameraden werden Sie beneiden."

„Das ist wohl möglich. Übrigens ist das alles ziemlich gleichgiltig, da ich natürlich gehorchen muß und nicht gefragt worden bin, ob mir das Vergnügen macht oder nicht.“ Er schwieg eine kleine Weile und fuhr dann mit unverhohlener Herzlichkeit fort: „Es wird mir auch schwer, auf Ihre Gesellschaft zu verzichten. — Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken!“

Statt aller Antwort reichte Oer dem jungen Offizier die Hand.

„Ich wollte Sie noch bitten,“ fuhr dieser fort, „den Pascha recht oft zu besuchen. Er hat Sie lieb gewonnen, — und vielleicht vermißt er mich, während der ersten Zeit wenigstens.“

„Ich bin von Ihrem Herrn Vater so gastlich aufgenommen worden, daß es mir eine Freude ist, oft mit ihm zusammen zu sein.“

Naïm Bey erhob sich. „Ich habe bis vier Uhr noch viel zu erledigen,“ sagte er. „Meine Berufung nach Paris hat mich überrascht. Also auf Wiedersehen, lieber Oer! Gott behüte Sie!“

„Auf Wiedersehen, lieber Naïm!“

Oer sah Naïm Bey in ein Kaïk steigen, das den Weg nach Therapia einschlug. — Den Abend verbrachte er beim Pascha, der unbefangen von der Versetzung seines Sohnes nach Paris sprach, einer hohen Auszeichnung, wie er sagte, für die er selbst und Naïm Seiner Majestät ehrfurchtsvollen Dank schuldeten. — „Wenn er sich ihrer würdig zeigt, so wird er befähigt sein, sich seinem Vaterlande in mehr als gewöhnlicher Weise nützlich zu machen; denn nachdem er die deutsche Armee bereits kennen ge-

lernt hat und nun in die Lage kommt, auch die französischen militärischen Verhältnisse zu studieren, kann er wertvolle Erfahrungen sammeln. — Paris ist ein gefährlicher Boden für einen jungen Menschen," fügte der Pascha nach einer kurzen Pause hinzu. „Aber Naïm ist ein pflichttreuer Mann, und so will ich das beste hoffen."

Parcegh Effendi war bei Edhem Pascha zu Besuch. Nach dem Essen gesellte er sich zu Oer. „Naïm Bey hat sich von Ihnen verabschiedet. — Schien er erfreut, nach Paris zu gehen?"

„Der Abschied von Konstantinopel wurde ihm vielleicht etwas schwer."

„Das wird er schnell überwinden. Es war Zeit, daß er den Bosporus verließ. Der Pascha hat weise gehandelt."

Oer entnahm aus diesen Worten, daß die Versetzung Naïm Beys nach Paris der Verwendung Edhem Paschas zugeschrieben werden durfte, und die Vermutung lag nahe, daß der Pascha aufgetreten war, um den Beziehungen Naïm Beys zu Madame Argyriadi ein Ende zu machen. — Diese Vermutung wurde bald darauf auch durch einige Äußerungen Walshs bestätigt, der Oer eines Tages aufsuchte, um sich zu bedanken, wie er sagte, daß Oer ihn verhindert habe, „die Dummheit zu begehen, Naïm Bey fordern zu lassen".

„Sind Sie versöhnt auseinander gegangen?" fragte Oer.

„Wir haben uns nach meiner letzten Unterredung mit Ihnen nicht wiedergesehen," antwortete Walsh mürrisch. Das Verschwinden des glücklichen Rivalen schien seine eigenen Bestrebungen nicht gefördert zu haben. Der

Name Frau Kalliopes wurde diesmal weder von Oer, noch von Walsh ausgesprochen.

Am 4. August traf Bolton, nachdem er seine Abreise von Berlin einige Tage zuvor telegraphisch angezeigt hatte, wohlbehalten in Konstantinopel ein. Oer, der ihn am Bahnhof von Sirkedschi erwartet hatte, führte ihn nach dem Hotel Royal. „Würden Sie nicht vorziehen, in Therapia oder Bujukdere zu wohnen?“ fragte er Bolton. „Sie werden es hier sehr heiß finden.“

„Ich fürchte die Hitze nicht. Es ist mir bequemer, hier zu bleiben. — Was macht mein junger Freund Robert K., und wie gefällt Ihnen Eberhard und Ihr neuer Wirt Margos Bartev? Das ist ein Mann! Der fürchtet sich nicht! Hier ist ein Brief für ihn. Sagen Sie ihm, bitte, ich würde ihn morgen um ein Uhr aufsuchen.“

„Ich gehe um elf Uhr zur Post. Wenn es Ihnen recht ist, so hole ich Sie um halb zwölf Uhr ab, und wir fahren dann zusammen nach Bujukdere.“

„Natürlich ist mir das recht.“ Er sah sich wohlgefällig in seinem Zimmer des Hotel Royal um. „Ich freue mich, in meiner alten, hübschen Stube zu sein. Ah, das Goldene Horn! Wie schön ist es! Also auf morgen! Ich werde mich nach Robert K. erkundigen. — Sie sehen übrigens nicht besonders vergnügt aus. Ist irgend etwas passiert?“

„Nichts von Bedeutung. Ich möchte möglichst bald mit Ihnen über meine hiesige Stellung sprechen.“

„Ich habe nicht vergessen, daß es Ihr Wunsch war, darüber Aufklärung von mir zu erhalten, und sie soll

Ihnen nicht fehlen, aber haben Sie noch Geduld! Nur wenige Wochen. Ich verspreche es Ihnen.“ — Er machte eine Pause, und seine klaren Seemannsaugen, die gewöhnlich so kühl und ruhig blickten, leuchteten wie die eines Apostels. „Wir gehen einer großen Zeit entgegen. Sie werden sich in späteren Tagen mit freudigem Stolz daran erinnern, zum Erfolge einer guten Sache beigetragen und, wenn auch nicht mit den Waffen gekämpft, doch die Gefahren des Kampfes geteilt zu haben. Lassen Sie alles Persönliche, was Ihnen im Vergleich mit dem Ziele, auf das wir lossteuern, eines Tages unbedeutend erscheinen wird, spätere Sorge sein.“

Viertes Kapitel.

Die Jahre 1895 und 1896 waren böse Jahre für Armenien. Seit den Septemberereignissen in Stambul wurde die Lage in den Provinzen mit jedem Tage bedenklicher. Aus allen Teilen des Landes trafen in Konstantinopel verbürgte Nachrichten ein von kaum glaublichen, abscheulichen Missethaten. — Starke Banden türkischer und kurdischer Räuber und Mörder überfielen die armenischen Ortschaften und wüteten mit Feuer und Schwert gegen armenisches Leben und Eigentum, und dies geschah unter den Augen der Behörden, oftmals mit Hilfe der bewaffneten Macht, während die Rufer zum Gebet, die Muëfin, von der Höhe der Minarets den Segen Allahs und des Propheten auf die fanatisierten Zerstörer herabsandten. Die Ansicht, daß der Sultan die christenfeindliche Bewegung dulde, vielleicht gar im geheimen schüre, daß er geschworen habe, das armenische Element der Bevölkerung seines Reiches vollkommen auszurotten, fand immer mehr Glauben. Die Armenier zweifelten nicht mehr daran, daß ihre Vernichtung beschlossen sei, aber auch Fremde, die aufrichtig bemüht waren, sich über die Lage ein unparteiisches Urteil zu bilden, suchten vergeblich

eine Erklärung für die duldende Haltung, die die Regierung den sich täglich mehrenden Ausschreitungen gegenüber einnahm.

Die Türken selbst fuhren fort, auf die gegen sie erhobenen Anklagen zu erwidern, daß die Regierung kein anderes Ziel verfolge als die aufrührerische Bewegung, die in den Provinzen ausgebrochen wäre, zu unterdrücken und Ruhe und Frieden wiederherzustellen. — Die Mittel, deren sie sich dazu bediente, waren aber in der That seit Jahrhunderten in der Geschichte der civilisierten Nationen unbekannt geworden.

Das Jammergeschrei Hunderttausender von Unglücklichen konnte nicht ungehört verhallen. Es erregte in ganz Europa Bestürzung und Entrüstung. In vollkommener Übereinstimmung wandten sich die Vertreter der Großmächte an den Sultan, um im Namen der Civilisation Bestrafung der Verbrecher, Verhütung neuer Missethaten und die Einführung von Reformen in die Verwaltung der sogenannten armenischen Wilajets zu verlangen.

Die türkische Regierung bewahrte dem Drängen der Botschafter gegenüber trotzige Ruhe. Mit Ausnahme eines vereinzelten Falles, wo es sich um die von einem türkischen Offizier befohlene Ermordung des Paters Salvatore und seiner elf katholischen Begleiter handelte, findet man in den von französischer und englischer Seite veröffentlichten amtlichen Berichten der Botschafter an ihre vorgesetzten Behörden keine Stelle, wonach die türkische Regierung ein Wort des Bedauerns, geschweige denn der Entschuldigung über die blutigen Greuelthaten, die sich in

Anatolien anhäuften, ausgesprochen hätte. — Die Anklagen wurden als böswillige Verleumdungen, als arge Übertreibungen, Verdrehungen des wirklichen Thatbestandes zurückgewiesen. Jedoch gab der Sultan nach langem Drängen seine Zustimmung dazu, daß ein Reformprojekt gemeinsam mit den Vertretern der Großmächte und einer Anzahl hoher türkischer Beamten ausgearbeitet und ihm zur Genehmigung vorgelegt werde, und daß ferner eine aus russischen, französischen und englischen Delegierten bestehende Kommission sich nach den heimgesuchten Wilajets begeben solle, um an Ort und Stelle den Ursprung, die Natur und den Umfang der letzten Verwüstungen festzustellen. — Die Botschafter Deutschlands, Österreichs und Italiens neigten von Anfang an der Ansicht zu, die türkische Regierung werde dem Ergebnis der Arbeiten jener europäischen Untersuchungskommission wenig oder gar keine Bedeutung beimessen, und hielten es aus dem Grunde für geraten, sich nicht daran zu beteiligen.

Über das Reformprojekt wurden endlose Verhandlungen gepflogen; schließlich wurde es in allgemein befriedigender Form zu Papier gebracht. Das war aber auch das Ende der mit großem Eifer ins Werk gesetzten und betriebenen Arbeit.

Die französischen, russischen und englischen Delegierten, welche nach den Provinzen entsandt worden waren, hatten mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, um ein vollkommen klares Bild der Lage zu entwerfen. Die türkischen Beamten, mit denen sie zusammentrafen, stellten sich ihnen zwar in einigen Fällen mit würdevoller Höflich-

keit zur Verfügung und erklärten sich bereit, Antwort auf jede an sie gerichtete Frage zu geben, aber sie wollten von all den Gewaltthätigkeiten in den von ihnen verwalteten Distrikten nichts gehört, nichts gesehen haben, sie erzählten nur von einigen Kämpfen zwischen Christen und Muhammedanern, die von den Christen provoziert worden und aus denen die Muhammedaner, dank ihrer größeren Tapferkeit, als Sieger hervorgegangen waren.

Die Delegierten konnten keine anderen Zeugenaussagen verwerten als diejenigen, die eine Anzahl katholischer und gregorianischer Priester und einige unglückliche, zu Tode geängstigte Hinterbliebene der von Türken und Kurden Erschlagenen vorbrachten. Beredteres Zeugnis legten die Ruinen der eingeäscherten Ortschaften ab und die Massengräber, in denen viele Tausend Hingeschlachteter verscharrt worden waren.

Die Berichte der Delegierten wurden mit denen der in den armenischen Provinzen ansässigen fremden Konsuln verglichen, und aus der Gesamtheit dieser schriftlichen, in vielen Fällen von Augenzeugen aufgesetzten Mitteilungen wurde ein von sämtlichen Botschaftern beglaubigter Bericht zusammengestellt, der zwar nur einen kleinen Teil der furchtbaren Wahrheit enthielt — „une parcelle de la vérité," schrieb der französische Botschafter seiner Regierung, — der aber auch in seiner Unvollkommenheit genügte, um ein erschreckliches Bild von den Zuständen in den verwüsteten Wilajets zu entwerfen.*)

In der kosmopolitischen Gesellschaft von Pera, in der das ängstliche armenische Element, sowie das für äußere

*) S. Note 1. am Ende des Bandes.

Eindrücke sehr empfindliche Geschlecht reicher Rayas und Levantiner stark vertreten ist, wurde dieses Bild mit Unruhe betrachtet und in Erwägung gezogen, aber auch in den rein abendländischen Kreisen erregte es großes Unbehagen. Wohl fanden sich einige ruhige Optimisten, die darauf hinwiesen, daß zwischen einem Armeniergemetzel und einer allgemeinen Christenverfolgung ein wesentlicher Unterschied zu machen sei, und daß die weitsichtige Klugheit des Sultans und dessen in der Türkei unbeschränkte Macht Gewähr dafür böten, es werde keinem Europäer auch nur ein Haar gekrümmt werden; aber nur wenige Abendländer wollten sich auf diesen kühlen egoistischen Standpunkt stellen, obgleich sie dessen Richtigkeit im allgemeinen anerkannten. — Es wäre wohl möglich, meinten sie, daß die Anstifter eines armenischen Blutbades in Konstantinopel Leben und Eigentum der abendländischen Christen geschont sehen wollten; aber durften sie sich anmaßen, stark genug zu sein, um eine losgelassene fanatisierte Menge innerhalb vorher bestimmter Schranken nach Gutdünken zügeln zu können? — Es war wohl berechtigt, dies zu bezweifeln. Furchtsame Leute schickten sich deshalb an, Konstantinopel verlassen zu können, oder trafen Vorbereitungen, Frauen, Kinder, Greise und Kranke in Sicherheit zu bringen. Wiederum, ebenso wie im Juli und August des Vorjahres, sah man in den von Armeniern und Europäern stark bewohnten Stadtteilen in Pera, Galata, Haßköi, Kum-Kapu, Jeni-Kapu, Psamatia und in den Vororten am Bosporus, auf der anatolischen Küste und den „Inseln" viel sorgenschwere, düstere, verängstigte Gesichter, und auffallenderweise war es gerade in diplomatischen Kreisen,

wo der Pessimismus seinen Höhepunkt erreichte. Der französische Botschafter glaubte seiner Regierung berichten zu müssen, die Anarchie sei allgemein, eine revolutionäre Bewegung mache sich bemerkbar, und es sei unmöglich, vorherzusehen, wohin sie den Sultan, die Türkei, Europa treiben würde.

Fünftes Kapitel.

Es war an einem heißen Augusttage. In dem oberen Stockwerke des Yali Argyriadi in Therapia waren alle Fenster geschlossen, und dunkle Vorhänge verwehrten dort dem Lichte Eingang in die Zimmer; im Erdgeschoß dagegen hatte Marco, der aufmerksame Haushofmeister, gegen fünf Uhr, als sich eine kühlende Brise erhoben, Thüren und Fenster öffnen lassen, um der frischen, reinen Luft freien Zug durch das schwüle Haus zu gestatten. — Der schmale Quai vor dem Hause war verödet, auch auf dem Bosporus zeigten sich außer den zwischen Bujukdere und Galata auf- und abdampfenden Schirkets nur wenige Fahrzeuge. — In Therapia selbst schien alles zu ruhen in Erwartung des nahenden Abends, der die vornehmen, jede Ermündung scheuenden Bewohner des aristokratischen Vorortes von Konstantinopel nach des Tages Unthätigkeit zur Erholung ins Freie zu locken pflegte.

Auf der Veranda des Yali saßen Frau Kalliope und deren Freundin Marianne. Die schöne Frau erschien in hohem Maße erregt. Das gewöhnlich bleiche Antlitz war gerötet, und die dunklen, großen Augen glühten.

„Beruhige dich," sagte Frau Marianne besänftigend.

„Sprich nicht so, wenn du mich nicht erzürnen willst," fuhr Frau Kalliope auf. „Du bist nicht meine Freundin, wenn du kein Gefühl hast für die unerhörte Kränkung, die dieser Mensch mir zugefügt hat. Wir haben ihn gastfreundlich empfangen, das Haus ist ihm geöffnet gewesen wie einem Mitgliede der Familie, wochenlang ist er darin aus- und eingegangen, als wäre es sein eigenes. — Und eines Tages fällt es ihm ein, uns den Rücken zu kehren, und er verläßt das Haus ohne ein Wort der Erklärung, wie einen Gasthof, in dem man schlecht behandelt worden ist. — Wäre Argyriadi ein Mann, er würde den Schimpf, der ihm und mir angethan ist, zu rächen wissen. Argyriadi . . ." — sie lachte höhnisch, — „der hat andere Sorgen als die um die Ehre seiner Frau. Heute früh, als ich mich bei ihm beklagen wollte, sprach er so lange von Geld und Geschäften und immer nur von Geld und Geschäften, bis ich es nicht mehr mit anhören konnte und ihm die Thür wies. — Hätte ich einen Bruder, einen treuen Freund . . ."

„Ich begreife deinen Unwillen, Liebe, aber gestatte mir ein Wort."

„Nun?"

„Du sagst, Herr von Oer habe das Haus verlassen, ohne ein Wort der Erklärung zu geben; aber, Liebe, hast du ihm denn gestattet, zu sprechen? Ist er nicht mehrere Male hier gewesen, sicherlich doch nur, um sein Benehmen aufzuklären, und hast du ihm nicht deutlich zu erkennen gegeben, daß du ihn nicht hören und sehen wolltest?"

„Er ist seit jenem Tage, wo er so ungezogen war,

daß es selbst deiner Nachsicht mit ihm auffiel, zweimal hier gewesen. Das nennst du ‚mehrere Male'! — Wäre es nicht seine Absicht gewesen, mich zu beleidigen, er hätte wiederkommen müssen, bis ich ihm Gelegenheit gab, sich zu entschuldigen. — Konnte er nicht schreiben? Sprich!"

„Vielleicht konnte er nicht schreiben, was er dir zu sagen wünschte . . . Herr von Oer . . ."

„Es ist besser, der Name wird nicht mehr zwischen uns ausgesprochen," unterbrach Frau Kalliope heftig. „Du willst mich nicht verstehen, oder du kannst mich nicht verstehen. Ich bedaure, daß ich überhaupt mit dir von der Sache gesprochen habe."

„Liebe," sagte Marianne sanft und versuchte Kalliopes Hand zu ergreifen.

„Nein, laß nur!" stieß Kalliope hervor. „Wir verstehen uns nicht. Ich will mir den Hut aufsetzen, wenn es dir noch recht ist, daß wir zusammen ausfahren." Und ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sie sich und wollte die Veranda verlassen.

Frau Marianne hielt sie zurück. „Geh nicht in Zorn von mir, Kalliope. Denke an unsere alte, alte Freundschaft, und daß du mich stets treu gefunden hast. Ich bin ungeschickt, — das erkenne ich. Verkenne du nicht, ich bitte dich darum, daß ich nur dein Bestes will. Gieb mir die Hand, Kalliope, sei mir nicht böse!" Sie wollte die Freundin umarmen, aber plötzlich trat sie schnell einen Schritt zurück.

In der offenen Thür, die von der Veranda nach dem Empfangszimmer führte, erschien Marco, ein hochgewachsener, hagerer Mann, von edler Haltung, mit fein-

geschnittenen Gesichtszügen. In seiner reichen kroatischen Nationaltracht, die er aber im Hause Argyriadi niemals anlegen durfte, weil sie Frau Kalliope mit der Haushofmeisterwürde, die er bekleidete, nicht vereinbar erschien, sah er prächtig und stolz aus; aber auch im schwarzen Frack mit der tadellos weißen Binde hatte er den Anstand eines vornehmen Mannes. Er trug jetzt einen großen silbernen Teller in der Hand, auf dem Süßigkeiten und zwei Gläser reinen Wassers standen. Er näherte sich den beiden Damen gemessenen, ruhigen Schrittes, wartete, die Augen niedergeschlagen und ohne eine Miene zu verziehen, bis eine jede ein Glas Wasser genommen, zur Hälfte geleert und auf den Teller zurückgestellt hatte, und zog sich sodann lautlos, wie er gekommen war, wieder zurück.

„Der Mann kann jedes Wort, das wir gesprochen, gehört haben," sagte Frau Marianne leise.

„Ich glaube nicht, daß er gehorcht hat, — und wenn er es gethan hat, — nun . . ." Sie machte eine Bewegung mit den Achseln, als wollte sie sagen: ‚Was macht es aus, ob ein Diener uns belauscht oder nicht,' — und fuhr dann laut fort: „Ich zürne dir nicht, Marianne . . . Entschuldige mich einen Augenblick!"

Nach wenigen Minuten erschien sie wieder mit Hut und leichtem Umhang. Der Wagen stand bereits vor der Thür. Die Freundinnen nahmen darin Platz, und gleich darauf befanden sie sich auf dem Wege nach Bujukdere, der sich langsam mit Fußgängern, Wagen und Reitern zu füllen begann.

Auf dem Quai von Bujukdere herrschte reges Treiben.

Der schöne, kühle Abend nach des Tages schwerer Hitze hatte die Mehrzahl der Villen- und Yalibewohner ins Freie getrieben. Die beiden Freundinnen grüßten und dankten nach rechts und links. Der Wagen fuhr im Schritt. Frau Kalliope hatte sich wieder beruhigt und empfand stolz, daß der verschleierte Blick ihrer Augen über viele Männerherzen gebieten konnte. Dieses Siegesbewußtsein verlieh ihrem Antlitz und ihrer Haltung eine feierliche Würde.

„Da kommt Sottiri," sagte Frau Marianne. „Ich war sicher, daß wir ihn antreffen würden. Er hält es für unpassend, gegen Abend auf der Promenade zu fehlen."

„Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen," entgegnete Frau Kalliope. Sie winkte dem jungen Stutzer. „Steigen Sie ein, lieber Sottiri," sagte sie freundlich „Sie finden zwei verlassene Frauen, die sich nach starkem männlichen Schutz sehnen."

Der Kyrios Sottiri dankte artig und nahm den beiden Damen gegenüber Platz. Dann begann das unvermeidlich lange Gespräch über das Befinden, das Wetter, die nächsten Anverwandten, und nachdem dies Thema durch die stereotypen Fragen und Antworten erledigt war, sagte Frau Kalliope: „Sind Sie heute abend frei?"

„Ich bin immer frei, wenn Sie mich zu Ihrem Gefangenen machen wollen," antwortete Sottiri selbstgefällig. — Er war stolz auf eine gewisse Sammlung fader Redensarten, die er in Paris gelernt hatte, auch im Griechischen anwandte, und die ihn, wie er meinte, zu einem außerordentlich wohlerzogenen, liebenswürdigen Mann stempelten.

Frau Kalliope und die Freundin nickten beifällig. „Toujours le parfait gentilhomme," sagte Frau Marianne.

„Schön, lieber Sottiri," unterbrach Frau Kalliope; „dann bitte ich Sie, heute abend mit meiner und meines Mannes Gesellschaft fürlieb zu nehmen und bei uns zu essen."

„Vielen Dank. Ich gehorche mit Freuden. Haben Sie die Gnade, mich vor meinem Hause abzusetzen, damit ich pünktlich um acht bei Ihnen sein kann."

„Kommen Sie doch sogleich mit uns!"

„Nein," antwortete der Kyrios mit großer Bestimmtheit. „Das ist unmöglich. Ich muß mich doch festlich schmücken."

„Aber ich bitte Sie! — Wir sind ganz allein."

Das ist ein Grund mehr, der schuldigen Ehrerbietung nicht zu ermangeln. Übrigens ist es meine Gewohnheit, im Frack zu speisen." — Der Kyrios liebte dies bei jeder passenden Gelegenheit festzustellen, denn er hielt es für vornehm, sich stets zum Diner, auch wenn er allein aß, feierlich anzukleiden. Man konnte ihm überhaupt zum Lobe nachsagen, daß er für jede Gelegenheit korrekt angezogen war und es für ein schweres Verbrechen gehalten haben würde, mit hohem Hut und gelben Schuhen oder im Sommer mit weichem Filz und schwarzen Schuhen zu erscheinen.

„Wie Sie wollen, Sie Sonderling." Angenehmeres hätte Frau Kalliope Herrn Sottiri nicht sagen können, und das wußte sie.

Übrigens hatte der Kyrios, obgleich er ein vollkommener Geck war, mehrere hübsche Eigenschaften: er war gefällig

und verschwiegen, er sprach ein halbes Dutzend Sprachen, hatte alle neueren französischen Romane gelesen, war auf die „Revue des deux Mondes“, in der er nur den novellistischen Teil las und den „Figaro“ abonniert, und man sagte ihm nach, er habe sich in Paris in einem geheimnisvollen Zweikampf kaltblütig benommen. Das machte ihn in der friedfertigen griechischen Gesellschaft sehr „interessant“. Er selbst sprach niemals von diesem Ehrenhandel.

Herr Sottiri war an jenem Tage besonders liebenswürdig, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden mußte, daß Frau Kalliopes Augen mit einem Ausdruck auf ihm ruhten, der sein Blut schneller pulsieren machte. Seit Jahren folgte er der schönen Frau in stummer, fast hoffnungsloser Verehrung. Dies mußte sie längst erkannt haben, aber nie hatte sie bisher darauf anders als durch oberflächliche, kühle Freundlichkeit geantwortet. — Heute sprachen ihre Augen eine Sprache, durch die er sich ihr plötzlich näher gerückt fühlte.

Als Sottiri die beiden Freundinnen vor seinem Hause verlassen hatte, sagte Frau Kalliope zu Mariannen: „Willst Du heute abend bei uns speisen? Das Wetter ist herrlich. Wir könnten nach dem Essen eine Spazierfahrt auf dem Bosporus machen. Demosthenes“ — dies war der Name des keineswegs beredten, vielmehr etwas blöden Gemahls Frau Mariannes — „läßt dich gewiß frei, wenn du ihn darum bittest, oder er begleitet dich, was noch liebenswürdiger von ihm sein würde.“

Aber Frau Marianne war nicht frei. „Wie gern käme ich zu euch! Entschuldige mich und bedauere mich: meine Schwägerin hat sich bei uns angesagt.“

„Da bedauere ich dich in der That. Aber dann entschädige mich und komm morgen! — Versöhnungsfeier! — Ich war heute vielleicht ungerecht gegen dich, aber du hast keine Idee, wie sehr ich mich über die Unart jenes Menschen geärgert habe. Das war mehr, als er verdiente. Du sollst mich nicht wieder über ihn sprechen hören."

„Du machst mich froh, Liebe. Ich danke dir. Also auf morgen abend! Vielleicht sehe ich dich schon vorher."

Herr Sottiri erschien mit dem Glockenschlage acht im Yali Argyriadi. Frau Kalliope trug ein duftiges Kleid, in dem sie verführerisch schön aussah, aber es hätte dessen nicht bedurft, um Sottiri zu ihrem Sklaven zu machen. Dazu genügten ihre Augen, wie sie an jenem Abend auf ihn blickten. — Herrn Argyriadi war Sottiri, der Sohn eines Jugendfreundes, ein vertrauter, willkommener Gast. Nach der kurzen, vorzüglich zubereiteten Mahlzeit, der Frau Kalliope und Sottiri kaum gebührende Ehre widerfahren ließen, während der alte Hausherr starken Appetits, über den sich die Frau Gemahlin zu ärgern pflegte, zur Nacht speiste, zog sich Herr Argyriadi auf wenige Minuten, wie er sagte, in sein Zimmer zurück. Das that er gewöhnlich, wenn fremde Gäste ihm keinen Zwang auferlegten. Er liebte es, sich nach Tische auszuruhen, und Frau Kalliope wußte, daß er dazu nie weniger als eine Stunde gebrauchte. Auf Sottiri, der seine Gewohnheiten kannte, brauchte er keine Rücksichten zu nehmen. — Sobald Herr Argyriadi verschwunden war, begab sich Frau Kalliope, von Sottiri gefolgt, auf die dunkle Veranda, wo nunmehr erfrischende Kühle herrschte.

„Darf ich Ihnen einen Shawl holen?“ fragte besorgt der aufmerksame Kyrios. „Sie könnten sich erkälten.“

„Sie sind zu gütig, lieber Freund. — Ja, bitte, lassen Sie sich von Marco ein Tuch für mich geben.“

Sottiri eilte davon und war gleich darauf wieder neben Frau Kalliope, um den Shawl über ihre zarten Schultern zu breiten.

„Wie geschickt Sie sind,“ sagte Frau Kalliope. „Man merkt leicht, es ist nicht das erste Mal, daß Sie Kammerfrauendienste versehen.“

Was kann eine schöne Frau nicht alles sagen, um einem verliebten jungen Mann zu schmeicheln! Der gute Sottiri fühlte sich beglückt durch das ihm gespendete Lob. „Zu gütig, gnädige Frau, zu gütig,“ murmelte er.

Es war eine schöne, stille, sternhelle Sommernacht. Der Quai vor dem Yali war vollkommen verödet. Im Hause rührte sich nichts. Auf dem dunklen Bosporus leuchteten einige wenige Schiffslichter. Aus weiter Ferne erklang leiser Gesang. Die niedrigen, leichten Wellen der Wasserstraße brachen sich mit sanftem Plätschern an der Quaimauer, und von der Mitte des Bosporus her drang der ewige Akkord der Meeresströmung geheimnisvoll murmelnd an das Ohr der am Ufer Weilenden. — Nach einer langen Pause, die Sottiri nicht zu unterbrechen wagte, denn er fühlte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereitete, sagte Frau Kalliope mit gedämpfter, klagender Stimme: „Sie sind mein Freund Sottiri?“

„Das bin ich, gnädige Frau. Das wissen Sie.“

„Ja, ich habe es immer gewußt. Heute will ich es Ihnen beweisen.“ Sie sprach ganz leise. — Er wußte

nicht, wie es gekommen war, daß er ihre Hand in der seinigen hielt. — Ihre Worte drangen kaum vernehmbar an sein Ohr. Was sie besagten, war verworren, unklar, fast unverständlich wie die Fortsetzung einer vorhergegangenen Erzählung, Kenntnisse bei ihm voraussetzend, die er nicht besaß. Nach und nach wurde ihm der Sinn dessen, was er hörte, einigermaßen klar: sie war von einem Manne, den sie vertrauensvoll aufgenommen, nachdem sie sich geweigert hatte, ihm schändliche Vergünstigungen zu gewähren, tödlich beleidigt worden. — Und diese Beleidigungen und Kränkungen dauerten fort, und sie war wehrlos, sich dagegen zu verteidigen. „O, hätte ich einen Mann, der mich schützen wollte und könnte, einen Bruder, einen Freund!“ sagte sie mit Thränen in der Stimme.

„Sie haben einen Freund.“

„O, Sie Guter, Edler!“ Er fühlte den sanften Druck ihrer Hand, die er erschauernd an seine Lippen führte.

Ihre Rede wurde wieder verworren, unverständlich. — Was verlangte sie von ihm?

„Nennen Sie mir den Elenden,“ sagte er, „damit ich Rechenschaft von ihm fordere und ihn züchtige.“

„Um Gottes willen! Daran denken Sie? Sollte ich meinen Ruf, Ihr Leben aufs Spiel setzen? Lieber suche ich den Tod, um Frieden zu finden.“

„Kalliope!“ kam zärtlich flehend über Sottiris bebende Lippen.

Sie schwieg. Ihre Hand drückte die seine krampfhaft. Plötzlich beugte sie sich zu ihm. Er fühlte ihren heißen

Atem auf seiner Wange, und sie flüsterte ihm zu: „Dann sei es deine Sorge, mich von ihm zu befreien."

Sottiri fuhr erschreckt zurück. „Wie heißt er?" fragte er endlich mit heiserer Stimme.

„Oer," hauchte sie.

Sechstes Kapitel.

Seit der Ankunft Boltons in Konstantinopel war Oer täglich stundenlang mit dem alten Amerikaner zusammen. Er holte ihn regelmäßig im Hotel Royal ab, nachdem er auf der deutschen Post seine Briefe in Empfang genommen hatte, und frühstückte dann mit ihm im Klub, wo Walsh sich oftmals zu den beiden gesellte. Walsh war augenscheinlich verstimmt. Oer ahnte wohl, weshalb, aber da Walsh davon nicht sprach, so wollte Oer deswegen keine Fragen an ihn richten. — Die beiden Amerikaner unterhielten sich während der ersten Tage verschiedene Male von einem Geschäfte, dessen Abschluß durch Walsh herbeigeführt werden sollte. Oer schenkte der Angelegenheit keine besondere Aufmerksamkeit, da sie jedoch in seiner Gegenwart unverhohlen behandelt wurde, so erfuhr er, daß Bolton das zuletzt von Wanian und jetzt von Bartev bewohnte Haus Sohagians gekauft habe, daß die Angelegenheit zwischen dem englischen Verkäufer und dem amerikanischen Käufer vollständig geregelt sei, aber die türkische Behörde noch wegen der Übertragung des Besitzes von dem einen auf den andern einige Schwierigkeiten mache.

„Eberhard meint," sagte Bolton eines Tages, „die Sache sei nur eine Bakschischfrage."

„Das ist möglich," antwortete Walsh. „Aber das Geschäft ist so einfach und unangreifbar, daß ich nicht einsehe, weshalb Sie Geld aus dem Fenster werfen sollen, um es abzuschließen."

„Mir liegt daran, da ich nur noch kurze Zeit hier bleiben dürfte, die Angelegenheit möglichst bald geregelt zu sehen," sagte Bolton. „Ich gebe gern einige Pfund aus, um den Abschluß zu beschleunigen. Ich lasse Ihnen freie Hand. Thun Sie Ihr Bestes!"

„Das soll geschehen."

„Wie sind Sie mit Ihrer Wohnung zufrieden?" fragte Bolton.

Walsh blickte etwas erstaunt auf. „Weshalb wollen Sie das wissen?"

„Nun, antworten Sie nur! Ich spreche nicht ohne eine bestimmte Absicht."

„Hier habe ich seither im Gasthof gewohnt: nicht gerade glänzend, aber ich mache keine großen Ansprüche. Übrigens lebe ich seit zwei Monaten in Therapia, und bis Ende Oktober bin ich dort gut aufgehoben."

„Ende Oktober werden Sie nach Pera zurückkehren?"

„Selbstverständlich."

„Sie kennen doch Oers Wohnung?"

„Natürlich."

„Gefällt sie Ihnen?"

„Ich finde sie sehr hübsch, namentlich im Vergleich zur meinigen."

„Hier ist mein Vorschlag: in meinem Hause sind noch

zwei Wohnungen gleich der Oers und außerdem zwei andere neben Bartevs Zimmer frei. — Suchen Sie sich unter den vier Wohnungen diejenige aus, die Ihnen am besten gefällt, und ziehen Sie zu mir! Sie sollen nicht mehr Miete bezahlen als im Hotel und werden bei mir besser aufgehoben sein."

„Darüber ließe sich reden," meinte Walsh.

„Schön, das ist also abgemacht. Wir können uns das Haus in den nächsten Tagen ansehen."

Als Oer eine Stunde später mit Bolton auf dem Schirket saß, — Walsh wollte sein Bureau nicht vor vier Uhr verlassen, — um nach Bujukdere zu fahren, wo Bolton Eberhard und Bartev zu sprechen wünschte, sagte der Amerikaner: „Es wird Sie doch nicht stören, Robert K. zum Nachbar zu haben?"

Oer ergriff gern die Gelegenheit, die ihm geboten wurde, um von seiner Stellung zu sprechen. Bisher, nach den feierlichen Worten, die Bolton ihm unmittelbar nach seiner Ankunft gesagt, hatte er nicht gewagt, die Frage zu berühren. — „Walsh würde mir als Hausgenosse sehr willkommen sein," sagte er, „aber ich halte es für unwahrscheinlich, daß ich sein Nachbar werde, wenn er Ihr Haus bezieht."

„Wieso?"

„Er will bis Ende Oktober in Therapia bleiben. Vorher hoffe ich Konstantinopel verlassen zu haben."

„Das hoffe ich nicht," sagte Bolton bestimmt.

„Dann müßte meine Stellung eine ganz andere werden," entgegnete Oer, keineswegs gereizt oder unfreundlich, aber mit großem Ernste.

„Sie wird eine andere werden. Verlassen Sie sich auf mich!“

Der hätte die Unterhaltung gern fortgesetzt, weil er hoffte, sie würde ihm endlich die gewünschte Auskunft geben, aber nun wurde sie plötzlich durch Parcegh Effendi unterbrochen, den er noch nicht auf dem Schirket gesehen hatte, und der sich ihm jetzt mit artigem Gruße näherte. Der konnte nicht umhin, Bolton mit dem liebenswürdigen Manne bekannt zu machen, und die beiden waren bald in freundlicher Unterhaltung. Bolton hatte in Parcegh Effendi sogleich einen Armenier erkannt, und dieser, der vieles erfuhr, was in Pera vorging, wußte bereits seit mehreren Tagen, daß ein Amerikaner, Herr Bolton, Wanians oder vielmehr Sohagians Haus in Pera gekauft habe. Er verließ die beiden erst in Therapia, um sich nach dem nahegelegenen Jeniköi zu seinem Freunde Edhem Pascha zu begeben.

Während der kurzen Fahrt von Therapia nach Bujukdere wollte Der ein Gespräch, das für ihn von großer Bedeutung war, nicht wieder aufnehmen, aber da er es zu Ende zu führen wünschte, sagte er zu Bolton: „Wenn Sie nicht allzu lange mit Eberhard und Bartev zu sprechen haben, so möchte ich Sie nach Galata zurückbegleiten. Ich habe dann immer noch reichlich Zeit, um zum Nachtmahl wieder in Bujukdere zu sein.“

„Ich bin hauptsächlich nach Bujukdere gefahren, um etwas frische Luft zu schöpfen,“ antwortete Bolton. „Meine Unterhaltungen mit Eberhard und Bartev werden in wenigen Minuten erledigt sein.“

„Sie haben also nichts dagegen, daß ich Ihnen meine Gesellschaft antrage?"

„Wie können Sie so sprechen, lieber Oer? Sie sind mir stets ein angenehmer Begleiter. Haben Sie das noch nicht gemerkt, junger Mann?"

Bald darauf langte das Schirket in Bujukdere an, und nachdem Bolton dort einige Worte mit Eberhard und Bartev gewechselt hatte, sagte er zu Oer: „Nun stehe ich zu Ihrer Verfügung. Das Boot kommt soeben von Rumili Kawak zurück. Wir haben noch Zeit, es zu besteigen. Dann können Sie um sieben Uhr wieder hier sein, es sei denn, daß Sie vorzögen, im Klub mit mir zu speisen und den Abend in den Petits-Champs zu verbringen. Ich höre, die italienische Truppe, die augenblicklich dort gastiert, soll ganz gut sein."

„Die Oper will ich mir ein anderes Mal anhören. Übrigens haben wir noch keinen Mondschein. Da würde die Rückfahrt zu Lande etwas unsicher sein. Die Wege sind nicht die besten. Ich kenne sie."

„Meine Einladung gilt dann für ein anderes Mal. Sie haben nur zu bestimmen, wann Sie mit mir essen und ins Theater gehen wollen."

Von vier Uhr ab findet man von Bujukdere bis Galata nur wenig Fahrgäste auf den Schirkets. Zu der Zeit sind im Gegenteil die Boote von Galata nach dem oberen Bosporus überfüllt, denn dann verlassen alle, die die nördlichen Vororte bewohnen, das heiße Konstantinopel, um in ihren kühlen Konaks und Yalis von Jeniköi, Therapia und Bujukdere Erfrischung zu finden.

Bolton und Oer konnten sich während der Fahrt, die

etwa anderhalb Stunden dauert, vollkommen ungestört unterhalten. Da erzählte nun Bolton seinem aufmerksam lauschenden Freunde, daß sich eine große Bewegung vorbereite, die voraussichtlich noch im Laufe des Monat August zum Ausbruch kommen und über das Schicksal Armeniens entscheiden werde: „Siegt, wie ich hoffe, die gute, die armenische Sache, so werde ich in der Lage sein, Ihnen ein großartiges, schönes Arbeitsfeld zu eröffnen, auf dem Sie unendlich viel Gutes leisten und — auch das will ich hervorheben, da ich weiß, weshalb Sie Ihr Vaterland verlassen haben — in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann werden könnten. Eberhard, ein kühler Geschäftsmann von reichen Erfahrungen und erprobter Klugheit und Rechtschaffenheit, ist der Ansicht, die er ziffermäßig begründet, daß das von mir geplante Unternehmen, von dem er Sie unterrichtet hat, ausführbar ist. Sollte es auch nur teilweise gelingen, so würde es meine Aufgabe werden, Tausende, vielleicht Hunderttausende zur Verzweiflung getriebener Unglücklichen zu friedlichen, glücklichen Menschen zu machen, und die von mir gegründete Gesellschaft würde der größte Grundbesitzer der Welt werden. In dieser Gesellschaft habe ich, seitdem der Gedanke daran in mir aufgetaucht ist, Ihnen, lieber Ohr, einen hervorragenden Posten bestimmt. Das sind keine Luftschlösser. Es sind Möglichkeiten, die ich selbst für Wahrscheinlichkeiten halte, und im Hinblick darauf bitte ich Sie und rate ich Ihnen, vorläufig noch nicht daran zu denken, die Türkei zu verlassen."

Der blickte nachdenklich vor sich hin. Nach einer Weile sagte er: „Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Ab-

sichten, Herr Bolton. Es wäre undankbar und mutlos, wollte ich darauf verzichten, die nahe Entscheidung abzuwarten. — Was mich von hier fortdrängt, ist die mir von Sohagian teuer bezahlte Unthätigkeit, zu der ich seit Monaten verurteilt bin."

„Das haben Sie mir bereits gesagt, lieber Oer, und ich habe Ihnen darauf geraten, sich deswegen keine Sorgen zu machen. Sie haben uns Dienste geleistet, große Dienste, die mit dem Gehalt, das Sie beziehen, nicht zu teuer bezahlt sind. Daß diese Dienstleistungen Ihnen keine Mühe verursacht haben, ist gleichgiltig. Sie haben nichts geschenkt bekommen, die Versicherung gebe ich Ihnen schon heute; und ehe wir ein neues Übereinkommen treffen, werden Sie von mir erfahren, in welcher Weise Sie sich nicht nur Sohagian, sondern der gesamten armenischen Sache durch Ihr Verbleiben in unserer Mitte in ausgezeichneter Weise nützlich gemacht haben."

„Wenn ich das Beste annehme, wenn wir siegen, würde es dann also in Ihrer Absicht liegen, mich in der Türkei festzuhalten?" fragte Oer etwas kleinlaut.

„Ich sagte es Ihnen bereits. — Oder wünschen Sie uns unter allen Umständen zu verlassen? Das würde ich bedauern, aber daran könnte ich natürlich nichts ändern."

Nun wurde Oer sehr verlegen. „Ich habe vorläufig keinen Grund, der mich nötigen könnte, die Türkei während der nächsten Jahre zu verlassen, aber es könnten doch Ereignisse . . . Verhältnisse eintreten, die mir den fortgesetzten Aufenthalt in armenischer Umgebung beschwerlich machen würden."

„Sie möchten sich verheiraten, lieber Oer," sagte Bolton mit einem väterlich freundlichen Lächeln. „Aber dem stünde doch nichts im Wege. Ich nehme an, daß die Frau Ihrer Wahl, wahrscheinlich doch wohl eine Deutsche, Ihnen gern überall hin folgen würde, wohin Ihre Pflicht Sie riefe."

„Ich habe nicht an eine Deutsche gedacht," sagte Oer noch verlegener.

„So . . . so. Haben Sie Ihren kurzen Aufenthalt in Amerika benutzt, um sich in eine meiner Landsmänninnen zu verlieben? Nun, hübsch genug dazu sind sie ja. Das freut mich, lieber Oer. Ein amerikanisches Mädchen! Ich stehe dafür ein, sie wird Ihnen keinen Korb geben, wenn Sie sie von New York nach Anatolien entführen wollen."

„Es handelt sich auch nicht um eine Amerikanerin," sagte Oer leise.

„Nun eröffnen Sie mir ein gar zu weites Feld. Da könnte ich lange raten, ehe ich das Richtige träfe. Also, sprechen Sie frei heraus: welches Stammes ist die Auserwählte Ihres Herzens?"

Oer blickte Bolton ernst bittend an. Auf dem Gesichte des alten Amerikaners war aufrichtiges Wohlwollen klar zu lesen. „Sprechen Sie frei heraus!" wiederholte er. „Sie werden sich nicht in mir täuschen. Ich verrate Sie nicht."

„Kennen Sie die Schwester unseres Freundes Giragos?"

„Barbaria?" brachte Bolton erstaunt hervor. — „Barbaria," wiederholte er nachdenklich. „Ich habe sie oftmals gesehen. Sie ist sehr schön. Ich habe niemals

mit ihr gesprochen." Er blickte eine Weile sinnend vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Das müssen Sie spätere Sorge sein lassen. Giragos hat augenblicklich nur einen Gedanken: die armenische Sache. Lassen Sie die Krisis vorübergehen. Siegen wir, so dürfen Sie als einer der Unserigen alles hoffen; unterliegen wir, —" er machte eine entmutigte Bewegung, „. . . unterliegen wir," wiederholte er langsam, „nun, so müssen wir unsere Hoffnungen begraben. Aber," setzte er schnell und vertrauensvoll hinzu, „wir wollen das Beste hoffen, lieber Oer, wir dürfen das Beste hoffen."

Das Boot war in Karaköi angelangt. Die beiden trennten sich auf der Hafenbrücke: Bolton, um nach Hause zu gehen, Oer, um den Abgang des nächsten Schirkets nach Bujukdere abzuwarten. Bolton drückte seinem jungen Freunde zum Abschied herzlich die Hand. „Verlassen Sie sich auf mich!" sagte er noch einmal.

Bis zur Abfahrt des nächsten Bootes mußte noch eine Viertelstunde vergehen. Oer schritt während dieser Zeit langsam auf und ab vor der Treppe, die zu dem schmalen hölzernen Damm führt, an dem die Boote anlegen. Dann begab er sich, einer der Ersten, an Bord. Das Fahrzeug füllte sich schnell. Oer bemerkte es zunächst nicht, aber als Nachbarn rechts und links näher an ihn heranrückten, deren Gegenwart und Unterhaltung ihn in seinen Gedanken störte, erhob er sich, um einen ruhigeren Platz zu suchen. Da befand er sich plötzlich vor Kalliope, Marianne und Sottiri. Er grüßte schnell und blieb unwillkürlich stehen, — aber nur eine Sekunde, denn aus Kalliopes Augen traf ihn ein feindseliger Blick, der die Worte der

Begrüßung, die er aussprechen wollte, zurückdrängte. Frau Marianne sah verlegen zu Boden, Sottiri zog seinen Hut mit kalter Höflichkeit. Oer schritt weiter bis an das entgegengesetzte Ende des Bootes, wo er, an die Brüstung gelehnt, da alle Bänke und Stühle besetzt waren, stehen blieb, den Blick auf das nahe Ufer gerichtet, an dem das schnelle Schirket entlangglitt.

In Therapia sah er Kalliope und deren Gefährten aussteigen. Ihre Unfreundlichkeit hatte ihn nur einen Augenblick betroffen gemacht. Jetzt dachte er nicht mehr daran. Die Schöne, die ihn so schnell und auf kurze Zeit vollkommen überwältigt, hatte jetzt jede Macht über ihn verloren. Sie war ihm gleichgiltig geworden, und wenn ihr Bild vor ihm auftauchte, so rief es ihm nur seine Schwäche ins Gedächtnis zurück, deren er sich nun schämte. — Bald darauf war er in Bujukdere, wo er mit Eberhard und Bartev zur Nacht speiste und sich frühzeitig in sein Zimmer zurückzog, um ungestört an Barbaria und seine Verabredung mit Bolton denken zu können. Er hatte nun einen Vertrauten seiner Liebe, — das befestigte sie, — und einen starken Verbündeten seiner Hoffnungen, — das ermutigte ihn.

* * *

Am nächsten Morgen, als Oer am Fenster sitzend eine Tasse Thee trank, trat Joseph Hendrichs in sein Zimmer. Oer hatte eine gewisse Zuneigung zu ihm gefaßt, zunächst weil er seiner Empfehlung an Eberhard Ehre gemacht, sodann aber auch, weil er aus vielen kleinen Anzeichen

erkannt hatte, daß der einfache, stille Mann ihm treu ergeben war.

„Herr Baron," sagte Hendrichs, nachdem er Oer ehrerbietig begrüßt hatte, „Sie erinnern sich vielleicht, daß ich mir, vor einem Jahre ungefähr, die Freiheit nahm, Sie zu warnen?"

„Ich erinnere mich dessen wohl."

„Das ermutigt mich, Sie heute vor einer anderen, vor einer persönlichen Gefahr zu warnen."

Vorsicht und Mißtrauen sind im Orient allgemein verbreitet auch bei Leuten, die nicht ängstlicher Natur sind. Das bringt die unzuverlässige Umgebung, in der jedermann lebt, mit sich. Hendrichs sah sich nach allen Seiten um. Sämtliche Thüren des Zimmers, in dem er sich mit Oer befand, waren geschlossen, und der Balkon vor dem offenen Fenster war leer. Darauf näherte er sich Oer bis auf einen Schritt, beugte sich zu ihm hinab und sagte mit leiser Stimme: „Ich erfahre von zuverlässiger Seite, daß ein Angriff auf sie geplant wird, Herr Baron."

„Schön, fahren Sie fort!"

Hendrichs zögerte. Er war augenscheinlich verlegen, das, was er sagen wollte, in passende Form zu kleiden. Oer wünschte ihn zu ermutigen. „Lieber Hendrichs," sagte er, „Sie müssen bedenken, daß, wenn Sie mir wirklich einen Dienst erweisen wollen . . ."

„Das will ich, Herr Baron."

„. . . Sie mir haarklein erzählen müssen, was Sie erfahren haben. Sie brauchen sich keinen Zwang aufzuerlegen. Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, und

danach beurteile ich alles, was Sie mir sagen. Also sprechen Sie ganz unverhohlen."

„Ich danke Ihnen, und mit dieser gnädigen Erlaubnis spreche ich nun ohne Rückhalt. Sollte ich eine Ungeschicklichkeit begehen, so möge der Herr Baron mir das verzeihen. — Ich habe einen Freund, der mir so sicher ist wie ein treuer Bruder. Er heißt Marco und ist oberster Diener im Hause Argyriadi. Marco kennt meine Verehrung für Sie, Herr Baron, und weiß, daß ich Ihnen meine jetzige Stellung verdanke. Marco kennt Sie. Sie sind stets gütig und freundlich zu ihm gewesen. Dafür ist er Ihnen dankbar. — Er ist gestern nachmittag, als seine Herrschaft nach Pera gefahren war, zu mir gekommen und hat mir erzählt, er habe Unterredungen zwischen seiner Herrin und Frau Marianne Dimitriades und Herrn Sottiri belauscht. — Seine Herrin sei eine schlechte Frau. Sie trachte nach Ihrem Leben. Der Kyrios Sottiri sei ein schwacher Mann und werde ihr gehorchen. Ich sollte Sie vor ihm warnen."

„Herr Sottiri?" sagte Oer ungläubig. „Ich kann mir kaum denken, daß mir der viel zu Leide thun würde."

„Herr Sottiri selbst wird Ihnen kein Leid zufügen. Dazu ist er zu ängstlich. Er wird einen starken, schlechten Mann dingen, um die Befehle seiner Herrin auszuführen."

„So . . . so . . ." machte Oer nachdenklich. „Haben Sie selbst ähnliches schon erlebt?"

„Selbst erlebt habe ich ähnliches nicht, Herr Baron, „aber ich kann nicht mehr zählen, von wieviel Morden

durch gedungene Banditen ich seit zwanzig Jahren gehört habe, und einige der Ermordeten habe ich gekannt. — Ich kenne hier viel Menschen aus allen Klassen der Bevölkerung."

„Schön, Hendrichs. Ich bin gewarnt. Ich danke Ihnen. Aber nun frage ich Sie als erfahrenen Mann: wie habe ich mich dem Anschlage gegenüber zu benehmen?"

„Wenn Sie nicht Konstantinopel verlassen wollen, was das beste wäre . . ."

„Daran kann ich nicht denken," sagte Oer trocken.

„. . . so müssen Sie fortan stets auf Ihrer Hut sein, Waffen bei sich tragen, in der Dunkelheit nicht allein ausgehen und auch am hellen Tage auf verdächtige Gestalten Acht geben, die sich an Sie herandrängen wollten."

„Hm," machte er. „Das ist aber wirklich recht unangenehm."

„Möge Gott Sie vor größerem Unheil bewahren, Herr Baron. Seien Sie vorsichtig!"

Oer stand auf und ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann öffnete er die geschlossene Schublade seines Schreibtisches und entnahm ihr einen starken Taschenrevolver.

Hendrichs war seinen Bewegungen mit besorgter Aufmerksamkeit gefolgt. Als er den Revolver in Oers Hand sah, trat er ihm näher und sagte: „Die Waffe ist gut, Herr Baron, aber sie genügt nicht. Sie werden sie nicht immer in der Hand tragen wollen, und es dauert lange, bevor man sie aus der Tasche gezogen hat. Sie müssen den Revolver stets bei sich führen, aber außerdem einen schweren, festen Stock, der beim ersten Anzeichen einer Gefahr zu Ihrer Verfügung steht."

„O, damit kann ich dienen," sagte Oer lächelnd. Er trat an ein kleines Gestell für Stöcke, das an der Wand befestigt war, und nahm den kurzen Stiel einer englischen Jagdpeitsche herunter, dessen Griff durch eine ungewöhnlich schwere, versilberte bleierne Kugel gebildet war. Er ließ die furchtbare Waffe, vom Griff bis zum andern Ende des glatt polierten Stieles, durch seine Rechte gleiten, steckte die Hand durch die starke lederne Schlinge, die sich dort zur Befestigung der Peitschenschnur befand, und blickte wohlgefällig auf den schweren, langsam hin und her pendelnden Griff. „Hier, Hendrichs, probieren Sie das einmal! Was meinen Sie dazu?" fragte er.

Hendrichs nahm die Peitsche und wog sie bedächtig, die eine Hand am Griff, die andere in der Schlinge. Dann ließ er die bleierne Kugel los, die schwer niederfiel. „Das ist eine gute Stoß- und Hiebwaffe, Herr Baron. Von der dürfen Sie sich nun nicht mehr trennen, so oft Sie das Haus verlassen."

* * *

Im unteren Teile von Galata zieht sich längs des Bosporus eine sehr lebhafte Straße von der Hafenbrücke von Karaköi über Tophaneh und Fyndykly bis nach dem weißen Schloß von Dolma Baghtsche hin. Sie ist die Hauptverkehrsader jenes Stadtteils und unter dem allgemeinen Namen der Straße von Galata bekannt. Zwischen ihr und dem Quai befindet sich, in der Nachbarschaft der Neuen Brücke, ein enges, schmutziges Hafenviertel. — Zur Rechten der Brücke, von Galata herabkommend, wird

es von arbeitsamen Kaufleuten, Händlern und Handwerkern bewohnt, die ausschließlich mit Schiffern und Fischern verkehren, denen sie alles liefern, was auf dem Wasser für lange oder kurze Fahrten gebraucht wird: Proviant, Taue, Segel, Anker, Ketten, Kisten, Laternen, Ruder, Riemen, Nägel, Schrauben, Wäsche, Kleidungsstücke und so weiter — In den engen, schlecht gepflasterten Gassen, wo es nach Teer, Petroleum, Öl und Fischen riecht, wimmelt es von Käufern und Verkäufern, von Matrosen und Packträgern und, zur Mittagszeit, auch von Maklern und ähnlichen Geschäftsleuten, denn in demselben Stadtteil befindet sich die Börse von Galata. Diese macht einen kläglichen Eindruck und ist keineswegs reinlicher als die dumpfigen Straßen, durch die man zu ihr gelangt.

Dem Arbeiter- und Börsenviertel gegenüber, auf der linken Seite der Brücke, hinter dem stattlichen Gebäude des Crédit Lyonnais, der großen französischen Bank von Konstantinopel, betritt man ein Gewirr von engen, schmutzigen, übel riechenden Straßen, die jedoch zum Teil durch hohe, massive Bauten gebildet sind. In diesen sind unter anderem die Bureaux des Österreichischen Lloyd und der französischen Messageries, sowie zahlreicher Rheder und Geschäftsleute, die mit Schiffen zu thun haben, untergebracht; auch erhebt sich dort ein von Mönchen des Mont Athos bewohntes russisches Kloster, ein neues, weitläufiges, hohes Gebäude mit vielen, blank geputzten kleinen Fenstern. Außer dem Kloster, das durch sein ordentliches Aussehen auffällt, sind nur noch wenige einigermaßen gut gehaltene Häuser zu entdecken. Die meisten erscheinen vernachlässigt und abscheulich schmutzig. —

Etwa in der Mitte des Viertels liegt die unansehnliche griechische Kirche des Heiligen Nikolaus, deren eine Seite, von dem dem Gottesdienst geweihten Raum abgeschlossen, einen engen öffentlichen Durchgang von einer Straße zu einer andern bildet. — Im Erdgeschoß der meisten Häuser haben sich Händler, Schenk- und Speisewirte niedergelassen. Die niedrigen, in vielen Fällen halbdunklen Räume machen einen unheimlichen Eindruck.

Der ganze Stadtteil wird nach der Hauptstraße, die ihn, mit der nahen Rue de Galata gleich gerichtet, durchschneidet, gewöhnlich das Viertel Mummhaneh, seltener das von St. Nikolaus oder auch der Christkirche genannt. — In dieser Hauptstraße sieht es nicht viel schlimmer aus als in den meisten Straßen von Galata, die fast ausnahmslos verwahrlost und schmutzig sind; aber wenn man von der Rue Mummhaneh nach rechts oder links abbiegt, so befindet man sich in kurzen, engen, feuchten Gassen inmitten der Schlupfwinkel des gefährlichsten Verbrechertums von Konstantinopel. Die Männer, die ihren Wohnsitz während des Tages dort aufgeschlagen haben, — wo sie die Nächte verbringen, könnte wohl nicht einmal die Polizei sagen, — tragen meistenteils den Schlapphut mit niedriger, schmieriger Krempe, — Fez und Turban bilden Ausnahmen. Weibliche Wesen sieht man auf offener Straße fast gar nicht, aber in den Thüren vieler Häuser kauern widerwärtige Frauengestalten, in manchmal glänzende, stets schmutzige Fetzen gehüllt, auf deren frechen, dick geschminkten Gesichtern das niedrigste Laster seinen Stempel unverkennbar aufgedrückt hat. — Doch fehlt es in dem Viertel nicht an anständig gekleideten Menschen. Das sind in den meisten Fällen

Beamte der großen Rhedereien oder Geschäftsleute, die auf deren Bureaux zu thun haben. Man erkennt sie schon daran, daß sie gleichmäßigen, gewöhnlich schnellen Schrittes dahingehen, wie Männer, die einem bestimmten Ziele zusteuern, während die große Masse, die die Straßen belebt, unthätig umherlungert und am liebsten auf den grob gezimmerten Schemeln ruht, die vor der Mehrzahl der Kaffeehäuser und Schenken aufgestellt sind.

Auffällig ist die Stille, die in dem Viertel herrscht, in dem es von gewaltthätigen Menschen der schlimmsten Art wimmelt. Man vernimmt keinen Ruf, man hört kaum lautes Sprechen. Die Männer sitzen und stehen sich stumm oder in leises, anscheinend gleichgiltiges Gespräch vertieft gegenüber, und vergeblich würde man auf ihren kalten Gesichtern nach einem Ausdruck leidenschaftlicher Erregung suchen.

Wirft man von der Straße aus einen Blick in die halbdunkeln Schenken, Kaffeehäuser und Gewölbe, — wenige Abendländer möchten sie wohl betreten, — so sieht man dort nur Gäste derselben Menschenklasse, die sich in den Gassen, anscheinend zwecklos, umhertreibt. Einige der Insassen der Spelunken halten schmutzige Karten in den Händen, vor anderen stehen Bretter, auf denen eine eigentümliche Art des Damenspiels geübt wird. Auch Roulette wird in diesen Lokalen gespielt. Davon kann man jedoch von außen nichts sehen, da die Roulette in dem hinteren, dunklen Teile des Raumes aufgestellt ist. — Ebenso wie auf der Straße geht es in diesen Lokalen ruhig zu, und überhaupt kann man sagen, daß, wenn man im Viertel von Mummhaneh rufen oder schreien hört, man ziemlich

sicher sein darf, daß es sich um eine Schlägerei handelt. Dann erscheinen, gewöhnlich sehr schnell, Soldaten oder Polizisten — denn die Anzahl der Wachtposten in dem Stadtviertel ist eine ungewöhnlich große, — um die kämpfenden Parteien zu trennen und zu verhaften; aber trotz der Eile, mit der sie sich genaht haben, finden sie in den meisten Fällen nur noch einen der Streitenden, der, von gleichgiltigen Zuschauern umstanden, blutig am Boden liegt; der Gegner ist entkommen, und, wenn sein verwundeter Feind ihn nicht verrät, so wird er schwerlich wiedergefunden.

Albanesen, Montenegriner, Laasen und Kurden bilden einen nicht geringen Bestandteil der gewaltthätigen Bevölkerung von Konstantinopel, aber in Mummhaneh darf man sie nicht suchen; dort hausen viele Malteser und hauptsächlich Griechen, unter denen die Kephalonier, ob verdient oder unverdient, dürfte schwer zu entscheiden sein, den schlechtesten Ruf haben. Die meisten blutigen Missethaten, die von Mummhaneh ausgehen, werden ihnen zugeschrieben, und man sagt, der Kephalonier sei bereit, alles zu thun, wofür man ihn bezahlt, nur keine ehrliche Arbeit.

* * *

Ein junger Mann, in einfarbigem, dunkelgrauem Sommerkostüm, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen billigen, festen Stock in der Hand, betrat an einem schwülen Augusttage die üble Gerüche ausdünstende Straße von Mummhaneh. Er schritt gelassen einher, vielleicht etwas zu langsam für einen Abendländer, den ein Geschäft in das

Hafenviertel gerufen hat, doch erregte seine Erscheinung keines der Männer, deren Ellenbogen er in der engen Straße streifte, besondere Aufmerksamkeit. Er bog, ohne sich aufzuhalten, wie einer, der seines Weges sicher ist, in eine enge Quergasse und stand bald vor einem niedrigen Kaffeehause. Dort trat er ein und ließ sich an einem kleinen, schmalen Tische nieder. Er zog den Hut ab und wischte sich mit einem feinen weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. — Auf der Straße war er gewissermaßen unbemerkt geblieben. Dem Wirte des Kaffeehauses fiel er sofort auf. Anständig gekleidete Abendländer sah er nur in seltenen Ausnahmefällen in seinem der Polizei und vielen Verbrechern wohlbekannten Lokale. Er näherte sich dem vornehmen Gaste. „Guten Tag! Der Herr befehlen?"

„Eine Tasse Kaffee und ein Glas Wasser."

Das Verlangte wurde ihm sogleich auf einem zu dem Zweck besonders rein gewaschenen Teller überbracht. Der Fremde schlürfte das Getränk langsam ein, steckte sich eine Cigarette an und sah sich gleichgiltig in dem halbdunkeln, fast leeren Raum um. Dabei begegneten seine Augen alsbald den lauernden Blicken des Wirtes, die sich von dem Angekommenen nicht wieder abgewandt hatten. Er winkte diesem durch eine kaum bemerkbare Bewegung des Hauptes. Der Wirt war, ohne sich besonders geschäftig zu zeigen, an seiner Seite. Der Fremde legte einen Medschidije, ein großes Silberstück im Werte von etwa vier Mark, unhörbar auf den Tisch. — Eine Tasse Kaffee in einer der Schenken von Mummhaneh wird von den üblichen Gästen mit zehn Para — etwa fünf Pfennigen —

bezahlt. Der Wirt zog aus der großen Tasche der kurzen hellen Jacke, die er trug, eine Handvoll kleinen Silber- und Kupfergeldes.

„Der Rest ist für Sie," sagte der Gast.

Der Wirt steckte den Medschidije gelassen ein, ohne dafür zu danken. Dann beugte er sich zu dem Fremden und fragte leise: „Kann ich dem Herrn gefällig sein?"

„Ja . . . Sie könnten mir vielleicht einen Dienst erweisen."

Der Wirt wartete ruhig, daß der andere weitersprechе.

„. . . wenn Sie mich mit einem Manne bekannt machten, auf den ich mich verlassen könnte."

„Um was zu thun?"

„Das würde ich ihm lieber selbst sagen."

Der Wirt blickte den Gast mit einem eigentümlichen, schweren Blicke an. „Ich kenne einen solchen Mann," sagte er.

„Wann könnte ich ihn sehen?"

„Das einfachste wäre, ich schickte ihn zu Ihnen."

„Es paßt mir besser, ihn hier zu treffen."

„Dann kommen Sie eine Stunde vor Sonnenuntergang zurück. Er wird hier auf Sie warten."

Darauf erhob sich der Gast langsam, nickte dem Wirte zu und entfernte sich, wie er gekommen war.

Der Wirt begab sich wieder an seinen Schanktisch und schaute sich, die Anwesenden musternd, in seinem Zimmer um. Dann trat er vor die Thür und blickte die Straße auf und ab. Er fand dort augenscheinlich nicht, was er suchte, denn er kehrte wieder hinter den Schanktisch zurück,

öffnete dort eine schmale Thür und sagte, in einen dunklen Raum sprechend, in ruhigem Tone: „Jani."

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren, bleichen Angesichts, mit bösen, für sein Alter zu wissenden Augen, trat heraus. Der Mann gab ihm eine kurze Weisung, und das Kind entfernte sich sogleich. In etwa zehn Minuten kam es mit einem jungen Manne zurück, einem Vollblut-Kephalonier aus Mummhaneh.

„Weißt du, wo Spiro ist?" fragte ihn der Wirt.

„Bei Georgi."

„Sag ihm, er solle um elf Uhr" (eine Stunde vor Sonnenuntergang nach türkischer Zeitrechnung) „hier sein."

„Hast du eine Cigarette für mich?"

Der Wirt gab ihm das Gewünschte, und der Kephalonier entfernte sich, ohne weiter gesprochen zu haben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang trat ein Mann von etwa dreißig Jahren in das Kaffeehaus. Er war mittelgroß, schlank, tief gebräunten Angesichtes, mit den scharf gezeichneten, edlen Zügen, die man auch bei den unteren Volksklassen der Eingeborenen der griechischen Inseln häufig findet, mit langem, feinem Schnauzbart und dichtem, schwarzem, glänzendem, sorgfältig gescheiteltem Haar. Die Augen blickten ruhig, ernst. Er trug einen grauen, vom Regen ausgewaschenen und von der Sonne ausgebleichten Filzhut, ein leichtes, kurzes, dunkles Jackett und ein Beinkleid desselben Stoffes, das nach Matrosenart durch einen schmalen ledernen Riemen über den Hüften festgehalten war. Er trat trägen Ganges, sich nachlässig in den Hüften wiegend, an den Schanktisch, stützte,

die Hände ineinander gelegt, die Ellenbogen darauf und blickte den Wirt, ohne ein Wort zu sagen, fragend an.

„Bist du aufgelegt, ein Geschäft zu machen?"

„Ja," kam gleichgiltig über Spiros Lippen.

„Ich weiß nicht, was man von dir verlangt. Man wird es dir sagen."

„Ist der Mann hier?"

„Er wird wohl sogleich kommen. Du kannst ihn nicht verkennen. — Ich werde ihm, wenn er sich gesetzt hat, Kaffee und Wasser bringen."

Es befanden sich etwa ein Dutzend Personen im Kaffeehause. Spiro setzte sich an einen leeren Tisch in der Nähe der Thür und steckte eine Cigarette in Brand. Gleich darauf trat der vornehme Fremde herein und nahm in Spiros Nähe Platz, der ihn, ohne den Kopf zu wenden, von der Seite musterte. — Der Wirt brachte dem Neuangekommenen Kaffee und Wasser und sagte leise, während er den Kaffee aus einem von Rauch geschwärzten blechernen Gefäß in die Tasse goß: „Ihr Mann ist hier. Er wird Sie anreden. Es ist der sicherste Kephalonier in Mummhaneh."

Nach einer Minute etwa erhob sich Spiro, trat auf den Tisch zu, an dem der Fremde saß, und ließ sich schweigend neben dem vornehmen Gaste nieder. Eine kurze Pause. Dann eröffnete er die Unterhaltung: „Sie wünschen mich zu sehen, mein Herr?"

„Ich wünschte Sie zu sprechen."

„Zu Ihren Diensten."

„Wo kann ich mit Ihnen sprechen?"

„Hier wird uns niemand stören."

„Ich würde vorziehen, Sie allein zu sehen, — bei mir."

„Wie Sie befehlen. Wo wohnen Sie?"

„Lesen Sie griechisch?"

„Ja."

Der fremde Gast nahm ein Stück Papier aus der Tasche, auf dem in deutlichen Buchstaben der Name einer Straße und eine Hausnummer verzeichnet waren. Er reichte es Spiro, der es etwas lange für einen des Lesens Kundigen studierte und dann sagte: „Ich kenne die Straße und das Haus."

„Kaufen Sie eine Occa Tabak und bringen Sie mir das Paket morgen vormittag um zehn Uhr — französische Zeit. — In der offenen Hausthür finden Sie einen Diener, der Sie fragen wird, ob Sie den Tabak für seinen Herrn mitgebracht haben. Darauf antworten Sie, Sie hätten ihn mitgebracht. — Haben Sie verstanden?"

„Ich habe verstanden: Ich bin um zehn Uhr — französische Zeit — vor Ihrem Hause und antworte dem Diener auf seine Frage, ich hätte den Tabak mitgebracht."

„Richtig. Der Mann führt Sie dann in mein Zimmer, und dort wird sich das weitere finden."

Spiro wartete noch eine Minute, und als er erkannte, daß der Fremde seine Mitteilungen beendet hatte, erhob er sich und nahm seinen alten Platz wieder ein. Der Fremde winkte dem Wirt, legte wie am Morgen ein großes Silberstück auf den Tisch, das der Mann gleichmütig, ohne Miene zu machen, etwas herauszugeben, und ohne Dank, in die Tasche steckte, und entfernte sich in ruhiger, möglichst unauffälliger Weise. Die alten Insassen des Cafés hatten ihn natürlich bemerkt, und einige von ihnen wechselten verständnisvolle Blicke untereinander, aber

keiner sprach ein Wort. — Spiro steckte eine zweite Cigarette an, und erst nachdem er diese langsam aufgeraucht hatte, verließ er das Lokal.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde trat Spiro in eine Barbierstube, wo er sich rasieren ließ und wusch. Er hatte ein frisches Hemd angezogen und einen noch ziemlich guten Hut aufgesetzt. Auf den ersten Blick hätte man ihn wohl für einen Handwerker oder Händler, vielleicht für einen Schmuggler halten können. Ehe er auf die Straße trat, wandte er sich an den Besitzer der Barbierstube, einen älteren, reinlich gekleideten Mann: „Können Sie mir vielleicht sagen, wohin ich dies zu tragen habe?“ fragte er, auf ein in Papier eingeschlagenes Paket deutend, das er unter dem Arm trug, und gleichzeitig hielt er dem Barbier einen kleinen, zusammengekniffenen Zettel hin, den er aus der Tasche gezogen hatte.

Der Mann las schnell die eine Zeile, die darauf geschrieben stand, und nannte ein Haus in einer der besten Straßen von Pera.

Spiro wiederholte in bedächtig fragendem Tone den Namen der Straße und die Hausnummer.

„Das ist richtig,“ sagte der Barbier, worauf Spiro, nachdem er durch eine flüchtige Bewegung der Hand gedankt hatte, die Stube verließ.

Zur bestimmten Stunde befand sich der Kephalonier vor dem ihm bezeichneten Hause. Ein Diener erwartete ihn an der Thür. „Haben Sie Tabak für meinen Herrn?“ fragte er.

„Ich habe ihn mitgebracht. Hier ist er.“

„Folgen Sie mir!“

Spiro wurde in ein im Erdgeschoß gelegenes, mittelgroßes, hohes, kühles Zimmer geführt, das den Eindruck machte, augenblicklich nicht bewohnt zu sein. Stühle und Sessel und ein Kronleuchter waren mit weißen Überzügen bedeckt, und vor den Fenstern hingen schwere Gardinen, die dem Lichte den Eingang verwehrten. — Spiro, von der hellen Straße kommend, erkannte den Fremden erst, als dieser, vom andern Ende des Zimmers auf ihn zuschreitend, zu sprechen begann. „Setzen Sie sich!"

Spiro that, ohne sich nötigen zu lassen, wie ihm geheißen, und der andere nahm dicht neben ihm Platz. Dieser, der andere, hatte sich wohl überlegt, was er sagen wollte. Seine Rede war kurz und bündig: „Ich bin von einem Manne schwer beleidigt worden und will ihn dafür züchtigen. Wollen Sie das übernehmen?"

„Wer ist der Mann?"

„Ein Fremder, den kaum zehn Personen in Konstantinopel kennen."

„Ist er jung?"

„Er ist jung und stark, und wenn es Ihnen nicht gelingt, ihn sofort unschädlich zu machen, so wird er sich verteidigen."

„Wie soll er gezüchtigt werden?"

„Schwer."

„Soll er getötet werden?"

„Das wäre nicht nötig, aber es soll für einige Zeit erkennbar bleiben, daß er bestraft worden ist."

Spiro hatte den Kopf gesenkt und drehte nachdenklich an seinem feinen Schnurrbart. Nach einer längeren Pause

sagte er leise: „Was bekomme ich, wenn ich Ihren Auftrag ausführe?“

„Was verlangen Sie?“

„Hundertfünfzig Pfund.“

Der andere lachte höhnisch. „Sie sollen sich an einen Fremden machen,“ sagte er. „Ich aber bin kein Fremder. Ich kenne Pera, Galata, Stambul und Mummhaneh. Sie sind der erste, an den ich mich gewandt habe. Wenn Sie mir nicht dienen wollen, so finde ich ein Dutzend anderer, die bereit sein werden, zu thun, was ich verlange.“

„Das ist möglich, mein Herr, aber wenn Sie sichere Arbeit haben wollen, so müssen Sie dafür bezahlen. Zu dem Unternehmen, das Sie vorschlagen, sind zum mindesten drei Männer nötig, von denen ein jeder sein Leben aufs Spiel setzt. Dafür sind fünfzig Pfund nicht zu viel. Sie thäten es nicht für das Zehnfache. Also sagen Sie ‚ja‘ oder ‚nein‘ zu meinem Vorschlage.“

Wenn Grieche mit Griechen zusammentrifft, so giebt es heißen Kampf, — heute zwar gewöhnlich nur, wenn es sich um Geschäfte handelt. Der Preis, den Spiro forderte, war unverhältnismäßig hoch für Gefälligkeiten der Art, die man von ihm verlangte; aber der Kephalonier hatte den andern, obgleich er kein einfältiger Thor war, schnell erkannt und hoch eingeschätzt. Der Kyrios hatte sich bereits demaskiert. Wäre er ein erfahrener Mann gewesen, so würde er sich gehütet haben, in persönlichen Verkehr mit einem Bravo von Mummhaneh zu treten. Er hätte mit Leichtigkeit für wenige Pfund einen passenden Zwischenträger, einen Armenier, Juden, Levantiner in

Pera oder Galata finden können, mit dem Spiro zu billigen Bedingungen handelseinig geworden wäre. Der Kephalonier witterte ein gutes Geschäft. Er wollte es sich nicht entgehen lassen. Seine hohe Forderung war ein Erpressungsversuch.

„Sehr wohl, mein Herr," sagte er, sich gelassen erhebend, als das gewünschte „Ja" auf seine Forderung nicht kommen wollte. „Dann empfehle ich mich Ihnen, aber Sie sollen sich nicht ganz umsonst bemüht haben. Ich will Ihnen unentgeltlich einen guten Rat geben: Wenn Sie einen andern suchen, um Ihnen den bewußten kleinen Dienst zu erweisen, so gehen Sie nicht selbst nach Mummhaneh, wo in diesem Augenblick bereits zwanzig Leute Ihre Personalbeschreibung geben könnten, unter anderen Giovanni, dessen Schweigen Sie mit dem Medschidije, den Sie ihm für seine Tasse Kaffee bezahlten, keineswegs erkauft haben. Nehmen Sie sich in Acht, daß, im Fall einem Fremden ein Unfall zustoßen sollte, die Polizei sich nicht bei Ihnen nach ihm erkundigt. — Ich wußte bereits gestern abend die Vor- und Zunamen sämtlicher Bewohner dieses Hauses, das Sie die Güte gehabt haben mir so deutlich zu bezeichnen. Giovanni ist nicht ungeschickter als ich. Mich kennt er. Mich wird er nicht verraten. Mich verrät keiner von denen, die Sie im Gespräch mit mir gesehen haben, aber wenn ein anderer als ich sich veranlaßt sehen sollte, wegen eines Unfalls, der einem Fremden zugestoßen wäre, auf einige Zeit aus Mummhaneh zu verschwinden, so möchte ich nicht dafür einstehen, daß nicht einem oder dem andern der Gedanke kommen könnte, sich auf ehrliche Weise einige Pfund zu

verdienen und die Aufmerksamkeit der Polizei oder des Gesandten des verunglückten Fremdlings auf Sie zu lenken. Das wäre Ihnen vielleicht unangenehm."

Der Kephalonier wandte sich langsam der Thür zu.

„Was schulde ich Ihnen für den Tabak?" fragte der Kyrios mit zitternder Stimme. Er war bleich geworden, und Spiros Augen hatten sich nun hinlänglich an das im Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnt, um dies zu erkennen.

„Geben Sie mir ein halbes Pfund," sagte er lächelnd. „Das ist die Hälfte von dem, was Sie auf der Regie dafür zu bezahlen haben würden, und ich verdiene ein Viertelpfund daran."

Auch die Finger des Kyrios zitterten, als er die Geldtasche öffnete. „Hier ist ein Pfund," sagte er. — „Seien Sie vernünftig," fügte er besänftigend hinzu. „Ich kann Ihnen nicht hundertfünfzig Pfund geben. Ich besitze sie nicht. Wenn Sie darauf bestehen, so muß ich auf mein Vorhaben verzichten. Ich thue es ungern, aber Sie lassen mir keine Wahl. Ich kann nicht über hundertfünfzig Pfund verfügen. Ich hatte mir gedacht, die Sache mit zwanzig oder dreißig Pfund abzumachen. Ich wollte ja den Mann nicht töten lassen, ich sagte es Ihnen schon. Er sollte nur eine ordentliche Tracht Prügel bekommen. Die hatte er verdient. Das hätte mir Spaß gemacht: aber jeder Spaß hat seinen Preis. So teuer, wie Sie es verlangen, kann ich ihn beim besten Willen nicht bezahlen. — Seien Sie vernünftig!"

„Ich bin vernünftig, Herr. Sie sind ungerecht. Was Sie von mir verlangen, ist kein Kinderspiel. Wenn

ich dabei ergriffen werde, so stehen mir im günstigsten Falle fünfzehn Jahre Kerker bevor, — fünfzehn Jahre Budrum oder Rhodos.“ Er preßte die Zähne zusammen, die Backenknochen traten hervor, und sein Gesicht erschien plötzlich mager und schrecklich. — „Eine tüchtige Tracht Prügel sagen Sie jetzt, mein Herr,“ fuhr er fort. „Sie sprachen von schwerer Züchtigung und fügten hinzu, der Mann sei jung und stark und werde sich verteidigen, wenn es mir nicht gelänge, ihn sofort unschädlich zu machen. — Glauben Sie, daß ich einen Keulenschlag oder einen Dolchstich, der einen starken Mann niederwerfen soll, auf ein Lot oder das Zehntel Zoll berechnen kann? Nein, mein Herr, das wissen Sie selbst, das geht nicht. Wenn ich Ihren Auftrag übernehme, ich oder jeder andere, so muß es dem Zufall überlassen bleiben, ob Ihr Feind den Anschlag überlebt oder nicht. Er ist dem Schlimmsten ausgesetzt; aber auch ich muß auf das Schlimmste vorbereitet sein. Dafür sind fünfzig Pfund, die auf mein Teil kommen würden, ein billiger Preis.“

„Ja,“ sagte Kyrios, den Entmutigten vortrefflich spielend, aber doch nicht gut genug, um Spiro zu täuschen, „dann muß ich auf die Sache verzichten. Ihnen entgeht ein gutes Geschäft. Ich spare mein Geld. Unannehmlichkeiten habe ich nicht zu fürchten. Ich verlasse Konstantinopel in einigen Tagen, und wenn ich zurückkomme, ist mein Gegner von hier verschwunden. Ich aber habe gelernt, mich in Zukunft nur auf mich selbst zu verlassen, wenn ich nicht getäuscht sein will. In Ihnen habe ich mich getäuscht. — Ich halte Sie nicht weiter zurück.“

Spiro lächelte höhnisch, nickte bedeutungsvoll, schritt

langsam der Thür zu, öffnete diese nnd war verschwunden, aber er hatte kaum zehn Schritte auf der Straße gemacht, als der Diener, der ihn vor einer Stunde empfangen hatte, wieder an seiner Seite war.

„Mein Herr ersucht Sie zurückzukommen."

Spiro entgegnete kein Wort und befand sich gleich darauf wieder dem Kyrios gegenüber. „Sie befehlen?" fragte er kalt.

„Setzen Sie sich. Seien Sie vernünftig! Ich kann Ihnen unmöglich hundertfünfzig Pfund geben. Nennen Sie einen vernünftigen Preis!"

Aber Spiro, der bis dahin mit vollkommener Ruhe gesprochen hatte, zog nun andere Saiten auf. „Sie feilschen mit mir, als wollten Sie ein Pferd von mir kaufen. Es handelt sich nicht um ein gewöhnliches Geschäft, weder für Sie noch für mich. Sie dürfen nicht glauben, daß ich dergleichen oftmals mache. Es ist richtig, daß mein Messer hie und da rot gefärbt worden ist, aber das war in eigener Sache. Da habe ich rasch gehandelt, ohne an die Folgen zu denken. Jetzt soll ich es für Ihre Rechnung thun. Da überlege ich mir reiflich, ob die Gefahr nicht zu groß ist für den Lohn, — für jeden Lohn. Ich bin kein kleinmütiger Mann. Wäre ich einer, so hätte mich Giovanni nicht zu Ihnen geschickt; aber ich bin auch kein leichtfertiger Narr. Ich weiß, was ich aufs Spiel setze, wenn ich Ihren Auftrag übernehme, und ich übernehme ihn unter keinen anderen als unter meinen Bedingungen. Sind diese Ihnen genehm, so bin ich Ihr Mann, und Sie werden einen sicheren, verschwiegenen Diener in mir haben, dafür bürgt Ihnen

mein Leben, denn ich gebe es dann in Ihre Hand; verweigern Sie, darauf einzugehen, so ziehe ich mich zurück, um einige Pfund ärmer, aber meines Lebens und meiner Freiheit sicher. Das ist auch ein Geschäft, und wenn ich mir die Sache ruhig überlege, wohl das beste, das ich machen könnte; aber ich bin nicht einer, der auf sein Wort zurückkommt. Ich wiederhole: hundertfünfzig Pfund! Und nun habe ich des Redens genug, und zum letzten Male frage ich: Herr Sottiri Stamitiades, wollen Sie das annehmen: ja oder nein?"

Sottiri fuhr erschreckt zusammen, als er bei Namen genannt wurde; aber er faßte sich einigermaßen wieder, und kaum hörbar kam leise über seine bleichen Lippen: „Ja."

Darauf streckte Spiro mit etwas theatralischer Gebärde seine Rechte aus, in die Sottiri zitternd die seine legte. „Nun haben Sie mein Wort, Herr," sagte der Kephalonier, „und können ruhig sein. Es ist besser als die meisten Unterschriften in Galata."

Sottiri ließ sich schwerfällig auf einen Sessel fallen. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Das Ungeheuerliche seines Vorhabens wurde ihm zum ersten Male klar. Er blickte in einen tiefen, schwarzen Abgrund, der zu seinen Füßen gähnte, und in den er sich stürzen sollte. Er würde seines Lebens nie wieder froh werden, er würde keine ruhige Stunde mehr haben. Eine Flut wüster Gedanken schoß durch sein Gehirn: der Mörder, im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses, würde sich an seine Fersen heften, würde ihn nie wieder freigeben. Er fluchte der Schändlichen, die ihn verführt, die sein Leben vergiftet

hatte, sein schönes, sorgenloses, genußreiches Leben. Er sank in den Sessel zurück, auf dem er saß. Angstschweiß perlte auf seiner bleichen Stirn. Er schloß die Augen.

Spiro blickte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Verachtung auf den Schwächling nieder. Nach einer langen Minute öffnete Sottiri die Augen wieder. Sein Entschluß war gefaßt. Er zog ein kleines Portefeuille aus der Tasche, dem er zwei Fünfpfundscheine entnahm, die er vor Spiro auf den Tisch legte.

„Hier, nehmen Sie das für Ihre Bemühungen," sagte er leise, aber ruhig.

Spiro blickte ihn erstaunt an. „Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben . . . nichts. Nehmen Sie das für Ihre Bemühungen."

Spiro verstand, daß die ernste, große Partie nicht gespielt werden würde. Nun, zehn Pfund war gute Bezahlung für einen Morgenbesuch. Er steckte das Geld gelassen ein. „Wie Sie wollen," sagte er. „Von mir haben Sie nichts zu befürchten."

„Was sollte ich von Ihnen zu befürchten haben?" entgegnete Sottiri, der mit dem von seiner Feigheit, nicht von seinem Gewissen eingegebenen Vorsatz, sich nicht in die Hände des Bravos zu begeben, seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Sie haben nichts für mich gethan. Ich verlange nichts von Ihnen."

„Richtig, mein Herr, richtig, Herr Stamitiades. — Sie haben den Tabak etwas teuer bezahlt," — er wies auf das von ihm mitgebrachte Paket, das noch auf dem Tisch

stand, — „aber Sie sind ja ein reicher Herr. Wenn Sie später mehr davon haben wollen, so wenden Sie sich wieder an mich. Auf mich können Sie sich verlassen.“ Und mit einem eigentümlichen Lächeln setzte er hinzu: „Wissen Sie, Herr, zehn Pfund ist nicht zu viel für das, was Sie heute von mir gelernt haben. Sie werden mir später dafür danken. — Ich bin Ihr gehorsamster Diener.“

* * *

Um fünf Uhr nachmittags desselben Tages saß Frau Kalliope Argyriadi auf der Veranda ihres Yali. Ein Schirket fuhr dicht am Ufer vorüber. Sie musterte aufmerksam die Fahrgäste, die an der Brüstung standen, und als sie keinen Bekannten darunter erblickte, trat sie in das Zimmer zurück, um einen Roman, den sie vor wenigen Minuten beiseite gelegt hatte, wieder aufzunehmen.

Nach einer halben Stunde überreichte ihr Marco einen Brief, den, wie er sagte, ein Eilbote soeben abgegeben habe.

Frau Kalliope erbrach ihn schnell. Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Gnädige Frau, ein unabweisbares Geschäft zwingt mich, sofort nach Paris abzureisen. Ich bedauere, mich nicht persönlich von Ihnen verabschieden zu können. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Ich küsse Ihnen die Hand.

Sottiri Stamitiades.“

Ein Ausdruck wütender Enttäuschung lagerte sich auf ihr Antlitz und entstellte es bis zur Häßlichkeit. Sie trat vor den Spiegel und strich sich das Haar aus der Stirn. War sie denn alt und häßlich geworden, daß sie alle Macht über Männerherzen eingebüßt hatte? Vor einigen Wochen hatte Oer sie verlassen, heute wagte sogar Sottiri, ihr den Rücken zu kehren. Es kochte in ihr. „Ich werde mich rächen," murmelte sie vor sich hin; aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies sagte, daß sich kaum eine Möglichkeit bieten würde, ein solches Vorhaben auszuführen. — Sie fühlte sich sehr unglücklich.

Der Grieche, an dem sie sich rächen wollte, befand sich um die Zeit im Orient-Expreßzuge auf dem Wege nach Paris und fühlte sich froh und frei. — Kalliope? — Pah! Als ob es nicht in Paris ebenso schöne Frauen die Menge gäbe!

Spiro saß im Café Giovanni und rauchte eine Cigarette nach der andern. Er hatte einige Worte mit dem Wirte gewechselt.

„Nun, was wollte der schöne Herr von dir?" fragte dieser.

„Nichts, aber er hat mich für meinen Besuch bezahlt. Hier ist ein Pfund für dich."

Giovanni steckte das Geld gleichgiltig in die Tasche. „Ich hatte besseres erwartet," sagte er mürrisch.

„Für nichts giebt es wenig," erwiderte Spiro. „Man muß mit dem zufrieden sein, was man dafür bekommt."

„Auf wen hatte er es denn abgesehen?"

„Er hat es mir nicht gesagt."

„Das ist schade. Man hätte sicherlich auf der anderen Seite etwas verdienen können.“

„Das mag deine Art sein,“ sagte Spiro unfreundlich. „Meine ist es nicht.“

Giovanni wandte sich achselzuckend ab.

Siebentes Kapitel.

Eberhards aufmerksamen Augen war es nicht entgangen, daß Oer seit einiger Zeit, so oft er das Haus verließ, auch wenn er nur einen kurzen Spaziergang machen wollte, seinen Revolver einsteckte und die schwere Hetzpeitsche mit sich nahm. Eberhard war ein dreister Frager und schämte sich dieser unliebenswürdigen Eigentümlichkeit keineswegs. „Ich frage nicht aus Neugierde, sondern aus Wißbegierde," sagte er zu Oer. „Ich muß in meiner Stellung viel wissen, was ich weder aus Büchern, noch aus eigener Erfahrung lernen kann. Da bleibt mir nichts weiter übrig, als an besser Unterrichtete Fragen zu stellen. Darin habe ich es mit der Zeit zu einer großen Fertigkeit gebracht. Das meiste Nützliche, das ich im Leben gelernt, habe ich aus Antworten auf Fragen erfahren; — und alles Wissen hat Wert. Es ist mir oftmals vorgekommen, eine Mitteilung die mir wertlos erschien, als sie mir gemacht wurde, später bei irgend einer Gelegenheit gut verwenden zu können. — Ich habe immer gewußt, daß ich durch mein vieles Fragen diesem oder jenem unbequem werde. Das ist dessen Sache. Meine Sache ist, zu lernen. Ich muß wissen, um mein Geschäft

betreiben zu können. Ich habe heute eine gut bezahlte Stellung bei Bolton, in der ich mit einigem Glück in absehbarer Zeit ein reicher Mann werden kann. Glauben Sie, daß Bolton sie mir angeboten, wenn er nicht gewußt hätte, daß ich in kurzer Zeit in der Lage sein würde, ihm auf hundert Fragen, die ihn interessieren, sachverständige Antwort zu geben? — Sie sind eine andere Art von Mensch als ich, lieber Herr von Oer. Sie bekümmern sich nicht um das, was um Sie vorgeht. Das ist sehr hübsch, sehr angenehm für andere, sehr liebenswürdig, sehr vornehm, wie man sagt. Sie können sich das leisten. Ich kann es zu meinem Bedauern nicht. Wenn ich einmal erreicht haben werde, wonach ich seit zwanzig Jahren strebe, wenn ich ein wohlhabender Mann geworden bin, so daß ich mich sorgenfrei vom Geschäft zurückziehen kann, dann werde ich nichts Eiligeres zu thun haben, als mich in der Altmark, wo ich zu Hause bin, niederzulassen, und dann werde ich mich überhaupt um nichts mehr kümmern als um das kleine, hypothekenfreie Landgut, das das Ziel meines bescheidenen Ehrgeizes ist. Vorläufig muß ich noch fleißig sein. — Nun, ich bilde mir ein, meine Zeit hier nicht verloren zu haben."

Seit diesem Bekenntnis hatte Oer bemerkt, daß Karl Eberhard in der That mehr fragte als irgend jemand, mit dem er in seinem Leben zusammengetroffen war, aber der Deutsch-Amerikaner hatte es darin, wie er selbst sagte, zu einer großen Fertigkeit gebracht, so daß die unangenehme Eigentümlichkeit, die er gewerbsmäßig kultivierte, ihn keineswegs zu einem unangenehmen Menschen machte. Oer verkehrte gern mit ihm und hatte das Gefühl,

daß er seinerseits dem wißbegierigen Manne sympathisch war.

Eines Morgens trat Eberhard in Oers Zimmer. „Ich begleite Sie heute nach Galata, wenn es Ihnen recht ist," sagte er.

„Natürlich ist es mir recht, aber dann machen Sie sich reisefertig. Ich möchte das nächste Schiffet benutzen."

„Ich brauche nur meinen Hut aufzusetzen."

Darauf legte Oer systematisch zusammen, was er mit sich nehmen wollte. Das war eine Gewohnheit des alten Soldaten, der wissen muß, was zu einem vollständigen Tornister und zur Ausrüstung eines jeden Tages gehört.

„Weshalb schleppen Sie sich mit den schweren Sachen: Revolver und Hetzpeitsche?" fragte Eberhard.

„Hm," machte Oer. „Hier kann einem jeden Tag etwas passieren."

„Da haben Sie recht. Ich gehe auch nicht gern ohne meinen Revolver aus, aber das habe ich aus dem Westen mitgebracht. Ich glaube nicht, daß es hier allgemeiner Gebrauch ist. Bolton trägt zwar auch einen Revolver, — das hat er in derselben Schule gelernt wie ich, — und Bartev ebenfalls. Nun, der ist Armenier. Aber Sie haben die Gewohnheit erst seit einigen Tagen angenommen."

„Es wird hier eben alle Tage unruhiger."

„Das ist richtig, und wenn mich meine Vermutungen nicht täuschen, so wird es mit der Ruhe demnächst auf kurze oder längere Zeit vollständig vorbei sein. Bolton

hat mir aufgetragen, alle Arbeit für ihn vorläufig einzustellen. Er meint, es werde sich bald entscheiden, ob unser Geschäft leicht zu machen oder ganz aufzugeben sei. Es wäre mir lieb, wenn die Entscheidung nicht zu lange auf sich warten ließe, denn augenblicklich verliere ich meine Zeit, obgleich Bolton mich gut bezahlt."

Auch Oer war wieder ungeduldig geworden. Die heißen Augusttage schlichen ihm ermüdend langsam dahin. Von Giragos und Varvaria hatte er seit langer Zeit nicht gehört, obgleich täglich Briefe von Howian für Bolton und Bartev eintrafen, denen nicht selten auch einige Zeilen für ihn selbst beigefügt waren. — Die Nachrichten, die er von seinen Verwandten erhielt, beunruhigten ihn. Sie sagten Tante Margarete sei leidend und wünsche ihn zu sehen. — Gabriele schrieb, sie habe Helen Sands angetroffen und recht verändert gefunden. Das arme, liebe Kind scheine einen geheimen Kummer zu haben. „Wenn Du, wie wir alle hoffen," fuhr der Brief fort, „zum Herbst in Huysburg bist, so wirst Du sie sicherlich sehen, denn sie ist von Harmen und von Anna Keßner eingeladen worden, den Herbst mit ihrer Mutter in Harmen zu verbringen. Schreibe ihr einmal wieder! Sie ist ein reizendes Wesen, und ich gewinne sie immer lieber, je besser ich sie kennen lerne."

Oer machte sich Vorwürfe, den letzten Brief Helens mehrere Tage unbeantwortet gelassen zu haben. Er schrieb ihr nun sogleich, obgleich er ihr nichts Neues zu sagen hatte. — Seitdem waren einige Tage verflossen, und er durfte nun bald wieder Nachrichten von seiner fleißigen jungen Freundin erwarten. —

Helens Briefe machten ihm immer Freude, und es kam nicht selten vor, daß er sie mehrere Male durchlas. Es waren die einzigen in ihrer Art, die er empfing. Aus den Briefen seines Vaters, seiner Schwester und der Tante Margarete sprach die hausbackene, selbstverständliche, unverwüstliche Liebe der nächsten Blutsverwandten. Er empfand sie wie einen Ersatz für den Händedruck, den er, wenn er sie angetroffen, mit ihnen ausgewechselt haben würde. Helens Briefe atmeten ein eigentümliches, schamhaft verschleiertes Gefühlsleben, das ihn wohlthuend berührte wie das Streicheln einer weichen Kinderhand. — Junge Mädchen und junge Männer, die Gefallen aneinander finden, — es ist nicht nötig, daß sie ineinander verliebt seien, — haben sich so vieles zu sagen, was sie niemals dem Vater oder der Mutter, dem Bruder oder der Schwester anvertrauen würden. Es müßte schon ein recht eigentümlicher Jüngling sein, der den Mut hätte, dem Vater seine ersten Gedichte an den Mond mit der unerläßlichen Schwärmerei in Miene und Gebärden vorzutragen; und nur wenige Jungfrauen würden sich entschließen können, dem Bruder zu sagen, was in ihrem zartbesaiteten Herzen beim Anblick einer Blume erklungen ist, oder was sie empfunden haben, als die Nachtigallen in der lauen Sommernacht sangen und schluchzten. Derartiges sehr Schönes, sehr Junges, für jeden einzelnen leider sehr Vergängliches offenbart sich nur, wenn ein junger Mann einem jungen Mädchen gegenübersteht, die nicht seine Schwester sein darf, aber keineswegs seine Geliebte zu sein braucht. — Ein schwacher, duftiger Hauch davon war in dem Briefwechsel zwischen Oer und Helen zu verspüren.

Eberhard und Oer unterhielten sich auf der Fahrt von Bujukdere nach Galata hauptsächlich von armenischen Angelegenheiten. Oer hatte darüber viel gehört, Eberhard auf seiner Reise nach Trapezunt mancherlei gesehen und erfahren. Die beiden hatten die Frage schon oftmals berührt. Es war das einzige Thema, für das bei ihnen gemeinschaftliches, großes Interesse bestand, und sie kamen, ohne daß es sie ermüdet hätte, immer wieder darauf zurück. — „Krieg ist fällig," sagte Eberhard. Das war in drei Worten dasselbe, was Bolton seit seiner Rückkehr nach Konstantinopel wiederholt angedeutet hatte, und faßte zusammen, was über die augenblickliche Lage zu sagen war.

Von der Post gingen Oer und Eberhard nach dem Hotel Royal, wo Bolton und Walsh sie erwarteten. „Da wir alle vier zusammen sind," meinte Bolton, „so schlage ich vor, daß wir nach dem Frühstück die Wohnungsfrage lösen."

„Damit waren alle einverstanden, und eine Stunde später befanden sie sich in dem ehemals Wanianschen, kürzlich von Bolton gekauften Hause.

„Ich brauche Ihnen nicht das ganze Haus zu zeigen," sagte Bolton. „Sie kennen es alle. Ich denke, ich werde später das Erdgeschoß beziehen. Ich bin kein Freund von Treppensteigen, und auf der Rückseite habe ich auch hier unten Aussicht auf das Meer. Ich werde mancherlei zu ändern haben, um mich in der neuen Umgebung behaglich zu fühlen, aber vorläufig lasse ich alles beim alten." — Dann stiegen die vier die Treppe hinauf. — „Bartev lassen wir in Besitz seines Zimmers," fuhr Bolton fort. „Keiner von Ihnen wird ihn darum beneiden. Es ist ein eigen-

tümlicher Geschmack, die Aussicht auf die enge, schwarze Straße der auf das Meer und die grüne Küste vorzuziehen. Er scheint hier verbreitet. Die Wohnungen in der abscheulichen Rue de Péra kosten zwei- und dreimal so viel wie die am Bosporus. — Und Sie, Robert K., ziehen Sie Straße oder Meer vor?"

„Meer," antwortete Walsh.

Darauf zeigte ihm Bolton zwei freundliche Zimmer neben den von Oer und Eberhard vor der Übersiedlung nach Therapia bewohnten.

„Hier ist alles gleich freundlich," sagte Walsh.

„Dann werden Sie Oers Nachbar. Sie werden sich hoffentlich gut miteinander vertragen, und wenn Sie meinem Rate folgen wollen, so packen Sie Ihre sieben Sachen noch heute, bevor sie nach Therapia zurückkehren, und lassen Sie sie morgen früh hierherbringen. Mardyros kann Ihrem Diener beim Ein- und Auspacken behilflich sein. — Weshalb wollen Sie unnütz Miete im Hotel bezahlen?"

„Meine Sachen befinden sich zum größten Teile in Therapia. Das Wenige, das ich hier zurückgelassen habe, ist eingepackt, und ein Hamal kann es auf einem Gange hierher tragen. Das werde ich sogleich anordnen, und von morgen ab begrüße ich Sie als meinen Hauswirt, obwohl noch zwei Monate vergehen werden, ehe ich hier einziehe."

Oer sah nach seiner Uhr. „Wenn ich mich etwas spute, so kann ich das Drei-Uhr-Boot noch erreichen," sagte er. „Das ist angenehmer als die späteren überfüllten Schirkets. Haben Sie mir noch etwas zu sagen, Herr Bolton?"

„Nichts, danke."

„Oder etwas an Bartev zu bestellen?"

„Ja, sagen Sie ihm, ich würde Sie morgen nach Bujukdere begleiten. Ich wollte wegen der Pläne mit ihm sprechen."

„Nun, dann auf Wiedersehen! — Morgen. — Begleiten Sie mich, Herr Eberhard?"

„Ich habe noch einige Kleinigkeiten zu besorgen."

„Oder Sie, Walsh?"

„Ich muß ja meinen Umzug bewerkstelligen."

„Also auf Wiedersehen!" Damit eilte Oer davon. — Das Schirket war schwach besetzt. Oer stellte mit Befriedigung fest, daß sich keine Bekannten an Bord befänden. Es wäre ihm unangenehm gewesen, mit Frau Kalliope zusammenzutreffen. Als er den Yali in Bujukdere betrat, meldete ihm der Pförtner, Herr Margos Bartev habe bereits verschiedene Male nach ihm gefragt. Oer begab sich infolgedessen nach dem Zimmer seines Hausgenossen. Er klopfte an die Thür, aber statt des erwarteten „Herein" kam die Frage: „Wer ist da?"

Oer nannte sich. Darauf, vernahm er, daß Bartev eilig durch das Zimmer schritt, einen Riegel zurückschob und die Thür öffnete. „Bitte, treten Sie ein," sagte er. „Es sieht zwar etwas unordentlich bei mir aus, aber ich werde Ihnen sogleich erklären, welche Bewandtnis es damit hat."

In dem Zimmer, dessen Fenster, trotz der Hitze, verschlossen waren, roch es stark nach Rauch und Salpeter. Auf dem Tische standen zwei Kisten aus Eisenblech. Oer erkannte sie als dieselben wieder, die er und Eberhard

vor einigen Wochen von Pera nach Bujukdere gebracht hatten. Eine davon war leer, in der zweiten lagen noch zahlreiche Schriftstücke.

„Ich bin dabei, reinen Tisch zu machen," sagte Bartev. „Ich werde in den nächsten Tagen genötigt sein, Bujukdere zu verlassen, und es ist noch unbestimmt, ob und wann ich hierher zurückkehre. Die beiden Kisten enthielten Papiere, die, wenn sie in türkische Hände gefallen wären, die besten armenischen Patrioten kompromittiert haben würden. — Ich will es gleich offen heraussagen: es war der wichtigste Teil der Archive des revolutionären Comités von Konstantinopel. Das habe ich Ihnen bisher verheimlicht, nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern weil ich erst ganz kürzlich dazu ermächtigt worden bin, Ihnen das Geheimnis zu offenbaren. Das hat Ihnen unnötige Beunruhigung erspart. Ich selbst habe in fortwährender Angst vor einer Haussuchung gelebt. Darunter haben Sie nicht zu leiden gehabt. Hätte die Durchsuchung stattgefunden, so waren alle diejenigen, die sich in dem Augenblicke im Hause befanden, dem Tode geweiht. — Die Furcht davor war es, die Wanian zu dem Jammerbild gemacht hat, das Sie gesehen haben. Ihre Nerven, Herr von Oer, wären durch die lang andauernde Gefahr ebensowenig zerrüttet worden wie die meinigen. Das weiß ich. Aber Giragos, Howian, Bolton und ich waren einstimmig der Ansicht, daß die ruhige Sicherheit, in der Sie hier und in Pera lebten, nur im äußersten Notfalle gestört werden sollte, und daß es deshalb besser war, an maßgebender Stelle nicht darauf zu drängen, daß Sie in das Geheimnis eingeweiht würden."

Oer hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört, was

Bartev mit vollkommenem Gleichmut vortrug. Eine kleine Weile machte es ihn sprachlos. Dann sagte er gelassen, aber mit bitterem Ernst in Miene und Stimme: „Ich finde nicht sogleich die richtigen Worte für die Art und Weise, wie Sie über mich verfügt haben. Ich möchte nicht vorschnell sein. Ich wünschte zunächst festzustellen, ob ich Sie vollkommen richtig verstanden habe." Er wies mit dem Finger auf die beiden Kisten, die auf dem Tische standen. „Diese Kisten enthielten die Archive des revolutionären Comités von Konstantinopel?"

„Selbstverständlich nur das Wichtigste davon, aber alles, was die letzten Zwecke der Bewegung angeht, und außerdem die vollständigen Listen unserer Führer."

„Diese Archive befanden sich in Pera und in dem von mir bewohnten Hause?"

„Ja."

„Sie waren dort auf dem Boden über meinem Zimmer versteckt?"

„Ja."

„Es sind dieselben Papiere, mit denen ich Sie beschäftigt fand, als ich Sie eines Tages in Ihrem Zimmer überraschte, und die Sie damals als die Pläne der Sohagianschen Besitzungen bezeichneten, dieselben Papiere auch, — Papiere von großem Wert, sagten Sie, — die Eberhard und ich bei der Übersiedlung von Pera nach Bujukdere hierher brachten?"

„Dieselben Papiere."

„Und diese Papiere würden, wenn sie in türkische Hände gefallen wären, Unglück über zahlreiche Armenier gebracht haben?"

„Sicheren Tod über die besten Patrioten meines Landes. — Und deshalb würde ich niemals gestattet haben, daß sie in türkische Hände fielen."

„Und was würden Sie gethan haben, wenn die Gefahr näher gerückt wäre?"

„Sie war immer nahe — zu jeder Stunde."

„Wenn Sie sie als unvermeidlich erkannt hätten?"

„Dann würden die Archive, möglicherweise mit dem ganzen Hause, in die Luft geflogen sein." Er nahm ein Schriftstück aus der Kiste, dessen Inhalt er in wenigen Sekunden durchlas. Der konnte sehen, daß es mit ihm unbekannten Schriftzeichen beschrieben und eigentümlich hellbräunlicher Farbe war. Bartev legte es auf den steinernen Boden des Kamins, steckte ein Schwefelholz an und näherte dies dem Papier. Kaum hatte die Flamme es berührt, als es gleich trockenem Pulver aufblitzte und verzehrt wurde, nichts als leichten, stark nach Salpeter riechenden Rauch hinterlassend.

„Und wer würde das ausgeführt haben?"

„Ich oder der Kapudschi. Einer von uns beiden durfte das Haus niemals auch nur auf einen Augenblick verlassen."

„Und was wäre dabei aus Ihnen und dem Kapudschi geworden?"

„Wir wären mit den Archiven untergegangen. Es war dafür gesorgt, daß wir nicht lebend in die Hände unserer Feinde fallen würden."

„Und die übrigen Bewohner unseres Hauses?"

Bartev zuckte die Achseln.

Der stand auf und sagte mit verhaltenem Ingrimm:

„Da haben Sie nicht Gastfreundschaft an mir, da haben Sie Verrat an der Gastfreundschaft geübt."

Bartev erbleichte. — „Herr von Oer," sagte er finster, nicht wie einer, der sich entschuldigen will, sondern der eine ungerechte Beschuldigung streng zurückweist. „Sie haben Howian gesagt und haben Giragos wiederholt und haben Bolton deutlich zu erkennen gegeben, daß Sie einer der Unserigen zu sein wünschten. Ich kann Ihnen die Worte wiederholen, die Sie Artin Howian sagten, als er von dem Jammer sprach, den Armenien zu erdulden habe, und von dem Befreiungskampfe, den wir unternommen haben. Diese Worte sind zwischen Howian, Giragos, Bolton und mir oftmals angeführt worden. Sie lauteten: ‚Ich möchte, daß ich Ihnen bei dem Kampfe, den Sie unternommen, beistehen könnte. Im Geiste bin ich Ihr Verbündeter.' — Ihr Wort, Herr von Oer, ist uns heilig gewesen. Als unser Verbündeter haben Sie unter Giragos' Dache gewohnt, als unser Verbündeter sind Sie vom revolutionären Comité in New York nach Konstantinopel entsandt worden. Es war beschlossene Sache, daß Sie den Ruhm des Sieges teilen, wir haben geglaubt, daß Sie vor den Gefahren der Schlacht nicht zurückscheuen würden. Sie konnten nicht neben Giragos an dem Straßenkampfe teilnehmen, aber keiner von uns, die Sie kannten, hat daran gezweifelt, daß Sie bedauerten, dies nicht thun zu dürfen, und wir haben uns berechtigt geglaubt, Sie, ohne Ihre besondere Zustimmung, auf den Wachtposten der Archive zu stellen, den gefährlichsten und wichtigsten armenischen Posten inmitten des feindlichen Lagers. — Herr von Oer, wir kämpfen für unser Heiligstes.

Da sorge ich nicht um mein Leben und habe, wie die anderen, geglaubt, das Recht zu haben, auch um das Leben eines treuen Verbündeten nicht zu sorgen. — War das unrecht von mir — nicht von mir allein, auch von unseren gemeinschaftlichen Freunden Howian, Giragos und Bolton, — so sagen Sie mir das, und dann würde uns verbleiben, Ihnen nach Beendigung des nahe bevorstehenden Kampfes, an dem wir alle teilnehmen müssen, jede Genugthuung zu bieten, die Sie verlangen mögen."

Hätte Oer die Sache eines anderen zu verteidigen gehabt, so würde er auf die Worte des Armeniers manches erwidert haben; in eigener Sache konnte er die gegen Bartev erhobene schwere Anklage, Verrat an der Gastfreundschaft geübt zu haben, nicht aufrecht erhalten. Sollte er sagen, seine armenischen Freunde hätten seinen Worten eine zu große Bedeutung beigemessen, ihr Vertrauen, durch das sie sich ermächtigt geglaubt hatten, ihm einen Posten anzuweisen, auf dem er sich, ohne sein Wissen, unausgesetzt in Lebensgefahr befand, wäre nicht gerechtfertigt gewesen? Nein, das konnte er nicht. Es erschien ihm unbillig, daß man ihm nicht von Anfang an in alle Geheimnisse seiner Stellung eingeweiht hatte, aber dazu mochten besondere Gründe vorliegen, die kein Mißtrauen zu seiner Treue und seiner Waghalsigkeit in sich schlossen. Es erschien ihm zwecklos, sich darüber in weitere Auseinandersetzungen mit Bartev einzulassen. Er empfand, daß er Bartev und gleichzeitig mit ihm Howian, Giragos und Bolton durch eine zu schnelle Anklage gekränkt hatte, und er war bereit, dies sofort zu erklären. — Solche Gedanken waren, noch während Bartev sprach, in ihm auf-

gestiegen, und, als dieser geendet hatte, sagte Oer ernst und milde zugleich: „Keiner von Ihnen schuldet mir Genugthuung, Herr Bartev. Ich hätte Ihre Erklärung abwarten sollen, ehe ich Sie anklagte. Ich freue mich, daß Sie und unsere gemeinschaftlichen Freunde mich auf einen gefährlichen Posten gestellt haben, obgleich ich noch nicht erkennen kann, wie ich darauf Ihrer Sache besondere Dienste leisten konnte."

Ein leiser Hauch von Rührung klang aus Bartevs harter Stimme, als er antwortete: „Ich danke Ihnen für die Erklärung, die Sie so großmütig abgeben. Ich will dem nur noch hinzufügen, daß Sie uns in der That große Dienste geleistet haben. Unsere Archive würden auch ohne Sie niemals in türkische Hände gefallen sein, aber ihr Verlust hätte bis vor kurzem gar nicht ersetzt werden können. Der Umstand, daß Sie, ein Fremder und ein Freund Edhem Paschas, bei uns wohnten, trug viel dazu bei, jeden Verdacht von Wanian und später von mir abzulenken und verminderte in erheblichem Maße die Gefahren einer Haussuchung. — Sie vermittelten einen großen Teil der wichtigsten Correspondenz zwischen London, Paris, Berlin, New York und Athen mit Konstantinopel und machten den bedenklichen Transport des Archivs von Pera nach Bujukdere zu einer nahezu vollkommen ungefährlichen Handlung. Keiner der Führer der armenischen Bewegung hat uns bisher größere Dienste erwiesen, als Sie es gethan haben, und unsere Dankbarkeit dafür ist unbegrenzt." — Das würde überschwenglich geklungen haben, wenn Bartev nicht so ruhig gesprochen hätte.

„Nun," sagte Oer freundlich lächelnd und der ernsten Unterredung dadurch eine leichtere Wendung gebend, „viel Mühe hat es mir jedenfalls nicht gekostet, mich nützlich zu machen, aber es soll mich deshalb nicht weniger freuen, daß ich in der Lage gewesen bin, Ihnen und Ihren Freunden Dienste zu leisten."

Das Gespräch zwischen Bartev und Oer endete damit, aber es fand am nächsten Tage noch eine Ergänzung. Während der Rückfahrt von Galata nach Bujukdere, die Oer und Bolton verabredetermaßen gemeinschaftlich machten, fand Oer Gelegenheit, auf die Unterhaltung mit Bartev zurückzukommen. Er that dies nicht auf Umwegen. Als das Boot die Hafenbrücke verlassen hatte, sagte er seinem Begleiter: „Wir wollen uns einen ruhigen Platz aussuchen. Ich möchte mich mit Ihnen über eine Unterhaltung aussprechen, die ich gestern mit Bartev gehabt habe."

Der gewünschte ruhige Platz war auf dem leeren Fahrzeug leicht gefunden, und sobald die beiden sich dort niedergelassen hatten, erzählte Oer, was er von Bartev erfahren habe. Bolton unterbrach den Bericht mit keinem Worte und begleitete ihn nur mit kurzem zustimmenden Kopfnicken. Als Oer geendet hatte, sagte er: „Was haben Sie dazu gemeint, daß man, ohne Sie zu befragen, in dieser Weise über Sie verfügt hat?"

„Zunächst erschien es mir unbillig, und das habe ich Bartev gesagt. Nach den Aufklärungen, die er mir gegeben hat, bin ich damit einverstanden."

„Davon war ich im voraus überzeugt, sonst würde die Sache überhaupt nicht an Sie herangetreten sein. Ein

Mann Ihrer Art war aber absolut notwendig. Sie erschienen uns wie vom Himmel gesandt. Giragos wollte anfangs nicht zulassen, daß man Sie nach Konstantinopel sende, ohne Sie mit allen Gefahren Ihrer Mission vertraut gemacht zu haben, aber das hätte eine langwierige Korrespondenz mit dem leitenden Comité notwendig gemacht, da das absolute Gebot besteht, nur orthodoxe Armenier — ich bilde, meines Wissens, die einzige Ausnahme — in das Geheimnis der Archive einzuweihen. Erst als ich mich dafür verbürgte, daß Sie unser Vorgehen nicht tadeln würden, stimmte Giragos dem von Howian ausgegangenen und von mir und Sohagian unterstützten Vorschlage bei."

„Ich bin also nicht hierher gesandt worden, um die Kinder Sohagians zu schützen?"

„Das haben Sie beiläufig gethan, und das war eine große Beruhigung für Sohagian; aber der eigentliche Zweck Ihrer Sendung nach Konstantinopel war, die Archive zu schützen."

„Davon hatte ich keine Ahnung. Ich bewundere die Kunst, mit der man mich im Dunkeln gelassen hat."

„Es mußte geschehen. Es ist nicht leichtfertig geschehen. Aber die Armenier sind in der That Meister in der Kunst der Verstellung."

„Wenn ich nun aber darauf bestanden hätte, die Kinder zu ihrem Vater zu führen, wie ich es für meine Aufgabe hielt?"

„Das würde Wanian nicht zugegeben haben. Wäre Ihr Schwager nicht dagewesen, um für Sie einzutreten, so hätte der Kapitän, ein alter, sicherer Freund Wanians

und Sohagians, vollkommen genügt, um die Kinder nach Rumänien zu führen, und Sie wären im letzten Augenblicke durch ein Telegramm von mir oder von Howian im Einverständnis mit Sohagian ersucht worden, unter allen Umständen in Konstantinopel zu bleiben."

„Also auch der sanfte, ängstliche Wanian hat mich getäuscht?" sagte Oer lächelnd. „Das hätte ich ihm nicht zugetraut. Er schien ja eigentlich nur noch seiner Angst zu leben."

„Das war auch beinahe völlig der Fall, aber seine Pflicht würde er trotzdem gethan haben."

„Und Sohagian war also nicht mein . . . sagen wir: Vorgesetzter?"

„Ihr Vorgesetzter, wenn Sie ihn so nennen wollen, war und ist vorläufig noch Howian, der dem Hauptcomité gegenüber die Verantwortlichkeit für Sie übernommen hat. Sohagian hat nur seinen Namen hergegeben, als Sie hierher gesandt wurden, wie ich den meinen, als Sie nach Yakima gingen. Das verhindert nicht, daß Sie Ihr Gehalt in Yakima und in Konstantinopel voll verdient haben. Als ich Ihnen dies zum ersten Male sagte, war es Ihnen unklar, jetzt werden Sie es verstehen."

Die ganze Sache war dem an klare, schlichte Verhältnisse gewöhnten Oer keineswegs geheuer, aber er sah keine Möglichkeit, sich in dem Augenblick frei zu machen. Das wäre in seinen Augen ein Desertieren vor dem Feinde gewesen, denn er wußte, daß die Stunde der Entscheidung nahte.

„Was geschehen ist, ist geschehen," sagte er nach-

denklich, „daran kann ich nichts mehr ändern, und es fällt mir nicht ein, daran heute mäkeln zu wollen. Aber was unsere zukünftigen Beziehungen angeht, Herr Bolton, so muß ich eine Bedingung stellen."

„Bitte."

„Ich sehe, daß ich meinen neuen Freunden, zu denen ich mir erlaube Sie zu rechnen, in gewissen Beziehungen nicht gewachsen bin. Ich tadle nicht, daß man mich getäuscht hat, da dies im Interesse einer Sache, die Ihnen heilig ist, unvermeidlich gewesen zu sein scheint. Vorläufig bleibe ich bis zur Entscheidung auf meinem heutigen Posten, aber auf neue Anerbieten, wie verlockend sie auch sein möchten, werde ich nur eingehen, wenn Sie mir, nicht als der Freund Armeniens, der Sie sind, sondern als der ehrenhafte Mann zum Manne, der Vertrauen zu Ihnen hat, ausdrücklich die Versicherung geben, mir betreffs einer jeden neuen Stellung, zu der ich durch Sie oder Ihre Freunde berufen werden könnte, vollkommene Klarheit zu verschaffen. In dieser Bedingung dürfen Sie weder einen Vorwurf, noch Mißtrauen erblicken, da ich mich mit der Vergangenheit einverstanden erklärt habe und mich bezüglich der Zukunft mit der Versicherung, die ich von Ihnen erbitte, vollkommen beruhigen werde. Ich will nur keinen neuen Weg einschlagen, ohne zu wissen, wohin er mich führt."

„Das verstehe ich, und Ihre Forderung ist vollkommen berechtigt. Mein Vertrauen haben Sie von Anfang an gehabt. Es hat mir leid gethan, daß ich Ihnen trotzdem nicht mit vollkommener Offenheit entgegentreten konnte. Als ich die Erlaubnis dazu endlich erwirkt hatte, war ich

bereits auf dem Wege nach Konstantinopel. — Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde die Frage der Gegenstand einer längeren Unterhaltung zwischen mir und Bartev. Wir kamen überein, Ihre Ruhe nicht unnütz zu stören und Sie womöglich bis zum letzten Augenblick in dem Gefühl vollkommener Sicherheit zu lassen, in dem Sie bisher hier gelebt haben. Sie sollten die ganze Wahrheit erst am Vorabend der Rückfahrt Bartevs nach Pera erfahren. — Diese Stunde ist nun nahegerückt. Ich denke mir, daß Bartev morgen oder übermorgen Bujukdere verlassen wird. Was er Ihnen gestern gesagt hat, würden Sie heute oder morgen von mir gehört haben. Fortan, mein sehr lieber junger Freund, besteht kein Geheimnis mehr zwischen Ihnen und mir, weder was die armenische Frage, noch was meine Zukunftspläne bezüglich Ihrer persönlichen Angelegenheiten angeht. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, — und hier ist meine Hand." Der alte Rheder hatte die letzten Worte mit eindringlicher Feierlichkeit gesprochen, und als er jetzt die wettergebräunte, harte Seemannshand Oer entgegenstreckte, ergriff dieser sie vertrauensvoll, und die Augen der beiden begegneten sich in einem offenen Blick, der ein sicheres Bündnis zwischen ihnen besiegelte.

„So, das wäre nun also in Ordnung!" sagte Bolton, in seinen gewöhnlichen, ruhigen Ton verfallend. „Nun zur Sache! — Ich fasse mich kurz. — Wir sind nach sorgfältiger Prüfung der Lage in der Türkei und der Haltung, welche die Großmächte derselben gegenüber eingenommen haben, zu der Überzeugung gelangt, daß eine gewaltige allgemeine Erhebung in Stambul und in den Provinzen, eine große armenische Revolution in anderen

Worten, in Blut erstickt werden und keine andere Folge haben würde, als die Zahl der Tausende armenischer Märtyrer um Hunderttausende zu vermehren. Europa würde dagegen, wie es seit Jahren geschehen ist, mit Entrüstung Verwahrung einlegen, und der Sultan würde diesen neuen Protest mit den übrigen Notes verbales und ähnlichen diplomatischen Schriftstücken zu den Akten legen. Die armenischen Hoffnungen müßten auf Jahrzehnte, wenn nicht für immer, begraben werden, es sei denn, daß ein europäischer Krieg den Untergang des Osmanischen Reiches herbeiführte. Das aber ist eine so fernliegende Möglichkeit, daß jeder Ruhigdenkende sie nur als eine große Unwahrscheinlichkeit in seine Berechnungen ziehen wird. Der Plan einer Volkserhebung ist deshalb aufgegeben, aber das Ziel, das wir verfolgen, ist nicht aus den Augen gelassen worden. Man hat gesucht, ob es nicht auf anderen Wegen erreicht werden könnte, und nach und nach ist der Gedanke gereift, einen Gewaltstreich zu wagen, der, ob er nun gelingen oder mißglücken, eine verhältnismäßig geringe Zahl armenischer Menschenopfer erheischen würde.

Bolton sah sich nach Art der Armenier, die für gewöhnlich keineswegs die seine war, argwöhnisch um und fuhr leise fort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von keiner Seite belauscht werden könne. „Man will, durch Überrumpelung, am lichten Tage, von einem öffentlichen Gebäude in Stambul oder noch besser in Pera Besitz ergreifen. Man hat vom alten Seraï, von der Hagia Sofia, von der Ottomanischen Bank, dem Crédit Lyonnais, auch von einer der Botschaften, in erster Linie von der englischen, gesprochen. Es genügt, daß das Ge-

bäude derart sei, daß ganz Europa gezwungen sein würde, seinem Schicksal Aufmerksamkeit zuzuwenden, und daß eine oder mehrere der Großmächte an dessen Schicksal eigene Interessen hätten. Darum dürfte auch meines Erachtens Pera der Vorzug zu geben sein. Aber in dieser Beziehung weiß ich nichts Bestimmtes. Die Wahl des Gebäudes hat man dem Führer des hiesigen Exekutiv-Comités, Margos Bartev, überlassen müssen, der nur unter der Bedingung, daß die Ausführung des Planes ihm einzig und allein überlassen bleibe, die Leitung übernommen hat. Ich habe nicht versucht, in sein Geheimnis einzudringen, und er hat es mir nicht anvertraut, — was ich vollkommen billige. — Der Einsatz ist ein hoher. Die Partie kann nur durch überlegene Geistesgegenwart, durch kaltblütigen Todesmut, durch Ausnützung aller Chancen, die der Augenblick bringen mag, und die sofort berücksichtigt werden müssen, gewonnen werden. Da muß man dem Spieler, der die Karten hält, freie Hand lassen. Alles, was ich weiß, und was ich Ihnen anvertraue, ist, daß Bartev zur Ausführung seines Vorhabens nicht mehr als hundert Mann verlangt hat, die selbstverständlich vollkommen vertrauenswürdig sein müssen, und die bereit sind, für die heilige Sache zu sterben. Die Hälfte dieser auserwählten Truppe hat er in Konstantinopel und in Saïtun, seiner Vaterstadt, gefunden, die anderen fünfzig Mann, Artin Howian und Giragos Dschiwanian an der Spitze, sind seit gestern vollzählig hier eingetroffen und liegen wohlverborgen in Kum-Kapu, Jeni-Kapu, Psamatia und Haßköi. — Ich habe natürlich keinen von ihnen gesehen . . . Hier sind wir in Bujukdere."

Als Bolton und Oer in den Yali traten, sagte Bolton: „Bitte, fragen Sie den Pförtner, ob Eberhard zu Hause ist," und als der Kapudschi dies verneint hatte, fuhr Bolton, zu Oer gewandt, fort: „Dann wollen wir sogleich Bartev aufsuchen und uns die neuesten Nachrichten von ihm geben lassen."

Margos Bartev ging gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab, als die beiden dort eintraten. Nach kurzer Begrüßung fragte Bolton: „Was giebt es Neues?"

Bartev warf den vorsichtigen armenischen Blick um sich, trat dicht an seine Gäste heran und sagte leise: „Ich verlasse Bujukdere morgen früh zu Fuß. Ich werde mich erst in Therapia einschiffen. Ich erwarte noch einen Boten auf dem Wege bis dorthin. Wenn nichts vorgefallen ist, was mich nötigen würde, meine Pläne zu ändern, so komme ich morgen gegen neun Uhr nach unserm Hause in Pera. — Können Sie, Herr Bolton, das dem Kapudschi auf türkisch sagen?"

„Wenn die Fingersprache genügt, — ja."

„Ich kann ihn verständigen," warf Oer ein.

„Sie werden also nach Pera kommen?" fragte Bartev.

„Selbstverständlich."

„Das freut mich. Sagen Sie dem Kapudschi gefälligst: ‚um ein Uhr'. Der Mann ist daran gewöhnt, nach türkischer Zeit zu rechnen. Weiterer Worte bedarf es für ihn nicht. Verlassen Sie Bujukdere morgen zu Ihrer gewöhnlichen Stunde, und nehmen Sie nichts Besonderes von hier mit. Es muß alles vermieden werden, was Aufmerksamkeit auf Ihre Bewegungen lenken könnte. Sie finden in Ihrem Zimmer in Pera, was sie ge-

brauchen würden, um gegebenen Falls einige Tage dort zu verbringen. Eberhard möchte ich am liebsten hier lassen."

„Ich werde ihm etwas zu thun geben," sagte Bolton, „was ihn den ganzen Tag über beschäftigt, und ihm sagen, ich hätte Oer gebeten, mir in Pera Sekretärsdienste zu leisten. Er weiß, daß ich nicht gern schreibe."

„Das ist das beste. — Dann sehe ich Sie beide also noch morgen abend und kann Ihnen Lebewohl sagen."

„Auf Wiedersehen, nicht Lebewohl!" unterbrach ihn Bolton.

„Auf Wiedersehen denn, so Gott will!"

„Sie sind sorgenvoll, Bartev. Haben Sie schlechte Nachrichten?"

„Die besten. Aber ich bin sorgenvoll. Morgen soll sich das Schicksal Armeniens entscheiden."

„Sie kämpfen für eine gute Sache."

„Das thue ich. — Gott helfe mir!" Er wandte sich ab, um seine tiefe Erregung zu verbergen, und trat an seinen Schreibtisch, aus dessen Schublade er einen versiegelten Brief entnahm, der in großer, deutlicher Handschrift an Bolton adressiert war. „Bitte, heben Sie dies auf," sagte er, sich wieder umwendend. „Sie brauchen den Brief nicht zu öffnen. Er enthält Notizen, die mir und den beiden Howian allein verständlich sind, — einen Auszug aus dem Archiv, das ich verbrannt habe. — Sollte ich getötet werden, so übergeben Sie das Papier Artin Howian, wenn dieser mich überlebt, andernfalls Ohannes Howian, den Sie in Berlin finden."

„Es wird geschehen, wie Sie wünschen. Aber hoffentlich gebe ich Ihnen selbst den Brief zurück."

„So Gott will."

* * *

Am nächsten Morgen begab Oer sich zur üblichen Stunde nach Galata. Auf der Post fand er keinen Brief, und nachdem er Bolton im Hotel Royal gesehen und eine Verabredung für den Abend mit ihm getroffen hatte, begab er sich nach seinem alten Hause in Pera. Der Kapudschi schien am Fenster auf sein Kommen gelauert zu haben, denn er öffnete Oer die Thür, ehe dieser Zeit gefunden hatte, die Klingel zu ziehen. Oer sah sich ihn genauer an, als er es zuvor gethan hatte. Der Mann interessierte ihn, seitdem Bartev ihn als den zum Tode bereiten Wächter des Archivs bezeichnet hatte. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein und gehörte der Klasse der mächtigen Männer an, aus der sich die armenischen Hamals rekrutieren. Er war von tief gebräunter Gesichtsfarbe und hatte die starke Nase seiner Rasse. Die großen, dunklen Augen, von dichten, breiten Brauen beschattet, blickten ruhig und traurig. Es hielt schwer, ihn sich als einen gewaltthätigen, todesmutigen Mann vorzustellen. Oer machte ihm Bartevs Bestellung: „Margos Effendi wird um ein Uhr hier sein."

„Peghi — es ist gut, —" antwortete der Kapudschi und stellte sich wieder an das kleine, durch aneinandergereihte Eisenstäbe verdunkelte Fenster, von dem aus er einen Teil der Straße übersehen konnte.

In Bartevs Zimmer, dessen Thür offen stand, herrschte Halbdunkel. Die Fenster waren dicht verhängt. Bei Oer dagegen sah es licht und freundlich aus. Oer ließ sich an dem offenen Fenster nieder. In dem ärmlichen Viertel zu seinen Füßen herrschte Stille. Die Straßen waren verödet. Alles schien während der schweren Mittagshitze zu ruhen; auch die lauten Hunde hatten sich in den schmalen Schatten verkrochen, den die Dächer gewährten, und schliefen. Von Zeit zu Zeit sah man eine Katze über die Gasse schleichen. Ein tiefer, wolkenfreier, stahlfarbener Himmelsdom spannte sich über das friedliche Bild. Mächtige Weihen wiegten sich trägen Flügelschlages, majestätischen Fluges, in der flimmernden Luft. Auch auf dem Wasser war es ruhig, und nur in langen Zwischenräumen zog ein Schirket schwer schnaufend vorüber, eine schneeweiße Schaumfurche in die dunkelblaue Flut schneidend.

Aus weiter, weiter Ferne grollte dumpfer Donner. Im Süden verfinsterte sich der Himmel. Nach einer Weile, von der Ruhe und Hitze des Tages in sanfte Arme genommen, schlief Oer ein. Er wurde durch leises Klopfen an der Thür geweckt. Mardyros trat ein, legte alles zurecht, was Oer etwa zum Abendanzug gebrauchen mochte, und entfernte sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben, unhörbaren Schrittes. Oer sah nach der Zeit: Es war sechs Uhr. Der Wind hatte sich vom Süden nach Osten gewandt und die Luft etwas abgekühlt. Oer kleidete sich langsam an und begab sich zu Bolton, der ihn zum Essen erwartete. Keiner von den beiden war zum Sprechen aufgelegt. Nach der stillen Mahlzeit unternahmen sie einen Spaziergang nach dem Garten von

Taksim, wo eine ungarische Kapelle aufspielte. Dort wimmelte es von Männern und Frauen in leichten, lichten Kleidern. Sie zogen schleichenden Schrittes einher, — die müde Gesellschaft des ermüdenden Orients. Das seufzende, heulende Klagen und Surren der Musik in wilden Rhythmen und Dissonanzen schwirrte, die Nerven reizend, durch die laue Luft. — „Ich begreife, daß die Hunde heulen, wenn sie Musik hören," sagte Bolton mürrisch. „Lassen Sie uns nach Hause gehen. Es fehlen nur noch zwanzig Minuten an neun Uhr. Wir dürfen Bartev nicht warten lassen."

In den Straßen waren die Laternen angezündet worden, aber in Bartevs Hause war noch alles finster. Mardyros brachte zwei trübe brennende Lampen in Oers Zimmer. In den anderen Räumen wurde kein Licht angezündet. Bald darauf erschien Bartev. Er begrüßte Bolton und Oer. Der ernste, nachdenkliche Ausdruck seines Gesichtes fiel Oer auf. Bartev verließ die beiden sogleich wieder und begab sich in sein Zimmer.

Als er gegangen war, flüsterte Oer Bolton zu: „Er sieht nicht hoffnungsvoll aus."

Darauf erwiderte Bolton: „Er ist sorgenvoll — ein Führer vor der Entscheidungsschlacht."

Gleich darauf vernahmen die beiden leichte Schritte über sich. Irgend etwas wurde vorsichtig auf den Boden gesetzt. Nach wenigen Minuten trat Bartev wieder in das Zimmer. Er trug einen unansehnlichen Reiseanzug; eine lederne, abgetragene, anscheinend schwere Gürteltasche, die er mit der linken Hand in der Schwebe hielt, hing an seiner Seite.

„Nun also auf Wiedersehen!“ sagte er mit etwas heiserer Stimme. In leisem Flüstertone fügte er hinzu: „Ganz sicher können Sie mich wiedersehen, wenn Sie morgen um ein Uhr in der Nähe der Ecke Rue Aghiasma und Rue Voïvoda auf mich warten wollen.“

„Wo ist das?“ fragte Bolton.

„Wenn Sie von Pera kommen, folgen Sie dem Tramway den Berg hinunter bis zur Ottomanischen Bank. Unmittelbar vor der Bank führt eine enge Gasse rechts nach der großen Rue de Galata. Das ist die Straße Aghiasma. Sie können sich nicht irren.“

„Ich habe verstanden. — Gegen ein Uhr sagten Sie?“

„Gegen ein Uhr. Später möchte ich Ihnen anraten, nach Pera zurückzukehren. Sie können dort unten nichts nützen und werden auch in Pera alles erfahren, was vorgeht. — Gute Nacht, Herr Bolton! Gute Nacht, Herr von Oer!“ Er reichte den beiden die Hand. — „Herr von Oer,“ fügte er lächelnd hinzu, aber das Lächeln hatte nichts Heiteres, „heute nacht mögen Sie ruhig schlafen. Ich nehme jede Gefahr mit mir fort.“ Damit wies er mit der Rechten auf die schwere Gürteltasche, die er nicht aus der Hand gelassen hatte. „Gute Nacht! — Schlafen Sie wohl! — Gute Nacht!“

Er entfernte sich. Oer und Bolton hörten ihn langsam, wie einen, der vorsichtig geht, die Treppe hinuntersteigen, und dann wurde es ganz still. Die Hausthür war geräuschlos vor Bartev geöffnet und hinter ihm wieder verschlossen worden.

Oer und Bolton blickten sich schweigend an. Bolton

erhob sich, gezwungen gähnend. „Ich darf Sie wohl morgen um zwölf Uhr erwarten?“ fragte er.

„Um zwölf Uhr bin ich bei Ihnen. Gute Nacht!“

Der war wieder allein. Er trat an das offene Fenster. Der Muëzin des nahen Minarets rief in meckernden, langgezogenen Tönen die Gläubigen zum Abendgebet, und von allen Seiten Stambuls und Peras erscholl dieselbe fromme Mahnung.

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch

Erstes Kapitel.*)

Bartev und seine Getreuen hatten das Geheimnis des vom revolutionären Comité gebilligten Planes wohl bewahrt. Danach sollte, wie Bolton dies Oer bereis gesagt hatte, ein einziges Gebäude in Konstantinopel besetzt und von dort aus mit der türkischen Regierung und den Vertretern der fremden Mächte verhandelt werden. — Bartev hatte die Ausführung des Planes übernommen und im Zusammenhang damit angeordnet, daß an verschiedenen Stellen, namentlich in Psamatia, einem der hauptsächlich von Armeniern bewohnten Vororte von Stambul, und vor der Hohen Pforte eine Anzahl ausgewählt sicherer Männer in Bereitschaft gehalten werden sollte, um auf ein verabredetes Signal, das von dem in Besitz genommenen Gebäude, dem Centralpunkt der Operation, aus gegeben würde, aufzubrechen und die Hohe Pforte zu zerstören. Die dazu nötigen Explosivstoffe und Gerätschaften waren in Mengen, die genügt haben würden, einen ganzen Stadtteil in die Luft zu sprengen, im Sulu-Monastir, einem verlassenen Kloster von Psamatia, aufgehäuft. — Die hundert Männer Bartevs hatten am 25. August das Abendmahl genommen und bei Gott ge-

*) S. Note 2. am Ende des Bandes.

schworen, ihren Führern blindlings bis in den Tod zu folgen, und die Führer ihrerseits, die kaltblütigsten und verwegensten Soldaten der revolutionären Armee, waren angewiesen worden, sich vollkommen ruhig zu verhalten und nicht früher in die Handlung einzugreifen, als bis Bartevs Signal sie dazu aufgerufen haben würde. Der gefährlichste und wichtigste Posten, der im Sulu-Monastir, war Giragos zugewiesen worden.

Der fand sich zur verabredeten Stunde, um zwölf Uhr, bei Bolton ein. Als die beiden sich anschickten, das Zimmer zu verlassen, trat Joseph Hendrichs herein. Er war aufgeregt, und auf seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. — „Herr," sagte er, sich an Der wendend, „ich habe sichere, beunruhigende Nachrichten . . ."

„Sprechen Sie englisch, Mann!" unterbrach Bolton unfreundlich. „Zwischen Herrn von Der und mir giebt es kein Geheimnis."

Hendrichs blickte Der fragend an. „Sprechen Sie englisch," sagte dieser.

„Ich habe vor drei Stunden von einem kleinen armenischen Manne, den ich seit vielen Jahren kenne und für vollkommeu zuverlässig halte, die Nachricht erhalten, daß heute früh um sechs Uhr in Psamatia ein Kampf stattgefunden hat, und daß seitdem eine von Softas, Mollahs und Polizisten geführte Menge dort raubt und mordet. Ich kann nicht wissen, wie die Sache enden wird, aber ich halte es für wahrscheinlich, daß sich die Ereignisse des vorigen Jahres wiederholen werden. — Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Herrn Eberhard zu benachrichtigen, und bin mit seiner Erlaubnis nach Pera geeilt, um Sie

zu warnen. Herr Eberhard wird mir voraussichtlich bald folgen."

Der und Bolton wechselten besorgte Blicke.

„Haben Sie etwas auf dem Wege von Galata nach Pera bemerkt?" fragte Bolton.

„Ich konnte nicht sogleich ein Schirket abpassen und bin in einem Wagen gekommen. — In Pera habe ich nichts Außergewöhnliches bemerkt."

„Nun, dann wird Ihr Armenier wohl etwas übertrieben haben. — Wie sollten Nachrichten aus Psamatia drei Stunden früher nach Bujukdere gelangen können als nach Pera!"

„Verzeihung, mein Herr. Das kann ich mir erklären nach dem, was der Mann mir sagte. Er ist, sobald er die ersten Flintenschüsse hörte, entflohen, aber er hat auf seiner Flucht bemerken können, daß der ganze Vorort von Türken und Kurden umstellt wurde. Er hat sich noch im letzten Augenblick durchgeschlichen. Er meint, daß außer ihm kein anderer Armenier Psamatia verlassen habe. — ‚Nur mit Gottes Hilfe,' sagte er, ‚konnte ich entrinnen.' "

„Unsinn!" murmelte Bolton unwirsch. „Der Kerl hat das Hasenpanier ergriffen und will nun seine Feigheit beschönigen."

„Sie mögen recht haben, mein Herr," entgegnete Hendrichs sanft, „aber ich gestatte mir zu bemerken, daß der Mann dazu meines Erachtens keine Veranlassung hatte. Ich sah ihn in Bujukdere vom Fenster aus und rief ihn an, weil mir sein verstörtes Gesicht auffiel. Er eilte in das Haus, wo er Sicherheit zu finden hoffen mochte, und berichtete mir, was Sie gehört haben. — Welchen Grund

hätte er gehabt, mir gegenüber eine Feigheit beschönigen zu wollen? Er ist mir keine Rechenschaft schuldig. Und wie hätte er sein Haus verlassen, wo seine ganze Habe plündernden Kurden preisgegeben ist, wenn er sich nicht in Lebensgefahr befunden hätte?"

Oer empfand eine Art von Beschämung darüber, daß Hendrichs für seine selbstlose Absicht, ihn vor einer Gefahr zu warnen, durch Boltons Unfreundlichkeit zurückgewiesen werden sollte, und sagte milde: „Jedenfalls, lieber Hendrichs, danke ich Ihnen und werde auf meiner Hut sein. — Gehen Sie jetzt nach Hause! Sagen Sie Herrn Eberhard, sobald er eintrifft, ich bäte ihn, auf mich zu warten."

Bolton mochte wohl fühlen, daß er Hendrichs gegenüber ungerecht gewesen war, und fügte beschwichtigend hinzu: „Nichts für ungut, Hendrichs. Sie sind ein braver Mann, das weiß ich von Eberhard. Sagen Sie ihm, ich würde wohl mit Herrn von Oer heimkehren."

Darauf entfernte sich Joseph Hendrichs, und Oer und und Bolton traten den Weg nach der Ottomanischen Bank an. Die heiße Augustsonne brannte unbarmherzig. Die Straßen waren verödet, aber nirgends zeigte sich Beunruhigung. Die Läden von Pera und in der Straße, die nach Galata führt, waren geöffnet. Die Pferdebahnwagen verkehrten in üblicher Weise.

Bolton blickte nach der Uhr. „Es ist halb ein Uhr," sagte er. „Wir brauchen uns nicht zu beeilen. Wir werden mit Leichtigkeit vor der anberaumten Stunde an der Straßenecke sein, deren Namen ich vergessen habe, aber die ich sicherlich finden werde." — Er sah mit dem breiten Strohhut und dem hellen, leichten Flanellanzuge

wie ein Plantagenbesitzer aus. Er trug einen weißen Sonnenschirm. Oer war mit der schweren Hetzpeitsche bewaffnet, die er seit Hendrichs' Warnung bei jedem Ausgang mit sich nahm.

Um dreiviertel ein Uhr befanden sich Oer und Bolton vor der Ottomanischen Bank. Es herrschte dort das gewöhnliche Treiben, — nicht mehr und nicht weniger.

Von der Rue Voïvoda, in der die Bank gelegen ist, führen zahlreiche Gassen — den Namen Straßen verdienen die engen, schlecht gepflasterten, krummen Wege nicht, in denen, in den meisten Fällen, Wagen überhaupt nicht verkehren können — nach der Grande Rue de Galata, darunter die Rue Aghiasma und die Rue Mehkémé, die das Bankgebäude zur Rechten und Linken einschließen, und einige Schritte weiter hinab die sogenannte Malteserstraße. Diese ist für Wagen passierbar und trägt denselben Charakter wie das Hafenviertel zu beiden Seiten der Brücke. Läden, in denen Proviant für Seefahrende, auch Ausrüstungsmaterial für Schiffe feilgeboten werden, reihen sich an Kaffeehäuser und Schenken, und Winter und Sommer herrschen dort Feuchtigkeit, Schmutz und üble Gerüche. Die Bewohner der Malteserstraße erfreuen sich keines besseren Rufes als die von Mummhaneh, und der Malteser kann sich in jeder Beziehung, namentlich auch als Messerheld, mit dem Kephalonier von Mummhaneh messen. — Die Malteserstraße führt geradeswegs von der Rue Voïvoda, durch die von Karaköi nach der Hafenbrücke und ist zu jeder Stunde des Tages stark belebt; aber Türken fehlen dort beinahe gänzlich: die Menge besteht aus Griechen, Armeniern, Levantinern und Abendländern verschiedener

Nationen, die den kürzesten Weg zwischen Pera und Galata und der neuen Hafenbrücke eingeschlagen haben. — In den Straßen Aghiasma und Mehkémé ist es ruhig, und es wohnen dort zahlreiche, den ärmeren Volksklassen angehörige Türken.

Aus einer jeden dieser beiden letztgenannten Straßen trat wenige Minuten nach ein Uhr ein Mann, der sich ruhigen Schrittes der Bank näherte, so daß die beiden fast gleichzeitig vor der Eingangsthür eintrafen und das Gebäude betraten. Sie waren in europäischer Tracht, ordentlich, einfach gekleidet und sahen aus wie „alle Welt". Niemand beobachtete sie. — Oer und Bolton hatten Artin Howian und Margos Bartev erkannt.

„Wollen wir ihnen folgen?" fragte Oer.

Bolton nickte zustimmend.

In der großen Vorhalle des Bankgebäudes, wo sich zur Linken die Kassen befinden und zur Rechten eine breite steinerne Treppe in das obere Geschoß führt, hielten sich ein Dutzend Menschen auf: Kassendiener, Börsenmakler, Kunden, die Geld entnehmen oder aufgeben wollten. Bartev und Howian standen vor zwei verschiedenen Schaltern, an denen Geld gewechselt wird. Nach einer Minute traten sie von dort zurück. Bartev begab sich nach der andern Seite der Vorhalle und schien dort einen Kurszettel zu lesen, während Howian unter die Eingangsthür trat, seinen Hut aufhob und sich mit einem weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Dann begab er sich nachlässig in die Vorhalle zurück. Das Benehmen der beiden war so alltäglich und unauffällig, daß der riesige Kapudschi, der in seiner blutroten, mit Goldstreifen be-

deckten Uniform an der Thür Wache hielt, es nicht beachtete.

Unmittelbar nachdem Howian sich wieder in die Vorhalle zurückgezogen hatte, trat ein auffallend großer Mann herein, der eine Seemannsmütze auf dem Kopfe trug, und den man nach seinem dunkelblauen Anzug und dem wettergebräunten Gesicht für den Kapitän oder Steuermann eines italienischen oder griechischen Kauffahrers gehalten haben würde. Er sah sich, als suche er jemand, in dem großen Raume um. Seine Augen begegneten dem beobachtenden Blick Oers, dem er, jedem Uneingeweihten unbemerkbar, ein Zeichen machte. Oer hatte es nicht vergessen — es bedeutete: „Folge mir!“ — und verließ gleichzeitig mit Giragos die Bank. — Auf der nur wenige Stufen hohen Freitreppe, die von der Eingangsthür nach der Straße führt, blieben die beiden einen Augenblick stehen, um vier Hamals vorübergehen zu lassen, von denen ein jeder auf der in der ganzen Türkei von Lastträgern gebrauchten Hotte einen mittelgroßen, schweren Sack trug, in dem sich, allem Anschein nach, Silbergeld befinden mußte. — Derartige Säcke werden oftmals zu Hunderten in die Bank getragen. Der Kapudschi ließ die Hamals ungehindert passieren. — Giragos warf einen letzten Blick auf sie und und schritt dann die Freitreppe hinab, nach rechts abbiegend, der Malteserstraße zu. Er ging nicht auffallend schnell, aber er nahm lange, regelmäßige Schritte, wie einer, der keine Zeit verlieren will. Oer folgte ihm.

In der Malteserstraße, wo er sich inmitten der christlichen Gesellschaft vor türkischer Beobachtung sicher glauben durfte, blieb Giragos wenige Sekunden stehen, bis Oer an

seiner Seite war, dem er, ohne ihn zu begrüßen, nur sagte: „Wir müssen in ein Kaïk steigen.“ Darauf gingen die beiden nebeneinander, aber ohne zu sprechen, bis zum Landungsplatz der Kaïks an der Hafenbrücke, wo ein starker Schiffer in der leichten, schmutzigen Tracht der Mehrzahl der Bootführer auf sie gewartet zu haben schien und sich, ohne einen Befehl erhalten zu haben, auf den Weg nach der Seraïspitze machte, sobald die Angekommenen in seinem alten Fahrzeug Platz genommen hatten. Erst als der Kaïk sich durch das Gewühl des Landungsplatzes durchgearbeitet hatte und von starken Ruderschlägen vorwärts getrieben über das ruhige Wasser schoß, reichte Giragos Oer die Hand und sagte: „Herzlichen Gruß, Freund!“

Oer antwortete mit freundschaftlicher Wärme. Tausend Fragen schwebten ihm auf der Zunge. Er war verwirrt. Als er aber Giragos Erkundigungen nach seinem Befinden kurz beantwortet hatte, erwiderte er gewissermaßen mechanisch: „Und wie geht es Ihnen und den Leuten von Yakima?“

„Es geht uns bis jetzt gut.“

„Und Ihrer Schwester?“

„Der ging es gestern abend ebenfalls vollkommen gut.“

„Gestern abend!“ rief Oer erschreckt. „Ist sie denn hier?“

„Wir haben eine halbe Stunde Zeit. Ich werde Ihnen alles sagen.“ Darauf erzählte er, daß ihm der Posten im Sulu-Monastir anvertraut sei. „Ob ich etwas zu thun haben werde, weiß ich noch nicht. Vorläufig, nachdem ich festgestellt habe, daß die Ottomanische Bank besetzt ist,

habe ich nur Acht zu geben, ob eine bestimmte Flagge dort aufgehißt wird, was aufgestellte Posten mir sofort signalisieren würden. In dem Falle marschiere ich mit fünfundzwanzig Mann nach der Hohen Pforte, um dort mit anderen fünfundzwanzig zusammenzutreffen. Alles ist vorbereitet, um den Sitz der türkischen Regierung in die Luft zu sprengen. Dabei wird es möglicherweise blutig zugehen; aber nicht deshalb wünsche ich, daß mir die Arbeit erspart bleibe, sondern nur, weil das Signal zu erkennen geben würde, daß es Bartev nicht gelungen ist, eine Verständigung mit dem Sultan und den Botschaftern auf dem Wege der Verhandlungen herbeizuführen. — Nun, ich werde ja sehen. Wir sind auf alles vorbereitet."

„Und Ihre Schwester?"

„Sie hat mich gestern früh überrascht. Es war sehr unrecht von ihr. Was wir zu thun haben, ist nicht Frauenarbeit. Aber sie wies meine Vorwürfe mit Erregung zurück. Ihr Platz sei an meiner Seite. Ich hatte nicht Zeit, mit ihr zu streiten. Das hätte ja auch zu nichts nützen können. Sie hatte Bedros und Toros, die zwei Tagereisen hinter uns zurückgeblieben waren, — Sie erinnern sich ihrer vielleicht noch von Yakima her, — überredet, sie begleiten zu dürfen. Den beiden habe ich sie nun anvertraut. Ich kann mich heute nicht um sie kümmern. — Wenn wir marschieren müssen, so weiß Toros einen sicheren Versteck in Kum-Kapu und wird sie dorthin führen, um das Ende abzuwarten; aber ich will hoffen, daß es in Psamatia ruhig bleiben wird."

Der war bis dahin kaum zu Worte gekommen. Jetzt erst fiel ihm ein, was Hendrichs ihm von den Unruhen

in Psamatia berichtet hatte, und was ihm in der Aufregung der letzten halben Stunde entfallen war. Er erzählte es nun seinem Begleiter, auf den die Mitteilung tiefen Eindruck machte. „Gott gebe, daß der Mann sich geirrt hat!“ sagte er und blickte ängstlich nach dem nahen Ufer.

Der Kaïk hatte Top-Kapu, Kum-Kapu und Jeni-Kapu passiert und befand sich auf der Höhe von Psamatia. — Die schmale Uferstraße war verödet. Auch die engen Gassen, die vom Innern des Viertels dorthin führen, schienen menschenleer. „Ich werde in wenigen Minuten landen,“ sagte Giragos. „Meinen Zweck habe ich gottlob erreichen können. Ich wollte Sie vor dem wichtigsten Ereignis meines Lebens sehen und Ihnen die Hand drücken. Fahren Sie nun nach Stambul zurück und steigen Sie dort in Sirkedschi*), nicht in Galata, aus! Möglicherweise könnte man an der Hafenbrücke unsern Bootführer beargwöhnen und von ihm erfahren wollen, was aus seinem zweiten Fahrgast geworden ist; in Sirkedschi im Gegenteil gewähren Sie ihm, als Fremder, Schutz. Niemand kann dort wissen, daß Sie mich nach Psamatia begleitet haben.“ Der Kaïk näherte sich jetzt schnell einem schmalen, elenden Landungssteg. „Sie sehen jenes lange, alte Gebäude?“

Der bejahte.

„Das ist das Sulu-Monastir. Beten Sie für uns!“

„Gott behüte Sie!“ sagte Der inbrünstig.

Giragos sprang an Land. Dort wandte er sich noch einmal um und winkte Der Abschied zu. Dann überschritt er,

---

*) Ein Landungsplatz von Stambul.

an der kleinen Hütte des Stegwärters vorbei, die Uferstraße, während der Kaïk langsam vom Landungsplatz abgetrieben wurde. Oer blickte der weit ausschreitenden herrlichen Gestalt Girogos nach — eine Sekunde nur. — Ein Schrei des Entsetzens entrang sich seiner Brust. Ein Haufe mit schweren Knütteln, Keulen und Eisenstäben bewaffneter Männer war plötzlich, wie aus dem Boden gezaubert, aufgetaucht und umringte Giragos mit wütendem Geschrei.

Mehr sah Oer in dem Augenblick nicht. „Zurück!“ donnerte er dem Schiffer zu. Dieser gehorchte nicht sogleich. Fahle Bläße hatte sein Angesicht überzogen, seine Hände zitterten. „Zurück!“ wiederholte Oer wütend, den Schiffer mit dem Revolver bedrohend, den er aus der Tasche gezogen hatte. Der Mann gehorchte.

Während der wenigen Ruderschläge, die nötig waren, um das Fahrzeug wieder an den Steg zu lenken, hatte Oer die Rechte durch die Schlinge der schweren Hetzpeitsche gesteckt und den Revolver in die linke Hand genommen. Seine Augen sprühten. Er vernahm dumpfe, schwere Schläge. Drei Schüsse krachten schnell hintereinander. — Mit einem mächtigen Satz schwang er sich aus dem Kaïk an Land und stürzte auf den von einigen zwanzig unheimlichen Gestalten gebildeten Menschenknäuel los. „Platz!“ schrie er. Einige mehr erstaunte als zornige, dunkle Gesichter wandten sich ihm zu. „Platz!“ wiederholte Oer. Niemand rührte sich. Da sauste die tödliche Waffe, die Oer in der Rechten hielt, in weitem Bogen von links nach rechts durch die Luft, und zwei der ihm zunächst Stehenden sanken winselnd zu Boden. In demselben Augenblick fiel Oers

rechte Hand kraftlos nieder. Ein wuchtiger Keulenschlag hatte ihm den Arm gelähmt.

Der taumelte einen Schritt zurück, aber seine Lage blieb ihm vollständig klar. Er wußte, welcher Art die Gegner waren, die ihm gegenüberstanden. Er hatte sie vor knapp einem Jahre an der Arbeit gesehen. Er wußte sich verloren, wenn er in ihre Hände fiele. Er wollte sein Leben teuer verkaufen. Dicht hinter ihm stand die elende, kleine Hütte des Stegwärters. Er stellte sich mit dem Rücken dagegen. Der Hut war ihm vom Kopfe gefallen; helles nordisches Haar umrahmte das schöne, lichte Jünglingsantlitz. Die leuchtenden Augensterne musterten furchtlos den furchtbaren Feind. Ders Rechte war ohnmächtig. In der Linken hielt er, den Arm weit ausgestreckt den Revolver.

Da blitzte von der Straßenseite her eine kleine Flamme auf, eine Kugel schlug dicht über seinem Haupt in die steinerne Mauer der Hütte. In demselben Augenblick erscholl eine gebieterische Stimme, die einige Worte kurz ausstieß und dieselben Worte schnell hintereinander zweimal in zornigem Tone wiederholte.

Das Menschenknäuel löste sich. Der sah, daß zwei anscheinend leblose Körper davongetragen wurden, und daß ein Mann, gleich einem Verwundeten, langsam davonschlich. In wenigen Minuten war die Uferstraße wieder verödet, aber etwas, von dem Ders entsetzte Augen sich nicht losreißen konnten, war unbeweglich auf dem Platze, wo der kurze Kampf stattgefunden hatte, liegen geblieben.

Der näherte sich, und gleich darauf kniete er totenbleich an der Leiche Giragos. Keulenschläge hatten ihm den

Hinterkopf eingeschlagen, aus dem eine mit Blut untermischte, breiige, gräuliche Masse quoll. Das Antlitz war unversehrt, der Mund fest geschlossen. Die gebrochenen Augen stierten entsetzlich. Der Ausdruck des fahlen Gesichts war von eisiger, trotziger Ruhe. Der linke Arm lag schlaff auf der Brust. Die rechte Hand hatte in kurzem Todeskampfe den Revolver krampfhaft festgehalten.

Der hatte in seinem jungen Leben nur die Leiche seiner Mutter gesehen, die nach langem, schwerem Siechtum zum Skelett abgemagert, verschieden und für die der Tod eine Erlösung gewesen war. Mit unendlicher Wehmut hatte er an dem Totenbette gestanden und die schluchzenden Worte seines Vaters vernommen: „Sie hat ausgerungen die Arme! Gelobet sei der Herr!“ Und wie eine, die aus schwerem Kampfe siegreich hervorgegangen, hatte sie, still und schön, mit dem Ausdruck himmlischer Befriedigung auf dem edlen Antlitze, dagelegen.

Das war der Tod in seiner versöhnlichsten Gestalt. Aber hier lag Giragos, mit dem er vor wenigen Minuten den letzten Händedruck, den letzten Gruß ausgetauscht hatte, in voller Kraft schönster Mannheit meuchlings dahingemordet. Es war entsetzlich. Der schloß die verglasten Augen des Toten mit zärtlichen Fingern. Dann erhob er sich schwerfällig. Er sah sich finster um. Er hätte sich einen Feind gewünscht. Trotzig drohend hob er die Linke und schüttelte sie gleich einem ingrimmigen Fluche gegen den unsichtbaren Mörder.

Er trat langsam zurück. Zu seinen Füßen erblickte er die Kopfbedeckung, die er während des Kampfes verloren hatte. Sie war arg zertreten. Er hob sie mechanisch

auf und glättete sie. Dann blieb er eine Minute schwer atmend nachdenklich stehen. — Varvaria! Wo würde er sie finden? Giragos hatte ihm das Sulu-Monastir gezeigt. Seine Augen fanden es schnell wieder. Er befreite die rechte Hand von der schweren Waffe, die dort noch immer in der Schlinge hing, steckte mit Hilfe der linken den verwundeten Arm in den zugeknöpften Rock und begab sich nach dem Kloster. Der kranke Arm schmerzte heftig, aber er kniff die Zähne zusammen und schritt weiter.

Bald gelangte er an eine niedrige halb zerfallene Mauer, die das Kloster umschloß. Er fand eine schmale Thür, die offen stand, und er trat in einen kleinen Vorhof. Das erste, was er hier erblickte, waren zahlreiche von der Sonne halb getrocknete Blutlachen. Ein Schauer durchrieselte seine Glieder. — Vor ihm erhob sich das Sulu-Monastir, ein Bild vollständiger Verwüstung: Thüren und Fenster eingeschlagen, im Innern, das er durchsuchte, nur Trümmer zerbrochener Möbel und zerschmetterter Gerätschaften, hier und da Blutlachen, nirgends ein lebendes Wesen, — überall unheimliche Stille des Todes.

Er rief mit lauter, in den leeren Räumen dröhnend wiederhallender Stimme: „Varvaria! Varvaria! Ein Freund sucht Sie! Ich rufe — Oer!“ — Alles blieb stumm. Hier war nichts zu suchen, nichts zu retten. Hier war alles Lebende getötet worden. Wiederum rief er mit schallender Stimme den Namen der Geliebten, wartete eine unendlich lange Minute, rief ihn noch einmal, dann entfernte er sich verzweifelnd, zögernden Schrittes.

Die Gassen von Psamatia waren verödet wie die einer

ausgestorbenen Stadt: auf den Straßen zahlreiche Spuren hingeschlachteten Lebens, — große Blutlachen, aber kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Straßenhund.

Oer kannte das Standtviertel, in dem er sich befand, und schritt auf kürzestem Wege durch kleine, krumme Gassen nach Jeni-Kapu. Dort zeigten sich an einigen Fenstern bleiche, verstörte Frauengesichter. Alle Häuser und Läden waren geschlossen. Endlich nach langer Wanderung, die ihn sehr ermüdet hatte, befand er sich in der Hauptstraße von Kum-Kapu, die nach den großen Verkehrsadern des Viertels der Hohen Pforte und des Kriegsministeriums führt, und dort erblickte er nach einiger Zeit eine offene, leere Droschke, die, mit einem gleichgiltig blickenden Arabadschi (Kutscher) auf dem Bock, ihm in langsamen Schritt entgegenkam.

„Galata!" befahl Oer. Der Kutscher wandte, ohne eine Miene zu verziehen, den Wagen und folgte der Weisung. Oer hatte sich in eine Ecke geworfen. Die elenden Pferde hatten Mühe, das Gefährt die steile Straße hinaufzuziehen. Endlich langten sie schnaufend in der breiten, langen Straße an, die, unter verschiedenen Namen vom Seraskierat, dem Kriegsministerium, an dem Mausoleum des Sultans Mahmud, der Staatsschuldenverwaltung und der persischen Botschaft vorbei, nach der Hohen Pforte führt.

An der Ecke, um die Oer in die große Straße einbog, standen etwa zwanzig wild aussehender Männer mit schweren Knütteln in den Händen, die Oer einen Augenblick musterten und dann die Blicke gleichgiltig wieder von ihm abwandten. — Ein riesiger Neger, abschreckend von

Angesicht, mit wolligem Haar, breiter, platter Nase und wulstigen Lippen, aber herrlich von Gestalt, auf dessen entblößten Armen die Muskeln gleich ehernen Kugeln und Bolzen hervorquollen, in hellgelbem, mit Blut besudeltem Gewande, hielt, die breiten, weißen Zähne fletschend, dem Vorüberfahrenden grinsend eine Keule entgegen, die mit frischem Blut wie mit einer Kruste überzogen war.

Oers Blick glitt teilnahmlos an dem Scheusal vorüber. Seine Gedanken, verschwommen wie in einem Traume, irrten in Psamatia von der Leiche des gemordeten Giragos nach den verwüsteten Räumen von Sulu-Monastir, in denen Varvaria zuletzt geweilt, und wo der Tod, nichts Lebendes verschonend, gewütet hatte. Er bemerkte nicht, daß die Straßen verödet waren, daß auf dem Pflaster an vielen Stellen frische Blutlachen in der glühenden Sonne trockneten, daß an den Ecken kleine Gruppen unheimlicher Gestalten, — Kurden, Laasen, Arnauten, — die, ein Tuch als Turban um den Fez gebunden, ohne Obergewand, in weiten Beinkleidern, allesammt mit den gleichen, kurzen Knütteln bewaffnet, böse, lauernde Blicke nach rechts und links und nach den Fenstern der verschlossenen Häuser werfend, aufgestellt waren, und daß ihm ähnliche Mordgesellen, schnellen Schrittes auf neue blutige Unthaten ausgehend, in kurzen Zwischenräumen entgegenkamen; er vernahm, daß aus Häusern, deren Thüren eingeschlagen worden waren, markerschütterndes Schreien auf die öde Straße drang, ohne sich Rechenschaft abzulegen, daß in einem armenischen Wohnorte gemordet und geplündert wurde.

Auch das Schrecklichste, das ihm begegnete, fesselte

seine Aufmerksamkeit nur auf wenige Sekunden: das waren jene schmutzigen, langsamen Fahrschrittes von Schindmähren dahingezogenen Kehrichtkarren der Stadtverwaltung, in denen man Leichen Ermordeter aufgehäuft hatte. Hie und da zeigten sich die gräßlich verstümmelten Überreste eines zerschmetterten, mit Blut bedeckten Kopfes. An den Seitenwänden schwangen, den Stößen des über holpriges Pflaster geführten Karrens folgend, nackte Arme und Beine hin und her.

Plötzlich hielt der Wagen, in dem Oer saß. Dieser blickte auf. Er befand sich auf dem freien Platze vor der Neuen Brücke, die von Stambul nach Galata führt Der Kutscher stieg behäbig vom Bock und trat neben die Wagenthür. „Wir können nicht weiter fahren," sagte er.

„Warum?"

„Die Brücke ist von der Polizei abgesperrt."

„Wie kann ich nach Galata kommen?"

„Vielleicht über die Alte Brücke."

Oer kannte den langen, schlechten Weg, der von der Neuen nach der Alten Brücke führt. Er wollte so schnell wie möglich nach Pera gelangen, um sich dort verbinden zu lassen und dann imstande zu sein, Edhem Pascha aufzusuchen, den einzigen seiner Bekannten, der vielleicht in der Lage sein würde, ihm Auskunft über das Schicksal Varvarias zu verschaffen. — „Führe mich nach dem Landungsplatz von Sirkedschi!" sagte er dem Kutscher, und gleichzeitig zahlte er ihm für die kurze Strecke von Kum-Kapu bis zur Brücke so reichlich, daß der Mann plötzlich einiges Mitleid mit seinem verwundeten Fahrgast empfand, ihn vorsichtig zum Landungsplatz führte und sich dort nach

einem Bekannten umsah, den er auch bald unter den Bootführern entdeckte.

„Heh, Achmed!“ Der Gerufene, ein junger starker Mann mit sanften, guten Augen, näherte sich schnell dem Wagen. „Der Herr will nach Pera. Führe ihn sicher hinüber! Du wirst gutes Fährgeld bekommen.“

Achmed grüßte, die Hand vom Munde zur Stirn führend, und wollte Oer bei dem Aussteigen aus dem Wagen behilflich sein. Als er aber dabei, wie es Sitte ist, die Hand unter den Ellenbogen seines Fahrgastes legte, damit dieser sich darauf stützen könnte, empfand Oer einen so stechenden Schmerz, daß er einen Aufschrei nicht ganz unterdrücken konnte.

„O Effendi, Verzeihung!“ sagte Achmed demütig. „Ich hatte nicht bemerkt, daß Sie krank sind.“ Darauf ergriff er Oers linke Hand, um ihn, voraus schreitend, über den nur aus einem alten, schmalen Brett bestehenden Steg in den Kaïk zu geleiten. Sobald Oer sich auf den niedrigen, bequemen Sitz im Hinterteil des Bootes niedergelassen hatte, schmierte der Schiffer die Riemen, in denen die türkischen leichten Ruder hängen, und entfernte sich schnellen, kräftiges Schlages vom Ufer.

„Wohin führst du mich?“ fragte Oer etwas besorgt, als er bemerkte, daß der Kaïk sich mehr und mehr von dem Galata-Landungsplatz der Neuen Brücke entfernte.

„Nach Tophane, Effendi. In Karaköi würde man den Herrn nicht landen lassen.“

Die ruhige Fahrt auf dem wie ein stählerner Spiegel daliegenden Bosporus that Oer wohl. Seine müden Augen schlossen sich, und während weniger Minuten verlor er

das Bewußtsein, bis der Schiffer, der ihn während der Überfahrt mitleidig beobachtet hatte, ihn mit sanften Worten aus seinem leichten Schlafe weckte. — „Hier sind wir in Tophane, Effendi."

Der atmete tief auf, legte ein großes Silberstück auf die Bank und erhob sich schwerfällig.

„Soll ich dem Herrn einen Wagen holen?" fragte der gutmütige Kaïkdschi.

„Ja, bitte, thue das!"

„Dann bleiben Sie hier ruhig sitzen, bis ich zurückkehre. Im Kaïk sind Sie am besten aufgehoben."

Damit sprang Achmed leichtfüßig an Land und eilte davon. Nach wenigen Minuten kam er zurück, aber nicht mit einem Wagen, sondern mit einem hübschen, von seinem Besitzer, dem Surudschi (Pferdejungen), geführten Tiere. — „Ein Wagen war in der ganzen Straße nicht zu sehen," erklärte er, „aber dies ist mein Bruder Ali, dessen Standplatz vor Tophane ist. Er wird Sie aufmerksam führen, wohin Sie befehlen."

Der konnte sich ohne Mühe auf das kleine arabische Pferd schwingen, und nachdem er Achmed begrüßt hatte, ritt er davon. Ali hatte sofort erkannt, daß sein Effendi die Zügel kunstgerecht in die Hand genommen hatte, und schritt nun, ohne sich anscheinend weiter um ihn zu kümmern, ruhig neben ihm hin.

Der versuchte zu traben, aber dabei schmerzte ihn der kranke Arm so sehr, daß er das Pferd sogleich wieder in Schritt setzte. Er lenkte, nachdem er die Grande Rue de Galata überschritten hatte, in die steile Hauptstraße ein, die von Tophane an den Gefängnismauern von Galata=

Seraï vorüber nach der Grande Rue de Péra führt und Jeni-Tscharschi genannt wird. — In dem unteren Teil dieses gewöhnlich sehr belebten Verbindungsweges zwischen dem Bosporus und Pera, der von alters her den Namen Boghaz Kessen (Räuberhöhle) führt, reiht sich Laden an Laden, und vor den Läden unter freiem Himmel bieten Bäcker, Gemüse- und Frucht- und Fischhändler ihre Ware feil, so daß man sich häufig nur langsam seinen Weg durch die bunte Menge von Türken, Griechen, Armeniern und Levantinern bahnen kann. Aber an jenem 26. August war sie fast gänzlich verödet, und was sie belebte, entsetzlich: eine lange Reihe von Kehrichtwagen, die mit Leichen gemordeter Armenier bepackt waren. Neben den elenden Gäulen, die sie zogen, schritten zerlumpte Führer mit verrohten Gesichtern, Schreckensgestalten, lässig und gleichgiltig dahin.

Das lebhafte Tier, das Oer ritt, blähte die Nüstern auf, spitzte die feinen, beweglichen Ohren, und seine großen, klugen Augen blickten spähend nach den von Pera langsamen Fahrschrittes daherrollenden Wagen. Furchtsam drängte es sich an die eine Häuserreihe der Straße. Ali trat schnell an den Kopf, packte die Zügel in festem Griffe und hielt dem ängstlich schnaufenden Tier mit der anderen Hand die Augen zu. Es versuchte, sich freizumachen, und bäumte sich, aber die festen Hände des Surudschi und Oers hielten es, stampfend und zitternd, am Platze, bis die Karren vorüber waren. Oer, dessen Verständnis für die Vorgänge in seiner Umgebung durch die kurze Ruhe im Kaïk wieder geweckt worden war, folgte dem in Totenstille dahinziehenden unheimlichen Zuge mit Grausen im

starren Blick. Ali war bemüht, sein Pferd durch Streicheln und sanfte Worte zu beruhigen, und schien dem schrecklichen Schauspiel keine Aufmerksamkeit zu schenken.

Oer ritt schweren Herzens weiter. Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Als er nach wenigen Minuten von der Jeni-Tscharschi-Straße in die Grande Rue de Péra einbog, wurde er plötzlich freudig begrüßt.

„O Herr Baron! Wie froh bin ich, Sie endlich zu finden!" Es war Joseph Hendrichs, der sprach. „Herr Bolton und Herr Eberhard suchen seit drei Stunden nach Ihnen. Wir fürchteten schon, es wäre Ihnen . . ."

Eine heftige Explosion unterbrach Hendrichs' Worte. Aus einem der gegenüberliegenden Häuser der Pera-Straße war eine Dynamitbombe auf den Wachtposten von Galata-Seraï geschleudert worden. Das Pferd, auf das Oer in dem Augenblick nicht Acht gegeben hatte, scheute, machte einen weiten Satz und jagte in wilder Carriere davon. Seinem erschöpften Reiter hatte jedoch die Gefahr auf kurze Zeit seine volle Kraft wiedergegeben. Die starke sichere Hand war bald wieder Herr des erschreckten Tieres, und als er es gewendet hatte, um Hendrichs und den Surudschi wiederzufinden, sah er schon nach wenigen Schritten, wie die beiden — der Surudschi, ein gewerbsmäßiger Schnellläufer, voran — sich ihm laufend näherten.

Der Surudschi sah, daß Pferd und Reiter unversehrt waren, und nahm ruhig seinen Platz neben Oer wieder ein. Hendrichs, der jetzt erst bemerkte, das Oers rechter Arm verletzt war, fragte besorgt, was ihm zugestoßen sei.

„Ich weiß es noch nicht. Jedenfalls ist es nichts

Schlimmes," antwortete Oer. „Wo finde ich einen Chirurgen?"

„Nicht weit von hier. Im deutschen Hospital finden Sie die beste Hilfe. Ich führe Sie dorthin, Herr Baron."

Die kleine Gruppe — Oer, Hendrichs, der Surudschi — stieg ruhigen Schrittes die Peraſtraße hinauf.

„Wo sind die Herren Bolton und Eberhard?" fragte Oer.

„Sie suchen nach Ihnen. Es war verabredet, daß wir uns um sechs Uhr wiedertreffen wollten. Herr Bolton war schon um halb drei Uhr zu Hause. Herr Eberhard traf eine halbe Stunde später mit Herrn Walsh dort ein. Herr Walsh mußte sich auf das Konsulat begeben, wollte aber ebenfalls um sechs Uhr wieder zu Hause sein. Während man sich im deutschen Hospital mit Ihrem Arme beschäftigt, werde ich die Herren benachrichtigen, daß ich den Herrn Baron gefunden habe."

„Ich bin sehr durstig," sagte Oer plötzlich. „Könnte ich nicht ein Glas Wasser bekommen?"

Hendrichs warf einen Blick um sich. „Die Kaffeehäuser und Läden sind geschlossen, aber zwanzig Schritt von hier ist eine Apotheke, die wird offen sein."

Sie war es. Oer hielt sein Pferd an. Hendrichs trat in den Laden und kam gleich darauf mit einem Glase Wasser zurück. Oer leerte es in gierigen Zügen. Als er es an Hendrichs zurückgab, erblickte er in der offenen Thür ein schönes Weib, das ihn verwundert beobachtet hatte: Frau Kalliope Argyriadi.

„Was ist Ihnen zugestoßen?" fragte sie ruhig.

Es war Oer, als treffe er mit einer alten Bekannten

zusammen, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die wenige Wochen lang von ihm geliebte schöne Frau war aus seinen Gedanken verschwunden gewesen. „Ich habe mir den Arm verletzt," antwortete er ebenso ruhig, wie die Frage gestellt war.

„Wollen Sie nicht eintreten und ihn hier verbinden lassen? Der Inhaber der Apotheke ist ein geschickter Mann. Ich kenne ihn."

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau. Ich danke Ihnen. Ich befinde mich auf dem Wege nach dem deutschen Hospital."

„Nun, gute Besserung, Herr von Oer!" sagte Frau Kalliope mit einem traurigen Lächeln, das ihr sehr gut stand.

Aber es rührte Oers Herz nicht. Was war ihm Frau Kalliope und ihr trauriges Lächeln! „Vielen Dank, gnädige Frau! Sie sind zu gütig," wiederholte er freundlich, aber ohne jede Zärtlichkeit im Ton oder Blick. Er verneigte sich artig und setzte seinen Weg fort.

Frau Kalliope sah ihm lange nach, seufzte leise und trat in die Apotheke zurück, in die sie sich aus Furcht vor den Unruhen auf der Straße geflüchtet hatte, und wo sie nun ihren Gemahl erwartete, der sie nach Therapia zurückführen sollte.

„Ja, gnädige Frau," beendigte der Apotheker seinen von Hendrichs unterbrochenen Bericht über die Greuelthaten, deren Zeuge er gewesen war, „hier vor der Thür, vor meinen Augen sind zwanzig Armenier erschlagen worden, und wohl an hundert Karren, mit Leichen beladen, habe ich auf dem Wege nach den armenischen Kirch-

höfen von Pankaldi und Schischli vorbeifahren sehen. — Zwei meiner Leute, Armenier, sind verschwunden, sicherlich sind die Unglücklichen getötet worden. Ich bedauere sie. Es waren brave Menschen. Aber für mich selbst war es ein Glück, daß man sie nicht bei mir gefunden hat, denn in dem Falle würde man, wie es bei meinem Nachbar geschehen ist, alles, was Sie hier sehen, zertrümmert, mich ruiniert haben."

Oer war inzwischen vor dem deutschen Hospital vom Pferde gestiegen, hatte Ali befohlen, vor dem Thorweg zu warten, und war mit Hendrichs in das Krankenhaus getreten. — Eine fromme Schwester mit dem wohlwollend, wohlthuend stillen Gesichte, das man oft bei ihresgleichen findet, kam ihm entgegen. Oer begrüßte sie und brachte sein Begehr nach einem Chirurgen vor.

„Der Herr Doktor ist nicht hier," antwortete die Schwester, „und ich weiß nicht, wo ich ihn in diesem Augenblicke finden könnte. Aber wenn Sie mir Ihren Arm zeigen wollen, so kann ich vielleicht schon erkennen, was zunächst zu thun ist."

Oer gab bereitwillig seine Zustimmung und folgte der ruhig Voranschreitenden in ein kleines, helles Gemach. Dort rief sie eine zweite Schwester und ließ diese den kranken Arm halten, nahm Oers Hand in ihre Linke und betastete sanft die verwundete Stelle; dann zog sie eine Schere aus der Tasche, trennte geschickt die Naht des Rockärmels auf und zerschnitt das Hemd oberhalb des Ellenbogens, so daß der ganze Arm entblößt dalag. Sie untersuchte ihn sorgfältig, bat die Schwester, die sie zur Hilfsleistung herbeigerufen hatte, Binden und Eiswasser

zu bringen, und machte sich sachverständig daran, einen Verband um den stark geschwollenen Arm zu legen.

„Wollen Sie die Nacht im Hospital verbringen?“ fragte sie. „Ich könnte Ihnen ein Zimmer zur Verfügung stellen. Der Herr Doktor wird vor morgen früh schwerlich zu erreichen sein, aber er könnte in diesem Augenblicke wohl auch nicht mehr thun, als ich schon gethan habe.“

„Ich habe sogleich noch etwas Wichtiges zu besorgen,“ sagte Oer. „Ich werde morgen in aller Frühe wiederkommen, um den Arzt zu sehen.“

Darauf erklärte die Schwester ausführlich, als spräche sie mit einem Kinde, wie der Arm durch kalte Umschläge zu behandeln sei. Als Oer ihr mitteilte, er wolle sich nach Jeniköi begeben, sagte sie mit sanftem Widerspruch in Stimme und Gebärde: „Ich möchte Ihnen doch sehr anraten, sich ruhig zu verhalten.“ Aber als Oer darauf antwortete, er müsse unbedingt nach Jeniköi fahren, es handle sich möglicherweise um die Rettung eines gefährdeten Menschenlebens, begnügte sie sich damit, Vorschriften für das Verhalten während der Fahrt zu geben.

Hendrichs war bereits seit einigen Minuten verschwunden. Oer bat um die Erlaubnis, im Hospital auf ihn warten zu dürfen.

„Sie scheinen erschöpft, Herr . . .“ — Oer nannte seinen Namen — „. . . Herr von Oer, wann haben Sie gegessen?“

„Das weiß ich nicht genau. Es ist seitdem so viel geschehen. Gegen zehn Uhr vielleicht. Aber ich bin nicht hungrig.“

„Es ist schon besser, Sie genießen etwas. Ich werde Ihnen eine Suppe bringen. Sie wird Ihnen wohlthun."

Die Schwester entfernte sich und kam bald darauf mit einer großen Schale voll warmer Suppe zurück, die Oer langsam verzehrte. Während der Zeit ruhten die guten Augen der Samariterin mit mütterlich mitleidiger Zärtlichkeit auf ihm. „Sie sind wohl auf der Straße verletzt worden?" fragte sie.

„Durch einen Knüttelschlag."

„Das dachte ich mir. Da werden Sie Zeuge böser Thaten gewesen sein."

„Ich habe Grausenhaftes erlebt."

„Ja, es muß schrecklich gewesen sein. Ich bin nur bis vor die Thür gekommen, aber ich habe Schlimmes gesehen."

„Sind in Ihrem Hause Armenier getötet worden?"

„Im Hause selbst nicht, aber an der Ecke des Hospitals, wo eine kleine Hütte steht, die Sie vielleicht bemerkt haben, da sind drei armenische Hamals von ihren kurdischen Kameraden erschlagen worden."

„Von ihren Kameraden?"

„Ja, von ihren eigenen Kameraden, mit denen sie jahrelang Arbeit und Ruhestand geteilt haben. Das müssen irregeleitete, harte Menschen sein, Herr von Oer." Die Schwester sprach mit tiefem Ernst, aber ohne sichtbare Erregung.

Hendrichs meldete sich wieder: alle drei Herren, Bolton, Eberhard und Walsh, waren zu Hause und erwarteten Herrn von Oer zum Essen.

„Ich muß sogleich nach Jeniköi fahren."

„O Herr," sagte Hendrichs besorgt.

„Ja, ich muß nach Jeniköi fahren," wiederholte Oer mit einem leisen Anflug von Ungeduld.

„Wie der Herr Baron befehlen," sagte Hendrichs in gehorsamem Tone. „Wenn der Herr Baron gestatten, so begleite ich ihn."

„Ja, das würde mir lieb sein."

„Es ist gut, daß Sie mitgehen," bestätigte die Schwester. Darauf wiederholte sie Joseph Hendrichs mit großer Genauigkeit die Verhaltungsmaßregeln, die sie kurz vorher Oer gegeben hatte.

„Ich verstehe," sagte Hendrichs.

Ali wartete vor der Thür mit seinem Pferde. Oer bestieg es und begab sich, von Hendrichs und dem Surudschi begleitet, nach Hause, wo er seinen anwesenden Freunden erzählte, er begebe sich zu Edhem Pascha, um Erkundigungen über Giragos' Schwester einzuziehen. — Bolton wollte von seinen Erlebnissen hören. „Ich habe augenblicklich keine Zeit zu verlieren," sagte Oer. „Morgen sollen Sie alles erfahren."

„Was ist Ihnen zugestoßen? Sie tragen den Arm in der Binde?"

„Auch davon morgen, lieber Herr Bolton. Es ist nichts von Bedeutung, schlimmsten Falls ein gebrochener Arm."

Bolton, Eberhard und Walsh versuchten nicht, Oer aufzuhalten. Er verabschiedete sich und begab sich mit Ali und Hendrichs auf dem Wege, auf dem er gekommen

war, nach Tophane, wo er hoffen durfte, einen Kaïk zu finden, der ihn nach Jeniköi führen würde.

* * *

Bolton und Oer waren bald nach ein Uhr in die Ottomanische Bank getreten. Gleich darauf hatte Bolton bemerkt, daß Oer sich mit Giragos entfernte. Um kein Aufsehen zu erregen, hatte er eine Minute gezaudert, bevor er den beiden gefolgt war. Nun stand er auf der Freitreppe und blickte sich nach seinem Gefährten um. — Er war verschwunden. Bolton erinnerte sich, daß Bartev ihnen empfohlen hatte, von der Ottomanischen Bank nach Pera zurückzukehren, und begab sich auf den Weg dorthin. Er hatte noch keine zwanzig Schritte gemacht, als er in seiner Nähe lebhaftes Gewehrfeuer hörte. Er wandte sich um und nahm wahr, daß die schweren Thore der Ottomanischen Bank und der Regie, die unter einem und demselben Dache gelegen, aber im Innern durch starke Mauern vollständig voneinander getrennt sind, geschlossen waren. Er ging nun wieder zur Bank zurück. Aus dem Hause erschollen noch vereinzelte Schüsse und schwere Schläge, wie sie durch die Explosion von Bomben verursacht werden. An den Fenstern zeigten sich bleiche, verstörte Gesichter. In der Straße machte sich noch keine besondere Bewegung bemerkbar. Bolton wartete einige Minuten, dann stieg er in eine Droschke, die er auf dem Halteplatz der Bank schräg gegenüber fand, und fuhr nach seiner Wohnung, in der Hoffnung, Oer und Eberhard dort anzutreffen.

Unmittelbar nachdem Bolton, fast gleichzeitig mit Oer und Giragos, die Vorhalle der Ottomanischen Bank verlassen hatte, waren auf ein von Howian gegebenes Signal fünfundzwanzig Armenier in die Bank gedrungen. Sie hatten die schweren Thüren geschlossen und verbarrikadiert und die größte Bestürzung unter den Beamten, die sich, hundertundzwanzig an der Zahl, in der Bank befanden, hervorgerufen, indem sie ihre Revolver in den Vorhallen abfeuerten und mehrere kleine Bomben warfen, womit sie aber wohl nur bezweckten, Schrecken zu verbreiten, da diese, ohne großen Schaden anzurichten, explodierten. Ängstlich oder vorsichtig ging man jedoch keineswegs zu Werke, denn drei der Angreifer und zwei Portiers der Bank wurden dabei schwer verwundet, während die festen Mauern des Gebäudes unversehrt blieben.

Die Vorhalle, in der noch vor wenigen Minuten ruhiges, emsiges Geschäftsgetriebe geherrscht hatte, füllte sich mit dunklem Rauch und wildem Geschrei. Die Beamten der Kasse im Erdgeschoß saßen wie versteinert hinter ihren Tischen und Pulten oder suchten sich zu verkriechen; — aber auch die Armenier waren sichtlich bestürzt. In einem Knäuel umstanden sie einen schwer Verwundeten, Bartev, dem eine von ihm selbst geworfene Bombe die Eingeweide zerrissen hatte, und der sich, in gräßlichen Schmerzen, stöhnend im Todeskampfe wand.

Howian taumelte zurück. Totenblässe hatte sein Antlitz überzogen, aber er durfte sich nicht schwach zeigen und ermannte sich schnell wieder. Er ließ den Kampfgenossen in eine Ecke der Vorhalle tragen, befahl einem seiner Leute, an der Seite des Sterbenden zu bleiben, und be-

stieg sodann festen Schrittes die ersten Stufen der Treppe, von wo aus er das Gewirr zu seinen Füßen übersah. — „Die Herren von der Bank," rief er mit lauter metallischer Stimme, die gleich Trompetenton durch die Räume des weiten Gebäudes drang, „haben nichts zu befürchten. Kein Haar wird ihnen gekrümmt, kein Para der hier aufbewahrten Schätze berührt werden. — Nun, Ruhe!"

Der Lärm in der Vorhalle verstummte plötzlich. Der Rauch verzog sich langsam. Auf dem Boden lagen die Leichen zweier Thürwächter, sowie der zwei türkischen Gendarmen, die nach langeingeführtem Gebrauch zur Sicherheit der Bank dort Wache gehalten hatten, neben ihnen zwei schwerverwundete Armenier, die wie Bartev bei der Explosion der Bomben hingestreckt worden waren.

Einer der Armenier, ein Mann von etwa vierzig Jahren, groß, hager, mit unheimlich finsterem Gesichte, Kework genannt, der nach Bartevs Verschwinden neben Howian den Befehl der Bande übernommen zu haben schien und den Bauplan der Bank genau kennen mußte, ließ seine Leute schnell die wichtigsten strategischen Posten des Gebäudes besetzten und richtete sich darauf ein, einer etwaigen Belagerung energischen Widerstand entgegensetzen zu können.

Nachdem der Eingang im Erdgeschoß verbarrikadiert worden war, wabei die Eingeschlossenen sich der schweren, mit Silbermünzen gefüllten Säcke bedient hatten, die in den Kellerräumen aufbewahrt waren, hatten die Armenier an den Fenstern Aufstellung genommen und schleuderten von dort aus Bomben auf die Straße, die den Platz vor der Bank im Nu von Neugierigen räumten. Neben einem

jeden der Verschworenen war Munition aufgehäuft, den Säcken entnommen, welche die vier Hamals, denen Giragos und Oer auf der Freitreppe begegnet waren, in die Vorhalle getragen hatten.

Eine kleine Weile nur konnten die Eingedrungenen ihr mehr beunruhigendes als schädliches Spiel fortsetzen. Dann kamen im Laufschritt mehrere Züge Soldaten an, die von dem nächsten Wachtposten herbeigerufen waren und sich unverzagt vor der Bank aufstellten, sämtliche Fenster des Gebäudes mit ihren Gewehren bedrohten und auf jeden, der sich dort zu zeigen wagte, gutgezielte Schüsse abgaben. — Das Feuern aus der Bank ließ schnell nach und verstummte bald darauf, und die dort Eingeschlossenen zogen sich in das Innere des Gebäudes zurück, wo sie vor dem Gewehrfeuer der Soldaten in Sicherheit waren. Viele der gefangenen Beamten der Bank hatten sich auf den Bauch geworfen und wagten nur auf allen Vieren kriechend sich zu bewegen.

Im Augenblick des Überfalls befanden sich vier Direktoren auf der Bank: zwei Engländer, ein Deutscher, ein Franzose. Die beiden Engländer, deren Bureaux in dem obersten Stockwerk gelegen waren, hatten sich, sobald der Lärm in die Vorhalle zu erkennen gab, daß ein Angriff auf der Bank geplant werde, über die gemeinschaftliche Terrasse der Bank und der Regie nach der letzteren begeben, um von dort aus womöglich noch polizeiliche Hilfe herbeirufen zu können. Eine kleine Anzahl von Beamten war ihnen gefolgt, um der drohenden Gefahr zu entrinnen. — Als die beiden Direktoren, nachdem sie erkannt hatten, daß auch aus der Regie kein Ausgang

mehr war, nach der Bank zurückkehren wollten, fanden sie, daß die Terrasse bereits von Armeniern besetzt worden und jede Verbindung zwischen den beiden Verwaltungen abgeschnitten war. Sie mußten deshalb gegen ihren Willen die Gefangenschaft der in der Regie Eingeschlossenen teilen, während der deutsche und der französische Direktor mit den übrigen Beamten in der Bank blieben.

Die Verhandlungen zwischen den beiden Bankdirektoren und Howian und Kework waren schwierig. Glücklicherweise konnten beide Parteien sich wenigstens gut verständigen, da die Armenier der französischen Sprache vollkommen mächtig waren; aber es schien kaum möglich, zu einer Vereinbarung zu gelangen, da Howian und Kework nicht das geringste Verständnis für die sachlichen Argumente ihrer parlamentarischen Gegner zu erkennen gaben. Zunächst versuchten diese, die beiden Chefs auf das Aussichtslose ihres Unternehmens aufmerksam zu machen: was vermöchten fünfundzwanzig Mann angesichts der Tausende, die gegen sie ins Feld geführt werden könnten?

„Wir hoffen: sehr viel."

„Sie gehen einem sicheren Tode entgegen."

„Auf den Tod sind wir vorbereitet."

„Was hoffen Sie durch die gewaltsame Besitzergreifung der Bank erreichen zu können?"

Howian erwartete diese Frage und beantwortete sie mit großer Bestimmtheit: „Wir wollen die Aufmerksamkeit Europas auf die armenische Frage lenken. Um das zu erreichen, haben wir am hellen Tage von der Ottomanischen Bank Besitz ergriffen. Wir wußten, daß sie große Schätze in ihren Kassen und Kellern birgt und

hundertfünfzig Beamten Obdach gewährt, die den verschiedenen abendländischen Nationen angehören. Wir haben auf diese Weise alle europäischen Nationen gezwungen, unserm Unternehmen ernste Beachtung zu schenken. Wir nehmen als sicher an, sie werden zu der Erkenntnis gelangen, daß, wenn wir mit dem Mut der Verzweiflung vorgegangen sind, um der gerechten Sache, der wir dienen, Genugthuung zu verschaffen, wir dazu durch die grausamste Knechtschaft getrieben wurden, unter der je ein christliches Volk zu leiden gehabt hat. Hunderttausende von Märtyrern haben binnen kurzer Zeit den Boden Armeniens mit ihrem Blute getränkt. Wir vermessen uns nicht, sie rächen zu wollen. Wir bitten nur, Europa möge uns Gehör schenken, wenn wir es im Namen Gottes und der Menschlichkeit beschwören, dem armenischen Martyrium ein Ende zu machen, indem es den Sultan veranlaßt, den, von Europa als billig erkannten armenischen Forderungen gerecht zu werden, die mit Blut besudelten Waffen, die seit Jahr und Tag gegen armenisches Leben gewütet haben, niederlegen zu lassen und uns selbst, den fünfundzwanzig Auserwählten des Comités, für das, was wir gewagt und heute gethan haben, Straflosigkeit zu sichern. Wir müssen eine Frist stellen, denn unsere geringfügigen Vorräte an Munition werden bald erschöpft sein. Wir gewähren eine Frist von zweimal vierundzwanzig Stunden, nicht hochmütigen Sinnes, sondern weil wir bis zum letzten Augenblick in der Lage bleiben müssen, unser Vorhaben zu Ende zu führen, falls es uns nicht gelingen sollte, dem ehrfurchtsvollen Gesuche, das wir an die Vertreter Europas richten, Gehör und Befriedigung zu verschaffen. Nach

Ablauf der Frist werden wir alles, was sich an Wertobjekten in der Bank befindet, vernichten und, sobald dies geschehen ist, unter deren Ruinen den Tod finden."

Howian hatte, ohne unterbrochen zu werden, mit vollkommener Ruhe gesprochen. Als er geendet hatte, trat eine längere Pause ein. — Der Armenier, den er neben Bartev gelassen hatte, näherte sich ihm und flüsterte ihm einige Worte zu. „Gott wird seiner Seele gnädig sein, denn er ist für eine heilige Sache gestorben," sagte Howian laut. „Der beste Mann der armenischen Armee ist nicht mehr. — Der Herr hat es gewollt."

Es war den beiden Direktoren klar geworden, daß sie mit blinden Fanatikern verkehrten, und daß jeder Versuch, durch Vernunftgründe auf sie einzuwirken, erfolglos sein müßte. Deshalb sagte der eine von ihnen: „Es wäre zwecklos, unsere Ansicht über Ihre Vorschläge zu äußern. Sie würde für Sie in keiner Weise maßgebend sein. Ermächtigen Sie einen von uns beiden, die Bank in Begleitung eines Dragoman zu verlassen, Ihre Forderungen im Palais bekannt zu geben und zu versuchen, ein Verständnis zwischen der Regierung und den Vertretern der fremden Mächte herbeizuführen."

Howian und Kework traten beiseite und unterhielten sich im Flüsterton. Das Gleiche thaten die beiden Direktoren. Endlich nahm Howian wieder das Wort:

„Was Sie verlangen, ist vernünftig. Wir gewähren es. Um Mißverständnissen vorzubeugen, werde ich die Forderungen, auf die wir bestehen müssen, zu Papier bringen." Er ließ sich an einem Schreibtisch nieder und setzte schnell mit gewandter Handschrift eine Note in

französischer Sprache auf, die zwei Seiten eines Briefbogens füllte. Dann las er, was er geschrieben hatte, mit lauter Stimme vor und übergab das Dokument dem Franzosen, dem jüngeren der beiden Direktoren: „Bringen Sie dies nach Jildis*) und schwören Sie, daß Sie unter allen Umständen, wie immer der Bescheid lauten möge, hierher zurückkehren."

„Das schwöre ich Ihnen," sagte der junge Direktor.

Aber es war nicht leicht, die Bank zu verlassen. Die Armenier weigerten sich, das verbarrikadierte Eingangsthor zu öffnen, und sobald der Direktor sich am Fenster zeigte, um auf diesem Wege die Straße zu erreichen, krachten mehrere auf ihn gerichtete Schüsse aus den Reihen der vor der Bank aufgestellten Soldaten, die ihn zu schnellem Rückzug zwangen. Endlich gelang es, durch ein Schreiben, das ein in der Ottomanischen Bank eingeschlossener Palastbeamter aufgesetzt hatte, und das man auf die Straße hinabließ, eine Verbindung zwischen dem Direktor und dem kommandierenden Offizier der Truppe herzustellen. Nachdem dies bewerkstelligt war und der Befehlshaber Instruktionen seines Vorgesetzten eingeholt hatte, worüber eine Stunde verging, konnte der französische Direktor, von dem oben erwähnten Palastbeamten begleitet, endlich die Straße erreichen. Die beiden mußten zu dem Zweck einen kühnen Sprung vom Fenster in die Arme eines Knäuels von Soldaten machen, die sie auffingen und unversehrt auf die Füße stellten.

Nun schlichen viele Stunden langsam dahin, qualvoll

*) Jildis ist der vom jetzigen Sultan bewohnte Palast.

für den zurückgebliebenen Direktor und seine Beamten, die wohl wußten, daß sich im Hause genügende Mengen von Dynamit befänden, um die Bank in die Luft zu sprengen, und daß das Werk der Zerstörung in den Händen unzurechnungsfähiger Fanatiker liege; aber qualvoll auch für die Armenier, die jene gefangen hielten. Die Leute hatten seit frühem Morgen in der Nähe der Bank versteckt gelegen und wahrscheinlich seit dem vorhergehenden Abend nichts gegessen. Alle hatten sich reichlich mit Kriegsmunition versehen. Howian und Bartev allein verbargen ein jeder in der Handtasche die er trug, mehrere Dynamitbomben und an fünfzig Revolverpatronen. Aber bei dem vollkommenen Mangel an Erfahrung und Wissen und der kaum glaublichen Unbedachtsamkeit, mit der sich die Fünfundzwanzig in das wahnsinnige Unternehmen gestürzt hatten, schien keiner daran gedacht zu haben, sich mit genügendem Mundvorrat, wenn auch nur für einen Tag, zu versehen. Der Speisewirt, der im Gebäude der Bank für die Bedürfnisse einiger der Beamten sorgte, hatte, nachdem seine anspruchslosen regelmäßigen Kunden die übliche Frühstücksmahlzeit bei ihm eingenommen hatten, nur wenige Vorräte zurückbehalten, und die Armenier fanden so gut wie nichts, als sie nach Speise bei ihm suchten. Das Bedürfnis nach Nahrung machte sich mit seiner unabweislichen Gewalt geltend. Sie waren bereit gewesen, wie Helden für ihre Sache zu sterben; dem nagenden Hunger gegenüber wurden sie schwach, schwach die starken Körper und die starken Seelen.

Auf der Straße war es ruhig geworden. Die in der Bank Eingeschlossenen wagten nicht mehr, sich an den Fenstern

zu zeigen, und die Wachsamkeit der Soldaten erlahmte nach und nach. Weder Wagen noch Fußgänger ließen sich blicken. Die Straße war an beiden Enden von Soldaten gesperrt.

Der deutsche Direktor, der jetzt, nachdem sein französischer Kollege gegangen war, eine schwere Verantwortlichkeit allein zu tragen hatte, erschien durch die Last, die auf ihm ruhte, viel mehr gehoben als niedergedrückt und wanderte von einem Zimmer in das andere, um seine Untergebenen zu beruhigen und zu ermutigen. Einige von ihnen waren trotz der Aufregung, in der sie sich befanden, eingeschlafen, andere starrten vor sich hin oder sprachen im Flüsterton von ihren großen Befürchtungen und schwachen Hoffnungen. Keiner arbeitete oder hätte den Mut gehabt, ein Buch aufzuschlagen. Von den Armeniern schliefen ebenfalls mehrere und täuschten dadurch den Hunger, der sie verzehrte. Andere wachten auf ihren Posten.

Der unermüdliche Howian irrte unhörbaren Schrittes durch das ganze Haus. In langen Zwischenräumen ließ er sich auf einen Stuhl fallen, aber als fürchte er, die Ruhe könne ihn erschlaffen, erhob er sich schon nach wenigen Minuten wieder und setzte seine Wanderungen fort. In der Vorhalle fiel sein Blick auf die Leiche Bartevs. Der furchtbare Tod hatte, durch den Sieg versöhnt, alle Spuren seiner Grausamkeit verwischt und die im letzten schweren Kampf schmerzlich verzerrten Züge Bartevs mit besänftigender Hand zärtlich geglättet: ernst, beruhigt, schön, gleich einem friedlich Verschiedenen lag der Erschlagene da. Howian drückte ihm die gebrochenen

kalten Augen zu und bedeckte das fahle Antlitz mit einem weißen Tuche. Ein tiefer Atemzug hob und senkte seine beklommene Brust. Schwere Sorge stand auf seiner bleichen Stirn geschrieben. Von der Vorhalle stieg er bis auf das flache Dach der Bank. Mit einiger Vorsicht konnte er sich dort vor den in der Straße Wache haltenden Soldaten verbergen. Zu seinen Füßen lagen verödete Straßen: Kassim Pascha, ein Teil von Pera, Galata, das Goldene Horn, Stambul, die blitzenden, glitzernden Spiegel des Bosporus und des Marmara-Meeres, in weiter Ferne die Prinzeninseln mit ihren grünen Wäldern und weißen Villen, — ein wunderbares Bild tiefen, segensreichen Friedens, über das sich ein stahlblauer, wolkenloser Himmel spannte. Lauer, schwerer, erschlaffender Südwind kam dahergezogen.

Wiederum atmete Howian beklommen. Möchte doch der Tag der Erwartung, der Entscheidung ein Ende nehmen! — Da fühlte er sich leise am Arm berührt. Hinter ihm stand der unheimliche, finstere Kework und neben diesem, aufmerksame, spähende Blicke um sich werfend, drei andere seiner Gefährten, bewährte Männer aus Diarbekir und Saïtun. Kework zeigte stumm auf eine enge Straße, in der sich langsam ein Zug der elenden Fuhrwerke bewegte, die an jenem Tage schon so viele Leichen nach dem armenischen Totenacker geführt hatten. Dann wies Keworks Finger auf die Hohe Pforte, die unversehrt dastand, und deren zahllose Fenster, von der Abendsonne beschienen, in goldigem Feuer herrlich erglänzten.

„Dort ist die Pforte," flüsterte Kework. „Nichts hat

sie berührt. Und dort werden unsere Brüder zu Grabe getragen. — O Howian, Bruder, der Tag ist verloren!"

„Verloren?"

„Verloren."

„Du bist kleinmütig, Kework. Stände doch Bartev statt deiner neben mir!"

„Verloren," wiederholte Kework tonlos.

Seine Begleiter hatten dem leisen Gespräch gelauscht und ließen die Köpfe hängen.

Die Sonne ging hinter den Höhen von Stambul zu Rüste und breitete einen himmlisch schönen Purpurmantel über Land und Meer.

„Blut, Blut!" flüsterte Kework heiser.

Es wurde dunkel. Die Nacht brach ein. Am Himmel erschienen die kalt leuchtenden Sterne. Wie ein Friedhof, so feierlich still lag Stambul da, und auf den armenischen Friedhöfen von Pankaldi und Schischli wurden von Hunderten schweigender türkischer Arbeiter Totengräberdienste verrichtet. — Heulende Straßenhunde, von Zeit zu Zeit ein vereinzelter Schuß, — sonst kein Lebenszeichen.

Um elf Uhr wurde es lebhaft vor der Bank. Man hörte rufen und bald darauf sprechen. Der französische Direktor war endlich von Jildis zurückgekehrt, und in seiner Gesellschaft befanden sich ein Adjutant des Großwesirs, der Generaldirektor der Ottomanischen Bank, dem es im Laufe des Nachmittags gelungen war, die Regie zu verlassen, und der erste Dragoman der russischen Botschaft.

Der französische Direktor war im Palais kühl empfangen worden. Seine Berichte über die Vorgänge in Galata

hatten dort zunächst kaum Beachtung gefunden. Zwei der anwesenden Minister hatten darüber gespottet und der Großwesir mit verletzender Leutseligkeit anempfohlen, der Herr Direktor möchte sich nicht um die Angelegenheiten der Regierung kümmern, sondern seinen eigenen Geschäften nachgehen. Erst nachdem der Abgesandte der Ottomanischen Bank einen etwas lauteren Ton angeschlagen hatte, als man im Palais zu hören gewohnt ist, und der Generaldirektor der Bank, sowie der russische Dragoman sich zu ihm gesellt hatten, um deutlich zu verstehen zu geben, daß man die türkische Regierung, ja den Sultan selbst, verantwortlich für alles Unglück machen würde, das entstehen könnte, wenn den Vorgängen in Galata nicht die gebührende Beachtung geschenkt würde, — erst dann hatte man sich endlich herbeigelassen, eine entsetzlich ernste Sache einigermaßen ernst zu nehmen.

Das Ergebnis der Unterhandlungen, die darauf stattfanden, war nach Lage der Dinge ein geringwertiges. Die türkische Regierung machte keinerlei bindende Versprechen hinsichtlich der politischen Zugeständnisse, die die Armenier gefordert hatten, und alles, was der Sultan nach stundenlangen Verhandlungen bewilligte, war freier Abzug der in die Bank eingedrungenen Armenier: sie sollten unbehelligt an Bord der englischen Yacht des Generaldirektors der Ottomanischen Bank geführt, und es sollte ihnen gestattet werden, eine französische oder englische Schiffsgelegenheit zu benutzen, um nach Europa zurückzugelangen.

Der Platz vor der Bank war verödet, als die beiden Direktoren, der Adjutant des Großwesirs und der russische

Dragoman dort anlangten. Die Unterhandlungen wurden von der Straße aus durch den russischen Dragoman mit Howian und Kework geführt, die an einem der Fenster des Erdgeschosses der Bank erschienen waren.

Die Armenier sind ein feilschendes Volk. Sie nehmen niemals an, daß mit einem ersten Angebot das letzte Wort gesprochen sei. Die Vorschläge des Dragoman wurden zunächst fast höhnend zurückgewiesen. Howian, der armenische Wortführer, bestand darauf, die Botschafter müßten Gewähr dafür leisten, daß den Armeniern die von Europa bereits gebilligten Zugeständnisse gemacht würden. — Der Dragoman versuchte, lange Zeit vergeblich, ihm klar zu machen, daß die Vertreter der fremden Mächte keine Befugnis hätten, Versprechen abzugeben, die den Sultan binden würden.

Howian und Kework zogen sich zur Beratung in das Innere der Bank zurück. — Von den fünfundzwanzig Armeniern, die vor zehn Stunden in die Bank gedrungen, waren nur noch sechzehn in der Lage, an den Verhandlungen teilzunehmen: drei waren getötet, sechs schwer verwundet worden. Howian mußte bald erkennen, daß er mit seinem Vorschlage, das Unternehmen unter den ursprünglichen Bedingungen zu Ende zu führen, d. h. die Bank in die Luft zu sprengen, falls die geforderten Zugeständnisse verweigert wurden, — allein stand. Seine von glühendem Patriotismus gesättigten Worte fanden kein Verständnis, kaum Gehör.

Nach ihm sprach Kework. Er wandte sich nicht an die Herzen und Gefühle seiner Genossen, sondern an ihren Verstand — an ihren Hunger: „Die Schlacht ist verloren,

rettungslos verloren. Wir sind treu gewesen. Wir haben gehalten, was wir versprochen. Wir sind verraten vom Glück, wenn nicht von fluchwürdigen Verrätern. Unser Plan ist vollkommen gescheitert. Zu dieser Stunde stehen wir allein, sechzehn inmitten einer bewaffneten feindlichen Stadt, die eine Million Einwohner zählt. Wir können noch Unheil anrichten. Wir können die Bank in die Luft sprengen und uns mit hundertfünfzig Unschuldigen unter deren Ruinen begraben. Nützen können wir unserer Sache hier in diesem Augenblicke nicht mehr, vielleicht später, wenn wir nicht heute die Mißgunst ganz Europas dadurch auf uns laden, daß wir zwecklos Millionen an Geldeswert zerstören und hundertfünfzig unschuldige Angehörige der Nationen, die uns bisher die größten Sympathieen bezeugten, der Vernichtung weihen."

Howian bestand darauf, noch einmal mit dem Dragoman zu unterhandeln. Vielleicht wäre doch mehr, wertvolleres als nur das nackte Leben der Eingeschlossenen zu retten.

„Versuche es!" sagte Kework trocken.

„Ja, versuche es!" wiederholten die anderen.

Diese Unterhandlungen fanden in armenischer Sprache statt. Sie wurden in weiteren Kreisen erst später durch die Mitteilungen bekannt, die mehrere der frei Abziehenden ihren europäischen Reisegefährten machten, dem Anschein nach hauptsächlich von dem Beweggrund geleitet, die zum Schluß des Trauerspiels von ihnen eingenommene verzagte Haltung zu entschuldigen.

Howian begab sich, von Kework begleitet, von neuem an das Fenster. Der Dragoman wiederholte in anderen

Worten noch eindringlicher, als Kework es vermocht, was dieser gesagt hatte.

Howian trat, ein geschlagener Mann, vom Fenster zurück. Die Niederlage stand auf seinem bleichen, zuckenden Antlitz geschrieben.

„So darf ich sagen," sprach Kework, „daß wir den uns vom russischen Dragoman Namens seines Botschafters in Gegenwart französischer, englischer und türkischer Zeugen gemachten Vorschlag, der uns freien Abzug mit unseren Waffen bietet, annehmen?"

Die Armenier hatten die Augen zu Boden geschlagen. Keiner erhob Widerspruch. Darauf wurde der Beschluß den vier Personen, die auf der Straße der Entscheidung harrten, durch Kework mitgeteilt, und die sechzehn Armenier begaben sich langsam in die Vorhalle, um die aus Geldsäcken gebildeten Barrikaden der Eingangsthür zu entfernen und den beiden Direktoren, dem russischen Dragoman und dem Adjutanten des Großwesirs Eingang in das Bankgebäude zu gewähren.

Howian verließ das Beratungszimmer als der letzte. Keiner seiner Gefährten wagte es, ihn anzublicken, geschweige denn anzureden. Sie schämten sich vor ihm. Er begab sich an die Stelle, wo Bartevs erstarrte Leiche ruhte, hob das Tuch von dem kalten, ruhigen Antlitz und ließ sich auf die Kniee nieder. Dann zog er einen Dolch aus dem Gürtel, den er sich, festen, sicheren Stoßes, durch das Herz stach. Er fiel lautlos neben Bartev nieder. — Sein Tod wurde erst zwei Stunden später entdeckt, als man die Befreiten zum Abzug musterte. Howian fehlte. Man suchte nach ihm und fand den Leichnam in einer

Blutlache, knieend, das Haupt auf dem toten Körper Bartevs ruhend. In der Brust steckte der Dolch, mit dem er sich entleibt hatte. — Einer seiner Genossen blieb zitternd, krampfhaft schluchzend, die Hände gefaltet, eine Minute neben beiden Leichen stehen. Die anderen zogen scheu und schweigend daran vorüber.

Zweites Kapitel.

Oer langte gegen acht Uhr abends in Jeniköi an. Hendrichs hatte ihn während der Fahrt im Kaïk aufmerksam gepflegt, und er empfand nur noch geringe Schmerzen, als er den Yali seines türkischen Freundes betrat. Der Pascha war allein mit Parcegh Effendi, der seit drei Tagen sein Gast war. Die beiden hatten nur unvollkommene Berichte über die Vorgänge in Konstantinopel empfangen, und Oer mußte zunächst viele Fragen beantworten, ehe er auf den eigentlichen Zweck seines Besuches kommen konnte. Als Parcegh Effendi bemerkte, daß Oer eine persönliche Angelegenheit mit dem Pascha besprechen wollte, zog er sich unauffällig in ein anderes Gemach zurück. Er war sorgenvoll. Er hatte vernommen, daß Tausende seiner Landsleute erschlagen worden seien. Alles andere hatte in dem Augenblick nur geringes Interesse für ihn.

Oer erzählte dem Pascha die blutigen Vorgänge in Psamatia, deren Zeuge er gewesen war. Dabei sprach er von seiner Verwundung, und daß er sein Leben aller Wahrscheinlichkeit nach nur dem Umstande verdanke, von dem Häuptling der Mordgesellen in Schutz genommen

worden zu sein. Er nannte Giragos einen lieben Freund, den er in Amerika kennen gelernt habe, und fügte hinzu, daß er es als seine Pflicht betrachte, für die verwaiste Schwester des Unglücklichen zu sorgen. — „Und nun richte ich eine Bitte an Sie, Pascha," schloß er. „Seien Sie mir behilflich, Nachrichten über den Verbleib der Schwester meines Freundes zu erhalten, und stehen Sie mir bei, eine Schuldlose zu retten, die in Gefahr schwebt, ein Opfer ihrer treuen Geschwisterliebe zu werden."

Der Pascha hatte seinen Gast, ohne ihn durch ein Wort oder eine Gebärde zu unterbrechen, ausreden lassen. Nun blickte er einige Minuten nachdenklich vor sich hin, und dann sagte er: „Ich will thun, was in meinen Kräften steht, um Ihre Wünsche zu erfüllen. Ich werde sogleich an einen sicheren Freund schreiben, der einflußreiche Beziehungen zu dem Polizeipräfekten unterhält, und ihn bitten, mir zuverlässige Nachrichten über die Vorgänge im Sulu-Monastir zu verschaffen; auch werde ich bei derselben Gelegenheit beantragen, daß das Leben des jungen Mädchens geschont und ihr Aufenthaltsort mir bekannt gegeben werde. — Aber Sie müssen sich einige Stunden gedulden. Vor morgen mittag dürfte es meinem Freunde kaum möglich sein, etwas in Ihrer Sache zu unternehmen."

„Ich danke Ihnen, Pascha," sagte Oer, sich erhebend. „Ich werde mich morgen zu früher Stunde wieder bei Ihnen melden und will mich jetzt nach Pera zurückbegeben."

„Es wäre besser, Sie blieben hier," antwortete der Pascha. „Ich beabsichtige, meinem Freunde große Eile

anzuempfehlen, und es ist immerhin möglich, wenn auch unwahrscheinlich, daß er den Polizeipräfekten noch heute erreichen kann und wir im Laufe der Nacht Mitteilungen von ihm erhalten."

Darauf war Oers Entschluß sogleich gefaßt: „So bleibe ich natürlich hier, und ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie meiner Angelegenheit schenken. Ich werde meinen Diener nach Pera schicken, damit man sich dort meinetwegen nicht beunruhigt."

„Es ist einfacher, Sie telegraphieren und lassen Ihren Diener hier, da Ihr kranker Arm Sie etwas unbehilflich machen wird."

„Sie haben recht."

Der Pascha klingelte und gab dem alten Diener, der sogleich eintrat, einen Befehl. „Mehmed wird Sie in Ihr Zimmer führen," sagte er dann zu Oer. „In wenigen Minuten essen wir."

Mehmed machte seinem Herrn eine Bestellung, die dieser seinem Gaste, der sie übrigens verstanden hatte, übersetzte: „Parcegh läßt sich entschuldigen. Er fühlt sich nicht wohl und ist zu Bett gegangen. — Der Arme!" fügte der Pascha hinzu. „Er fürchtet sich und ist doch bei mir sicher aufgehoben."

„Was heute vorgefallen ist," sagte Oer, „könnte auch mutigere Männer als Parcegh Effendi aufregen. Es war entsetzlich, Pascha."

„Wir wollen nach Tisch davon sprechen. Ich möchte Sie über manches befragen und habe Ihnen auch einiges zu sagen."

Mehmed führte Oer in ein helles, hohes Gemach,

das Aussicht auf den Bosporus gewährte, und dabei lächelte er zuvorkommend, denn er war ein treuer Diener, der den Gästen seines geliebten Herrn freundlich gesinnt war. Auch hatte Oer, wie es seine Gabe war, das Wohlwollen des alten Mannes erworben. — „Ich werde Ihren Diener heraufschicken," sagte er, bevor er das Zimmer verließ.

Hendrichs legte Oer einen neuen, kalten Verband an. „Die Schwellung hat bereits nachgelassen. Hat der Herr Baron noch Schmerzen?"

„Ich fühle mich nicht gerade behaglich, aber mein Zustand ist ganz erträglich." Er diktierte Hendrichs, der, wie er bei der Gelegenheit bemerkte, geläufig und richtig französisch schrieb, Telegramme an Bolton und an die Vorsteherin des deutschen Hospitals in Pera, um zu sagen, er sei in Jeniköi zurückgehalten. Dann begab er sich in das Eßzimmer.

Die Tafel war klein. Außer dem Pascha, zwei alten Türken, die Oer von Pera her kannte, dem Intendanten des Hauses und Oer nahm niemand an der Mahlzeit teil, die still verlief. Aller Gedanken waren mit den Ereignissen des Tages beschäftigt. Die türkischen Gäste zogen sich bald nach dem Essen zurück und ließen Oer mit dem Wirte allein.

Oer mußte zunächst noch einmal ausführlich wiederholen, was er in Psamatia erlebt und auf dem Wege von Kum-Kapu nach seiner Wohnung gesehen hatte.

„Es liegt auf der Hand," sagte der Pascha, „daß es sich um eine rein antirevolutionäre oder, wenn Sie wollen, um eine antiarmenische Bewegung handelt. Hätten wir

mit einem gewöhnlichen Wutausbruch des Pöbels zu thun, so würde man Ihres Lebens nicht geschont haben. Sie verdanken Ihre Rettung dem Umstand, daß Sie ein Fremder sind und als solcher erkannt wurden. — Ich habe noch keinen meiner Freunde gesehen, der mir Auskunft hätte geben können über die Ereignisse des Tages und was ihnen vorhergegangen ist; aber schon nach dem wenigen, was ich erfahren habe, kann ich mir das Blutbad einigermaßen erklären, wenn ich es auch nicht entschuldigen will. — Die Armenier sind die Angreifer gewesen. Sie haben mit erstaunlicher Frechheit Besitz von dem reichsten Institut in Konstantinopel ergriffen und mit Feuer und Schwert gewütet. — Die Moslem sind geduldige Leute, — aber harmlose Lämmer sind sie nicht. Sie sprachen vorhin von ‚Mordgesellen'. Ich habe Sie nicht unterbrochen. — Aber wie wollen Sie die Armenier bezeichnen? Der mildeste Ausdruck, den Sie finden können, ist doch, daß Sie sie Revolutionäre nennen, — fremde Revolutionäre unter einer Regierung, die sie zu den reichsten Männern des Landes gemacht hat. Ähnliches kann heute nur in der Türkei vorkommen, ohne daß sich die allgemeine Entrüstung nicht gegen die Empörer wende; aber ich sehe voraus, daß aus allen Teilen Europas Stimmen hierher dringen werden, die die Unterdrückung der Revolution als unerhörte Grausamkeit brandmarken. — In Berlin würde die Polizei genügt haben, um ohne Vergießen unschuldigen Blutes die Ruhe wieder herzustellen, die Schuldigen unschädlich zu machen. Aber Berlin ist nicht Konstantinopel, und Deutschland ist so glücklich, keine Armenier zu besitzen.

„Sie können als ein Fremder nicht ermessen, welche Wut und Verachtung diese Vampire am Körper des ohnehin schon kranken Osmanischen Reiches mit der Zeit auf sich geladen haben. Ich bedauere, daß die Polizei es dem Anschein nach dem Pöbel überlassen hat, die Ordnung wiederherzustellen, und daß es dabei unvermeidlicher Weise zu schweren Ausschreitungen gekommen ist; aber daß Stambul nicht die Hände in den Schoß gelegt hat, als es sah, daß gegen den Muhammedismus, sein Heiligstes, ein Todesstreich geführt werden sollte, — nein, — das kann ich nicht tadeln. — Die Armenier!.. Sie kennen meine Ansichten über sie. Ich habe mich mein Leben lang bemüht, sie gerecht zu beurteilen, sie oftmals, und nicht immer ohne Gefahr für meine persönliche Stellung, verteidigt, aber ich gestehe, daß eine große Erbitterung in mir erwacht, wenn ich bedenke, welches Unheil sie durch ihr frevelhaftes, wahnsinniges Unterfangen heraufbeschworen haben. — Freche Empörer, nichts weiter, sind diese Armenier."

„Nicht alle, Pascha," warf Oer in Milde ein.

Aber der Türke in stiller, doch unverkennbarer Erregung hörte oder beachtete die Worte nicht und fuhr fort, ohne auf die Unterbrechung zu antworteten: „Die Knüttelmänner sind schlimmsten Falls verblendete Fanatiker, — Mordgesellen sind sie nicht."

Auf jedes Wort, daß der Pascha sagte, hätte Oer etwas erwidern können, aber er fühlte sich angegriffen. Er war zu matt, um zu sprechen. Er bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. „Ich bitte Sie, Pascha," sagte er dabei, „mich zu jeder Stunde rufen zu

wollen, wenn Sie Nachrichten über die Schwester meines Freundes erhalten."

Das versprach der Pascha. Er empfahl Oer, dem man seinen leidenden Zustand anmerken konnte, an, eine Tasse Kaffee zu trinken. „Sie werden in der Nacht Durst bekommen," sagte er, „dagegen wird Sie der Kaffee besser schützen als Wasser. Mehmed soll Ihnen das Getränk bringen."

Oer begab sich in sein Zimmer, wo Hendrichs auf ihn wartete, um ihm, ehe er sich zur Ruhe begab, einen neuen Verband anzulegen.

Gleich darauf trat Mehmed ein und bot dem Gast eine Tasse heißen Kaffees. „Trinken Sie sogleich," sagte Mehmed. „Dann werden Sie während der ganzen Nacht keinen Durst bekommen und herrlich schlafen."

Der Kaffee hatte einen eigentümlich süßlichen Geschmack, aber Oer trank ihn, ohne eine Miene zu verziehen, um Mehmed nicht zu kränken, der das Getränk bereitet hatte und Oer nicht aus den Augen ließ, bis dieser ihm die geleerte Tasse zurückgab.

Auf dem Bette fand Oer eine vollständige türkische Nachttoillette aus leichter Brussa-Seide, die Mehmed für ihn bereitgelegt hatte. Er empfand ein großes physisches Wohlbehagen, als er sich auf dem breiten, harten Ruhebette ausstrecken konnte. Auch sein sorgenvolles Herz wurde leichter, und nach wenigen Minuten versank er in tiefen Schlaf. Zweimal wurde er in der Nacht dadurch geweckt, daß Hendrichs ihm Eisumschläge auf den Arm legte, aber das störte seine Ruhe kaum. Es war, als befinde er sich unter dem Einflusse eines starken Schlaftrunkes.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Oer am nächsten Morgen erwachte. Hendrichs hatte, ohne Oers Wissen, am vorhergehenden Abend eine dritte Depesche nach Pera gesandt, und zwar an Eberhard, und schon am frühen Morgen war ein Diener aus dem Hotel Royal in Jeniköi angelangt, der einen kleinen Koffer für Herrn von Oer trug mit Leibwäsche und einem leichten Anzuge, an dem der rechte Rockärmel bis zum Ellenbogen aufgetrennt war. — Herr Eberhard war ein praktischer Mann, der einen Auftrag, auch wenn er nur in wenigen Worten gegeben war, gut auszuführen verstand.

Oer ließ dem Pascha durch Mehmed seinen Morgengruß entbieten und bei ihm anfragen, ob Nachrichten aus Pera eingetroffen seien.

Die Antwort des Pascha lautete, er habe soeben ein Telegramm erhalten, wonach ein Abgesandter seines Freundes um zehn Uhr in Jeniköi eintreffen sollte. Dann würde er Herrn von Oer sogleich rufen lassen. — Bis dahin mußten noch zwei Stunden vergehen.

Oer fühlte sich durch die lange Nachtruhe erquickt, aber die Sorge des vorhergehenden Tages hatte ihn wieder heimgesucht und belagerte sein schweres Herz, und obgleich seine Toilette mehr Zeit als gewöhnlich in Anspruch nahm, schlichen die zwei Stunden doch peinigend langsam dahin. — Endlich erschien Mehmed: der Pascha ließe Herrn von Oer bitten, in das Arbeitszimmer kommen zu wollen.

Trotz der Aufregung, in der er sich befand, mußte Oer, nachdem er den Pascha begrüßt und sich vor einem Offizier, der neben diesem stand, verbeugt hatte, zunächst die üblichen Anfragen über sein Befinden über sich ergehen

lassen und sie dem Anschein nach ruhig beantworten. Dann erst sagte der Pascha, auf den Offizier weisend: „Assim Bey kann Ihnen alles berichten, was gestern im Sulu-Monastir vorgefallen ist. Er war dort dienstlich thätig."

Der Genannte mochte etwa dreißig Jahre zählen und war von der schönen, elastischen Gestalt der jungen, vornehmen türkischen Soldaten. Seine Uniform war tadellos. Er trug den Fez ungewöhnlich tief auf die Stirn gedrückt, so daß er die starken, geraden Augenbrauen berührte. Das dunkle, scharf gezeichnete, hagere Antlitz hatte einen finsteren energischen Ausdruck. Er bediente sich der französischen Sprache, die er gut beherrschte. Er sprach in der kurzen, klaren, bestimmten, vertrauenerweckenden Weise des geschulten militärischen Berichterstatters:

„Wir waren am Dienstag den 25. August benachrichtigt, daß im Sulu-Monastir Sprengstoffe und Patronen aufgehäuft seien und unausgesetzt fabriciert würden. Es sollten sich dort vierzig Mann und drei Frauen befinden, zwei von diesen Lehrerinnen an dem armenischen Mädcheninstitut von Psamatia, die dritte eine junge Person, die am Montag in Begleitung zweier Armenier im Sulu-Monastir eingetroffen war.

„Das Gebäude wurde Mittwoch früh mit Tagesgrauen umzingelt, und zwar nur von einer kleinen Truppe, da zu befürchten stand, die Armenier würden das Kloster, wenn sie es nicht mehr halten könnten, in die Luft sprengen. Um halb sechs Uhr hatten wir die verschlossene, aber unbewachte Eingangsthür erbrochen und konnten in den

Vorhof des Monastir gelangen. Die Armenier, von denen wir eine Anzahl an den Fenstern erblickten, wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten durch Gewehr- und Revolverschüsse. Zwei der Soldaten wurden getötet, fünf verwundet. Die Soldaten stellten sich an die Hausmauer, wo sie vor den Schüssen der Armenier gesichert waren, da diese aus den vergitterten Fenstern des Monastir nicht nach unten feuern konnten. Nach wenigen Minuten war eine Seitenthür gesprengt. Vierzehn Soldaten drangen in das Kloster, wo ein kurzer Kampf stattfand, in dem zehn Armenier getötet und drei der Soldaten verwundet wurden. Die überlebenden Armenier ergaben sich den noch kampffähigen Soldaten. Sie wurden aufgefordert, das Kloster zu verlassen. Sie gehorchten, ohne sich zu widersetzen, und traten in den Vorhof, wo sie von einer Kompagnie Soldaten, die inzwischen herbeigerufen war, in Empfang genommen wurden. Als man sie entwaffnen wollte, leistete ein Mann Widerstand und gebrauchte seinen Revolver; gleichzeitig fielen aus einem der Fenster des Klosters rasch hintereinander mehrere Schüsse, die zwei der Soldaten töteten. — Darauf kam es zu einem Handgemenge, in dem sämtliche Armenier fielen und viele der Unserigen verwundet wurden.

„Als die Soldaten in das Kloster zurückkehrten, fanden sie dort nur zwei Frauen im Alter von dreißig bis vierzig Jahren, die unter Weinen und Schreien beteuerten, keinen Anteil an dem Kampf genommen zu haben, und ihre dritte Gefährtin, das junge Mädchen, das sich erst vor zwei Tagen zu ihnen gesellt hatte, beschuldigten, aus dem Fenster einen Revolver auf die Soldaten abgefeuert zu haben.

Die beiden Frauen wurden nach dem Gefängnis abgeführt.

„Von dem jungen Mädchen fand man im Kloster keine Spur. Aber plötzlich tauchte in der Uferstraße, aus einer Seitengasse kommend, die Gestalt eines jungen Mädchens auf, das in der Richtung nach Jedi-Kule (Schloß der sieben Türme) zu entfliehen suchte. Zwei Soldaten setzten ihr nach. Sie hatte einen Vorsprung von zweihundert Schritt und lief schnell, aber die Verfolger kamen ihr näher und näher. Sie sah sich während des Laufens häufig um. Die Soldaten beschreiben sie als jung und schön, von hoher, schlanker Gestalt, bleich von Angesicht. Als sie bemerkte, daß sie in wenigen Minuten in die Hände ihrer Verfolger fallen mußte, wandte sie sich plötzlich dem Meere zu, da, wo ein niedriges, schmales Brett zum Anlegen der Kaïks angebracht ist, hatte in wenigen Sätzen das Ende des Steges erreicht und stürzte sich von dort ins Wasser. — Das Ufer fällt an jener Stelle steil ab. Das Wasser ist tief genug, um auch größeren, schwerbeladenen Barken zu ermöglichen, dort ihre Ladung zu löschen. — Das Mädchen verschwand unter der Oberfläche und tauchte nicht wieder auf. — Ich bin heute früh im Gefängnis gewesen und habe dort die beiden gestern verhafteten Frauen vernommen. Nach der Beschreibung, die sie mir von ihrer Gefährtin machten, unterliegt es keinem Zweifel, daß diese und die Ertrunkene eine und dieselbe Person war."

Drittes Kapitel.

Die Schreckenstage von Konstantinopel waren vorüber, aber Oers Gedanken konnten sich von der Erinnerung daran nicht frei machen. Unklar, wie in einem bösen Traume erlebt, zogen die entsetzlichen Bilder, die er mit leibhaftigen Augen geschaut, die Berichte grausamer, zur Stunde verübter Blutthaten, die seine Ohren vernommen hatten, vor seinem gequälten Geiste vorüber. — Endlos erschien die jammervolle Prozession.

Assim Bey hatte seinen kühlen Bericht über den Tod Varvarias beendet. Oer war allein mit Edhem Pascha. Er fühlte auf seiner Schulter den sympathischen Druck der Hand des mitleidigen älteren Freundes.

Dann befand er sich in seinem Zimmer. — Er verriegelte die Thür und setzte sich nieder, legte den Kopf in die Hand und weinte leise bitterlich: der herrliche Giragos — ermordet! Varvaria — tot! Er würde sie nie, niemals wiedersehen! Er trocknete die brennenden Augen und näßte die heiße Stirn mit kühlendem Wasser. Vor seinen Augen, in hellem Sonnenschein gebadet, erglänzte der Bosporus in ungetrübter, nicht zu trübender, teilnahmloser Schönheit. Er wandte sich ab. Durfte es

schön sein in dieser Welt des Elends, der Greuel, des Jammers?

Jemand versuchte die Thür zu öffnen. Oer stand auf und schob den Riegel zurück. Hendrichs trat ein. „O, Herr Baron! Was ist geschehen?"

„Mein Arm," antwortete Oer. Und es that ihm wohl, daß ihn etwas schmerzte.

Drei Tage später befand er sich wieder in Pera. Bolton, Eberhard, Walsh begrüßten ihn. Der Kapudschi, der Gefährte Bartevs, war verschwunden. „Ermordet," sagte Bolton. Mardyros, ein Bild des Jammers, totenbleich, in Todesangst, küßte ihm weinend die Hand. — Zwei Ärzte erschienen, die den gebrochenen Arm streckten und einrenkten. — Oer preßte die Zähne zusammen. — „In vier bis sechs Wochen werden Sie den Arm wieder gebrauchen können," sagte einer der Doktoren.

Bolton, Eberhard und Walsh erzählten von der Überrumpelung der Bank, von dem Heldentode der beiden Führer Bartev und Howian, von den Metzeleien am 26. und 27. August, von der Flucht zahlreicher Griechen- und Perotenfamilien, darunter der des reichen Argyriadi, nach Europa. Oer achtete kaum auf das, was gesagt wurde, und doch, als wäre es mit ehernem Griffel auf Stein eingehauen, blieb es fest eingegraben in seinem Gedächtnis.

„Howian tot — Bartev tot?" wiederholte er in fragendem Tone.

„Ja, die einzigen der Verschwörer, die wie Männer gefallen sind," antwortete Bolton. „Die anderen sind feige entflohen oder haben sich, ohne Widerstand zu leisten, erschlagen lassen."

Schon von Feniköi aus hatte Oer an seinen Vater telegraphieren lassen, er befände sich wohl und in Sicherheit. In Pera bat er Walsh, die amerikanischen Freunde zu beruhigen.

„Das ist bereits geschehen," antwortete dieser. „Ich habe nach Paris telegraphiert, da sie mir ihre deutsche Adresse noch nicht gegeben haben; aber man wird ihnen das Telegramm sicherlich nachsenden. Von Ihrem gebrochenen Arm habe ich natürlich kein Wort gesagt, im Gegenteil telegraphiert, es wäre uns nichts zugestoßen."

Oer ließ während der ersten drei Tage noch zwei Depeschen an seinen Vater abgehen, die in anderen Worten dasselbe besagten wie sein erstes Telegramm. Dann kam ihm der Gedanke, daß man zu Hause sicherlich schriftliche Nachrichten von ihm erwarten würde. Er nahm seine Kräfte zusammen und entschloß sich, Eberhard einen Brief an seinen Vater zu diktieren. Er begann mit den Worten: „Beunruhigt Euch nicht darüber, daß ich diesen Brief nicht selbst schreibe. Es ist mir ein leichter Unfall zugestoßen: ich habe mir den Arm gebrochen. Herr Eberhard ist so freundlich, mir Sekretärsdienste zu leisten." — Von den Tagesereignissen sprach er nicht. „Darüber werdet Ihr in den Zeitungen Ausführliches gelesen haben," schrieb er. Auch den „leichten Unfall", der ihm zugestoßen war, fertigte er mit möglichst unverfänglichen Worten ab. „Ich war mit Bolton ausgegangen, um mir durch den Augenschein von den Vorgängen auf der Straße Rechenschaft ablegen zu können. Ich geriet in einen Haufen von Knüttelmännern und erhielt bei der Gelegenheit einen Schlag, der mir den Arm zerbrach. Das war alles.

Ich begab mich sofort in das deutsche Hospital, wo mir ein Verband angelegt wurde, ruhte mich einige Tage in Jeniköi bei Edhem Pascha aus und bin jetzt in Pera in Gesellschaft Boltons, Eberhards und Walshs. Die Ruhe ist seit dem 28. nicht gestört worden, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie vorläufig nicht wieder gestört werden wird."

Der Brief schloß mit den Worten: „Es wird Euch betrüben, zu erfahren, daß meine Freunde aus Amerika, Giragos und Howian, und mein Wirt Bartev, am 26. August gefallen sind, und daß die Schwester Giragos', Varvaria, die Ihr in Huysburg lieb gewonnen hattet, an demselben Tage ihr Leben verloren hat. Darüber werdet Ihr später noch ausführlicher von mir hören.

„Herzliche Grüße Dir, der Tante Margarete, Gabrielen und Walter Georg. In treuer Liebe Euer Heinrich."

Seinen Namen hatte Oer mit der linken ungeschickten Hand selbst geschrieben. Er hatte eine große Kraftanstrengung machen müssen, um seine Gedanken von Giragos und Varvaria loszureißen und einen beruhigenden Brief an die Seinigen zu richten. Er empfand eine gewisse Befriedigung, daß dies geschehen war, und zum ersten Male seit acht Tagen verbrachte er die Nacht in traumlos stärkendem Schlafe.

Einige Tage später hatte Oer eine längere Unterredung mit Bolton. Der alte Mann erschien durch den Tod seiner armenischen Freunde vollständig niedergeschlagen. Seine frühere Ruhe in Wort und Gebärde war einer tiefen, stillen Traurigkeit gewichen. Er hatte das Hotel Royal verlassen, wo es ihm plötzlich zu laut geworden

war, und Bartevs unfreundliches Zimmer bezogen. Auf der anderen Seite des Flurs hausten Oer und Eberhard. Walshs Zimmer stand leer. Der junge Amerikaner hatte seine kühle Wohnung in Therapia noch nicht aufgegeben und befand sich dort wohler als in dem heißen und traurigen Pera.

Bolton war in Oers Zimmer getreten und hatte sich schwerfällig auf einen Sessel am Fenster niedergelassen. Nach einer langen Pause, die Oer aber kaum bemerkte, sagte Bolton: „Ich habe hier nichts mehr zu thun und werde demnächst nach Amerika zurückkehren. Eberhard übernimmt es, meinen Grundbesitz in Pera und Bujukdere zu verwalten. Das wird ihm wenig zu thun geben, da ich nicht beabsichtige, die Häuser zu vermieten. Sie mögen leerstehen für mich und meine Freunde, falls ich noch einmal in meinem Leben nach Konstantinopel zurückkehren sollte. Das ist aber unwahrscheinlich. Meine ursprünglichen Pläne, Ländereien in den Provinzen aufzukaufen, habe ich aufgegeben, und der eigentliche Zweck von Eberhards Herkommen ist damit vereitelt; aber er ist ein umsichtiger Mann, und auf die eine oder die andere Weise wird es ihm gelingen, seine Zeit hier nützlich anzuwenden: leichter als in Amerika, wo scharfsichtige Geschäftsmänner in Menge zu finden sind, während ich hier noch keinen einzigen der Art gefunden habe. Es muß deren geben, — häufig sind sie nicht . . . Und welches sind Ihre Pläne, junger Freund, da Sie Ihre hiesige Thätigkeit wohl ebenfalls als abgeschlossen betrachten?"

Oer hielt nichts mehr in Konstantinopel zurück, aber er war traurig, und der Gedanke beängstigte ihn, in dieser

Stimmung mit Menschen, auch mit seinen liebsten Verwandten, verkehren zu sollen. Sie würden ihn ausfragen, seinen trüben Sinn nicht verstehen und sich teilnehmend nach dessen Ursachen erkundigen. Ihm verlangte nach keiner Teilnahme, keinem Trost. Er wollte ungestört traurig sein können, und dazu war ihm das dunkle Haus in Pera der liebste Ort. „Ich möchte zunächst abwarten, daß ich meinen Arm wieder gebrauchen kann," sagte er. „Darüber werden wohl noch einige Wochen vergehen müssen. Später — nun, dann möchte ich meine Verwandten aufsuchen — und noch später . . ." Er blickte entmutigt vor sich hin. Er war nicht dazu aufgelegt, Pläne zu machen. — „Ach, später sei spätere Sorge!"

Boltons traurige Augen hefteten sich auf seinen jungen Freund. „Sie dürfen sich nicht treiben lassen, Oer," sagte er ernst. „Sie müssen Pläne machen, an die Zukunft denken, vorwärts gehen. Sie sind traurig. Sie haben Grund dazu. Sie haben viel verloren. — Aber Sie besitzen noch das beste, das einzige im Leben, das nicht wieder ersetzt werden kann, wenn es einmal dahin ist: Jugend. — Jugend, das heißt Zeit. — Zeit heilt alles. — Ich bin ein alter Mann. Ich habe keine Zeit mehr. Ja, ich bin ein alter Mann. Das, und was das sagen will, ist mir erst seit wenigen Tagen vollkommen klar geworden. Bis dahin war mein ganzes Leben ein einziges Stück. Das, was ich heute erlebte, war die natürliche Fortsetzung meines Gestern. Ich war derselbe Thomas Bolton, der als Kind Hunger gelitten, als Mann hart gearbeitet, mit den Jahren die Früchte seines Bemühens reichlich geerntet hatte und diese nun in Wohlsein

wohlthuend verzehren konnte. — Ich wollte an der Befreiung eines unglücklichen Menschenstammes arbeiten. Das erschien mir eine große Wohlthat, die ich der Menschheit erwies. Nach dem Ziele strebte ich, und das machte mich glücklich. Jetzt ist es in unabsehbare Fernen gerückt, mir, dem Greise, für immer dahingeschwunden, und nun erblicke ich meine ganze Vergangenheit wie hinter einem dichten Schleier. Thomas Bolton, mit seinem Hunger als Kind, seiner Arbeitslust als Mann, der reiche, vieles vermögende Thomas Bolton erscheint mir wie ein anderer. Ich kann nicht mehr wollen, was er gewollt hatte, weil das, was er wollte, für mich verloren ist. — Sich in grauer Dämmerung ziellos bewegen, recht müde sein, kein Licht leuchten sehen, — das ist die wahre, schwere Einsamkeit des Greisenalters." Er hielt inne und blickte lange auf das Wasser. Seine starren Züge wurden weicher. „Das Meer," sagte er leise, „das schöne, große Meer, — o das Meer!"

Der antwortete darauf nicht. Er war selbst trostbedürftig — Das wußte er nicht, und er empfand inniges Mitleid mit dem unglücklichen, alten Mann, der ihm wohlwollte, und von dem er so viel Gutes erfahren hatte. Nach langem, düsterem Schweigen sagte er, den Blicken Boltons folgend, die noch immer auf der blauen Wasserfläche ruhten: „Das Wetter ist schön. Was meinen Sie, lieber Herr Bolton, wenn wir einen Kaïk nähmen und nach Bujukdere führen? Wir könnten uns den Yali einmal wieder ansehen."

„Das ist das beste, was wir thun können."

Nach wenigen Minuten waren die beiden reisefertig,

und eine halbe Stunde später saßen sie in einem schmucken, von zwei schönen jungen Griechen geführten Kaïk, den Hendrichs für sie ausgesucht hatte.

Die Fahrt dauerte über zwei Stunden, denn vom Schwarzen Meere her zog ein starker Nordwind den Bosporus herunter dem Marmara-Meere zu, und das kleine Fahrzeug hatte gegen die Strömung zu kämpfen; aber die Schiffer ermüdeten nicht, und die leichten Ruder wurden in regelmäßigen, gleich schnellen Zügen bis zum Ende durch das Wasser gezogen. Bolton hatte sich eine kurze Holzpfeife angesteckt, Oer rauchte eine Cigarette nach der anderen. Keiner von ihnen sprach ein Wort.

In Bujukdere angelangt, gab Bolton den Schiffern ein großes Silberstück, einen Medschidije. Sie blickten ihn fragend an, denn die Fahrt von Galata nach Bujukdere kostete das Doppelte. „Das ist nur für euer Frühstück," erklärte Oer. „Ihr müßt hier auf uns warten. In einer Stunde etwa fahren wir zurück. Ihr könnt euch unterdessen ausruhen."

Die Schiffer blickten nun wieder freundlich, und Oer und Bolton stiegen an Land. — Im Yali versah jetzt ein riesiger Kroat in prächtiger Tracht, den Eberhard mit Hendrichs' Hilfe gefunden hatte, Kapudschidienste. Sein Vorgänger war am 26. August verschwunden und nicht wieder erschienen. „Er ist wahrscheinlich erschlagen worden," war dazu Hendrichs' Kommentar gewesen.

Oer und Bolton gingen durch die leeren Gemächer, die sorgfältigst rein gehalten waren, aber in denen noch alles an demselben Platze stand wie am 25. August, als ihre Bewohner sie verlassen hatten. In Bartevs Zimmer

lagen auf dem Tisch dessen Hut, Handschuhe und Stock. Bolton nahm die Sachen und betrachtete sie lange. Den Stock behielt er in der Hand und legte ihn nicht wieder nieder. — Ein Diener brachte Bolton und Oer Kaffee und kaltes Wasser. Der Mann kam Oer bekannt vor. „Habe ich Sie nicht schon geschehen?" fragte er.

„Mein Name ist Marco," antwortete der Diener. „Ich habe die Ehre gehabt, den Herrn Baron im Hause Argyriadi zu bedienen."

Das war also der Mann, der Oer veranlaßt hatte, während langer Zeit die schwere Reitpeitsche zu tragen, die ihn zufällig zum Kampfe gegen die Mörder Giragos' gerüstet und die Veranlassung gewesen war, daß man ihm den Arm zerschlagen hatte. „Richtig, jetzt besinne ich mich," antwortete er Marco. — „Madame Argyriadi hat Konstantinopel verlassen?"

„Sie wurde von Weinkrämpfen befallen, als sie am 26. August abends von Pera nach Therapia zurückgekehrt war. Am nächsten Tage schon reisten die Herrschaften nach Paris ab. Ich hätte in ihren Diensten bleiben können, aber mein Freund Joseph Hendrichs verschaffte mir eine Stelle in diesem Hause. — Ich werde mich bemühen, meinen neuen Herrn, der mich noch nicht kennt, zufriedenzustellen."

„Dies ist Ihr neuer Herr: Herr Bolton."

Marco verneigte sich ehrerbietig, Bolton begrüßte ihn durch ein leichtes Nicken. Darauf entfernte sich der Mann wieder, stattlich und geräuschlos, wie er eingetreten war.

Bolton und Oer blieben noch eine kleine Stunde im

Yali. Sie sprachen wenig. Was sie sagten, bezog sich auf Bartev.

Als die beiden wieder im Kaik saßen, sagte Bolton plötzlich, nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingeschaut hatte: „Sie sagten vorhin, ‚später sei spätere Sorge‘.“ — Seit dem „vorhin“ waren über vier Stunden verflossen. Boltons Gedanken mußten sich seitdem wohl viel mit Oer beschäftigt haben.

„Ja, ich glaube, das habe ich gesagt.“

„Es war unrecht von Ihnen. Es ist Ihre Pflicht, an die Zukunft zu denken.“

„Sie haben recht, Herr Bolton. Was ich da sagte, sollte auch nicht für immer gelten. Ich möchte nur noch einige Tage ruhen. Ich bin nicht krank, das sehen Sie, aber ich fühle mich etwas angegriffen.“

Bolton hatte Oer mehr, als er es selbst wußte, in sein großes Herz geschlossen. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte er. „Sie haben mir, bald nachdem wir uns kennen gelernt hatten, gesagt, Sie wollten Geld verdienen. Das fand ich vollkommen in Ordnung, und es war meine Absicht, Ihnen dabei behilflich zu sein. — Kommen Sie mit nach Amerika. Ich habe eine Stelle für Sie, in der Sie bei gewöhnlichem Glück in wenigen Jahren ein wohlhabender, vielleicht ein reicher Mann werden können.“

„Sie sind sehr gütig, Herr Bolton. Ich danke Ihnen. Aber zunächst muß ich meine Verwandten besuchen. — Und dann,“ fügte er etwas verlegen hinzu, „eine Stelle, in der ich so wenig zu thun haben würde wie in der letzten, möchte ich nicht wieder annehmen.“

„Das haben Sie mir bereits gesagt. Um ähnliches würde es sich nicht handeln. Sie sollen der Verwalter meiner Ländereien im Westen werden, wo ich einen Vertrauensmann gebrauche und seit Giragos' Tode keinen habe. Ich würde Ihnen an dem Geschäfte dieselbe Beteiligung geben, die ich Giragos eingeräumt hatte."

„Sie sind sehr gütig, Herr Bolton, aber . . ."

Bolton unterbrach ihn. Seine Stimme war sanft, fast zärtlich geworden. „Sie erweisen mir einen Dienst, Heinrich Oer, wenn Sie bei mir bleiben. Ich habe plötzlich alle meine Freunde verloren. In Amerika, wo ich sechzig Jahre lang gelebt habe, bin ich trotzdem nur von Fremden umgeben. Verwandte habe ich nicht. Ich bin als Waisenkind mit zehn Jahren auf die Straße gesetzt worden, und niemand hat sich je um mich gekümmert. — Sie kenne ich. Sie würde ich vermissen. Begleiten Sie mich! Ich verlange nicht, daß Sie mir Ihre Zukunft oder auch nur einen Teil derselben opfern. Sie werden im Gegenteil, wenn Sie für mich arbeiten, für Ihre Zukunft sorgen, und das ist, wie ich wiederhole, Ihre Pflicht. — Kommen Sie! Ziehen Sie in Howians Haus! Über alles andere werden wir uns sogleich nach unserer Ankunft in Amerika verständigen — zu Ihrer Zufriedenheit, dessen bin ich sicher."

Boltons Reden hatten mancherlei in Oers Geist wieder wachgerufen, was seit Monaten dort geschlummert hatte. — Warum hatte er Deutschland verlassen? Zu welchem Zweck war er nach Amerika gegangen? — Um Geld zu verdienen. Wäre es nicht thöricht, wäre es nicht unrecht von ihm gewesen, jetzt ein Anerbieten auszuschlagen, das

ihm Aussicht auf unerwartet schnelle Erfolge eröffnete? — Als Mann, der den Namen seines Vaters mit Ehren tragen wollte, war es seine Pflicht, die gesellschaftliche Stellung, die er leichtsinnig verscherzt hatte, wiederzugewinnen. Er mußte Boltons Anerbieten annehmen. — Doch war es dieses Gebot der Mannespflicht nicht allein, dem er gehorchte, vielmehr leiteten ihn hauptsächlich Gefühle der Dankbarkeit und freundschaftlichen Verehrung, als er antwortete: „Sie sind sehr gütig, Herr Bolton, und ich danke Ihnen dafür. Ich nehme Ihr Anerbieten an, und ich habe daran nur eine Bitte zu knüpfen. Bewilligen Sie mir einen Urlaub, um mich hier noch einige Wochen auszuruhen und später meine Verwandten in Deutschland zu besuchen. Vor Ende des Jahres, im November, spätestens im Dezember bin ich in Amerika bei Ihnen."

Da erglänzten die steinernen Augen des alten Mannes in feuchtem Schimmer, und er sagte leise, fast wie einer, der sich einer Schwäche schämt: „Nun gehe ich ruhiger von hier fort. — Wir wollen einer für den andern sorgen, Heinrich Oer." — Der einsame Mann sah in der grauen Dämmerung seines Alters ein neues Licht auftauchen.

Zwei Tage darauf verließ Bolton Konstantinopel. Eberhard begleitete ihn bis nach Wien. Oer blieb im Hause von Pera zurück mit Hendrichs, Mardyros und zwei anderen Armeniern, dem alten Koch Miram und dem alten Kutscher Ohan, die sich während der Schreckenstage in der Küche und im Stall verborgen gehalten hatten und sich auch jetzt noch immer nicht auf der Straße zu zeigen wagten.

Oer saß in seinem Zimmer am Fenster und hatte soeben sein Frühstück beendet, als die Thür geöffnet wurde und Walter Georg hereintrat.

Oer sprang freudig erregt auf. Walter Georgs Gesicht gab deutlich zu erkennen, daß er nicht Träger trauriger Nachrichten war. „Du hier?"

„So scheint es. Wie geht es dir?"

„Aber was führt dich nach Konstantinopel?"

„Zunächst mußt du auf eine Frage Antwort geben, denn die habe ich sofort nach Hause zu telegraphieren: Wie geht es dir?"

„Nun, gut, wie du siehst."

„Das sehe ich nicht gerade. Du siehst im Gegenteil ziemlich schlecht aus. Aber gleichviel, ich halte mich an dein Wort. Bitte, klingle dem alten Mann . . . Wie heißt er doch?"

„Mardyros." Oer klingelte.

„Richtig."

Mardyros trat ein.

Walter Georg hatte sich an den Schreibtisch gesetzt. Nach einer Minute sagte er zu Oer: „Beachte die Verschwendung!" Er zeigte Oer ein kurzes Telegramm: „Dringend. Sehr gut." — „Das ‚dringend' war von deinem Vater befohlen. Das ‚sehr' ist gegen die Verabredung, denn dein Vater dachte an die hohen Telegraphengebühren; aber das Wort wird ihn erfreuen, und ich bin ja ein Verschwender. — Nun erkläre Mardyros, daß er die Depesche sofort aufgiebt, und dann will ich so rücksichtsvoll sein, dir von Hause zu erzählen, und erst

nachdem das geschehen ist, einen Bericht deiner verschiedenen Heldenthaten verlangen."

Walter Georgs Bericht war kurz und bündig: der Vater befände sich wohl, Gabriele ebenfalls, Tante Huysburg kränkle seit einiger Zeit, aber ihr Zustand sei glücklicherweise nicht besorgniserregend. „Dann letztens, aber ebenfalls beachtenswert," schloß er, „Helen Sands hat alle Herzen erobert. Vielleicht wird sie deine Stiefmutter. Dein Vater weicht nicht von ihrer Seite, wenn er mit ihr zusammentrifft. Die jüngere Schwester hat sich mit einem Herrn Winthrop verlobt und wird sich im Laufe des Winters in Paris verheiraten. Wir sind zur Hochzeit geladen. Ich bezweifle, daß wir davon Gebrauch machen werden. Die ganze Familie Sands: Vater, Mutter und Töchter, waren vierzehn Tage lang Harmens Gäste, und seitdem ist Helen allein zu Besuch nach Huysburg gekommen. Die anderen sind in einem Seebade. Wir haben sie nicht vermißt. Alle, die ich genannt habe, die ‚anderen' aber nicht mit einbegriffen, da ich sie vor meiner Abreise nicht mehr sah, haben mir Grüße für dich aufgetragen. — Mein Bericht ist, so hoffe ich, vollständig — bis auf einen Punkt: weshalb ich hier bin. — Unsere Zeitungen waren acht Tage lang voll von den Vorgängen in Konstantinopel. Dein Vater, meine Frau, Tante Huysburg wollten absolut nicht glauben, daß dir dabei nichts Besonderes zugestoßen sei. Deine diktierten Briefe vermehrten die Befürchtungen. Wer dich kennte, müßte wissen, daß du alles, was uns ängstigen könnte, so lange wie möglich verschweigen würdest. — Ich predigte Vernunft, anfangs nicht ganz vergeblich, als ich plötzlich durch

einen unerwarteten Angriff zurückgeworfen wurde. ‚Könnte nicht einer von Ihren jungen Freunden, Herr General,‘ sagte das hinterlistige, kleine amerikanische Fräulein ganz harmlos, ‚Ihren Sohn aufsuchen? Dann würden Sie in vier Tagen telegraphische sichere Nachrichten über sein Befinden haben.‘

„Nachdem die junge Dame so gesprochen hatte, schlug sie die Augen zu Boden und wurde ganz still. Dein Vater strich sich den Bart. Tante Huysburg legte ihre Handarbeit nieder und bog sich in den Sessel zurück. Gabriele wagte ich nicht anzublicken. In mir wogte ein Kampf zwischen Vernunft und Gutmütigkeit. Die Vernunft unterlag, was mich nicht allzu sehr wunderte. — ‚Wenn es zu euerer Beruhigung beiträgt,‘ sagte ich resigniert, ‚daß ich euch Nachrichten über Heinrich gebe, so will ich ihn gern aufsuchen.‘

„‚Damit wir für zwei zu sorgen haben anstatt für einen!‘ sagte Gabriele. Aber sie wurde im Handumdrehen von deinem Vater und der Tante mundtot gemacht: für mich brauchte man nicht zu sorgen; in Konstantinopel wäre die Ruhe vollständig wiederhergestellt; die Fahrt dorthin wäre eine Vergnügungsreise. Dein Vater hätte gewünscht, er könnte sie unternehmen, aber sein Rheumatismus . . . und so weiter — du verstehst. Ich war gefangen. Reue konnte daran nichts mehr ändern, und so ergab ich mich freundlich lächelnd in mein trauriges Schicksal. Nachdem in fünf Minuten festgestellt war, daß ich reisen würde, dankte mir der Schwiegerpapa in wärmeren Worten, als ich je von ihm gehört habe. Tante drückte mir die Hand und sagte irgend etwas Schmeichel-

haftes über meine Opferfreudigkeit, und die Urheberin alles Übels, das kleine ‚Yankee girl‘ — du magst es glauben oder nicht — hatte Thränen in den Augen. Ich sah es ganz deutlich; übrigens bestätigte Gabriele es mir später.

„Nun wollte ich die Heldenrolle, die ich mir aufgebürdet hatte, groß durchführen. Ich ließ mir das Kursbuch bringen, in dem ich mich sehr gut zurechtzufinden weiß und sagte nach kurzem Studium: ‚Der Schnellzug nach Wien geht heut abend acht Uhr zehn Minuten ab. Morgen früh bin ich in Wien, und Mittwoch gegen zwei Uhr habt ihr ein Telegramm aus Konstantinopel von mir.‘ — Mein Triumph war vollkommen. Ich schweige von den Instruktionen deines Vaters und von dem Auftritt, den Gabriele mir machte, als wir allein waren. Das würde zu weit führen. Du darfst übrigens nicht glauben, daß deine Schwester mich nicht abreisen lassen wollte; sie war nur entrüstet, daß ich ohne ihre Erlaubnis einen männlichen Entschluß gefaßt hätte, und sagte mir schließlich, ich sei der beste Mann von der Welt. — Du siehst, ich werde eben endlich nach meinen Verdiensten gewürdigt.“

Der leichtfertige Ton, in dem Walter Georg gesprochen hatte, paßte schlecht zu Oers Traurigkeit, aber im Grunde war Oer dem Freunde dankbar, eine lange Reise unternommen zu haben, um die Seinigen zu beruhigen, und er berichtete bereitwillig, wenn auch kurz, über die Vorgänge vom 26. und 27. August. Als er von der Ermordung Giragos und von dem Tode Varvarias sprach, da wurde er tief bewegt, und seine Stimme bebte. Walter Georg blickte ernst vor sich hin und sagte: „Die armen

Menschen! Es ist jammerschade um sie!" — Den gebrochenen Arm erklärte Oer in wenigen Worten, und Walter Georg nahm die Sache leicht. — Gebrochene Arme werden von regelmäßigen Besuchern der Rennplätze nicht sonderlich beachtet.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählte Oer von dem Abkommen, das er mit Bolton getroffen hatte.

„Aber vorher besuchst du uns natürlich in Deutschland," warf Walter Georg ein.

„Selbstverständlich."

„Das vereinfacht meine Mission. — Ich habe nämlich versprochen, dich nach Huysburg zurückzubringen. — Der Orientexpreß geht morgen um vier Uhr von hier ab. Wir sind Sonnabend in Wien, Sonntag in Berlin und treffen Montag vormittag in Huysburg ein. Perfekt! Ich habe die Lorbeeren, die ich ernten werde, wohl verdient."

„Nein, so rasch geht es doch nicht," sagte Oer langsam. „Ich muß mich von Edhem Pascha verabschieden. Ich habe meine Sachen zu sammeln, die teilweise hier, teilweise in Bujukdere umherliegen. Ich wünschte verschiedenen meiner hiesigen Bekannten, Walsh und Parcegh Effendi unter anderen, Adieu zu sagen, an Bolton zu schreiben, und . . . und . . . kurz und gut, ich möchte meine Abreise nicht überstürzen. Zu Hause ist man jetzt durch dein Telegramm beruhigt. Gieb mir etwas Zeit! Morgen über acht Tage stehe ich zu deiner Verfügung."

Walter Georg blickte seinen Freund verwundert an. „Aber um Himmelswillen, Mann, sage mir, was fesselt dich noch an Konstantinopel, daß es dir so schwer wird, dich von hier loszureißen? Ich sollte meinen, du hättest

nun gerade genug von der Stadt und dem Lande, wo dir, alles in allem, nur Unerfreuliches und Trauriges zugestoßen ist. Wenn du bis morgen nicht bequem fertig werden kannst, was ich zur Not begreife, so laß uns wenigstens den nächsten Expreß am Montag benutzen."

„Nein," antwortete Oer etwas ungeduldig. „Ich kann dir nicht versprechen, bis Montag reisefertig zu sein. Ich will es versuchen, — aber bitte, treibe mich nicht zu sehr! Ich möchte nicht wie ein kranker Mensch vor meinen Vater hintreten und . . . ich befinde mich noch nicht ganz wohl."

„Hm," machte Walter Georg enttäuscht und verdrießlich, aber, als er seinen Freund anblickte, war er schnell versöhnt. Oer war abgemagert, bleich, und seine Augen blickten, nachdem sich seine freudige Aufregung über Walter Georgs Kommen gelegt hatte, unendlich traurig. „Ich gebe wie immer nach," sagte er in scherzhaftem Tone, aber in seinem Herzen empfand er Mitleid mit dem Freunde. — „Wo bringst du mich unter?" fuhr er fort.

„Hier natürlich."

„Was macht der Vater der beiden hübschen Kinder, die ich nach Berlin brachte, — Sohagian hieß er ja wohl?"

„Er ist in England."

„Und der tapfere Wanian?"

„Ebenfalls in England. Ich habe lange nicht vom ihm gehört. — Dies Haus und der Yali in Bujukdere gehören jetzt Bolton."

„Meinem alten Freunde, dem idealen Rheder? Was der Mann für Geld haben muß, daß er fortwährend Häuser kaufen kann! Meine Kenntnisse bezüglich des Wertes derartigen Grundbesitzes beschränken sich darauf, daß Häuser von Zeit zu Zeit dadurch sehr nützlich werden, daß man darauf erste, zweite, zur Not auch dritte und vierte Hypotheken vergeben kann. — Aber diese Erfahrungen rühren aus der Zeit meiner fernen Jugend her."

Der klingelte. — Mardyros erschien. „Ist das Gepäck des Prinzen gekommen?"

„Ein Diener hat es soeben gebracht."

„Lassen Sie es auf Herrn Boltons Zimmer bringen. — Du hast einen Diener mitgenommen?" fuhr er fort, sich an Walter Georg wendend.

„Gabriele wollte mich nicht allein reisen lassen. Ich bin ein unmündiges Kind geworden, seitdem ich mich verheiratet habe."

* * *

Während der nächsten Tage machte Der seinem Gönner Edhem Pascha einen Abschiedsbesuch.

„Es thut mir leid, Sie scheiden zu sehen," sagte der alte, würdevolle Herr. „Bewahren Sie mir ein gutes Andenken. Ich werde Sie nicht vergessen. Sie sind mir lieb geworden."

Parcegh Effendi hatte sich noch nicht beruhigt. „Sie verlassen Konstantinopel nicht, weil Sie glauben, daß hier noch Gefahr ist?" fragte er ängstlich.

„Ich glaube, die Ruhe ist vollkommen wieder hergestellt. — Meine Verwandten wünschen mich zu sehen, und Geschäfte rufen mich nach Amerika. Sonst würde ich ruhig hier bleiben."

„Werden wir uns wiedersehen?"

„Ich wünsche es, Parcegh Effendi. Ich lasse liebe Freunde hier zurück und nehme unvergeßliche Erinnerungen mit mir fort."

„Unvergeßliche . . . furchtbare Erinnerungen. Wäre ich frei, ich verließe Konstantinopel, um es nie wiederzusehen."

Walsh zeigte sich aufrichtig freundschaftlich, aber der Abschied wurde ihm nicht schwer. „Ich bin überzeugt, wir sehen uns in Amerika wieder," sagte er, „und dort werden wir uns besser vergnügen können als hier. Ich werde wohl noch bis zum nächsten Jahre in Konstantinopel bleiben. Schreiben Sie mir, wenn Sie in Amerika sind, und sagen Sie mir, wohin ich Ihnen schreiben kann."

„Briefe unter Boltons Adresse werden mich von November ab sicher erreichen."

„Grüßen Sie den alten Herrn von mir! Ich hoffe, er ist endlich gründlich von seiner Armenierliebe geheilt. Erbärmlich haben sich die Leute benommen. — Sich abschlachten zu lassen wie die Schafe!"

„Bartev . . ."

„Bartev, ja, der ist wie ein Mann gefallen."

„Ich kenne noch andere, die den Heldentod gestorben sind."

„Ich nicht. — Nun also auf Wiedersehen in Amerika

oder vielleicht in Paris. A propos: haben Sie je wieder von Madame Kalliope gehört?"

„Sie ist nach Paris gereist. Das ist alles, was ich von ihr weiß."

„Ja, das wußte ich ebenfalls. — Es ist klar, daß sie einen Vorwand gesucht und gefunden hat, um ihren geliebten Naïm Bey wiederzusehen."

„Daran hatte ich nicht gedacht. Es ist mir übrigens gleichgiltig."

„Und mir ebenfalls, lieber Oer. Ich war einen Monat lang vernarrt in sie. Davon habe ich mich schnell und gründlich geheilt. Auf Wiedersehen!"

Als Oer Hendrichs aufforderte, ihm beim Kofferpacken behilflich zu sein, und bei der Gelegenheit bemerkte, er werde demnächst nach Deutschland abreisen, blickte Hendrichs ganz bestürzt. „Werden der Herr Baron nicht wieder nach Konstantinopel zurückkehren?" fragte er erregt.

„Schwerlich, mein guter Hendrichs."

„Herr Baron, könnten Sie mich nicht mitnehmen? Ich würde Ihnen ein aufmerksamer Diener sein."

„Das ist leider nicht möglich. — Herr Bolton sagte mir neulich, Herr Eberhard werde Sie später zum Hausverwalter in Bujukdere ernennen. Das wäre eine vorzügliche Stellung für Sie. Etwas Ähnliches könnte ich Ihnen beim besten Willen nicht bieten."

„Ich wünsche keine bessere Stellung als die Ihres Kammerdieners, Herr Baron. Nehmen Sie mich mit, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Hendrichs' Anhänglichkeit rührte Oer. „Hören Sie,"

sagte er. „Ich weiß augenblicklich noch nicht, wo ich mich niederlassen werde. Wenn darüber etwas festgestellt sein wird und ich dann in der Lage sein sollte, Sie zu beschäftigen, so will ich es Ihnen mitteilen. — Sie sagten mir früher einmal, im Hotel Royal würde man Ihre Adresse kennen. — Ist dem noch so?"

„Ja, Herr Baron."

„Schön, dann sollen Sie dort von mir hören, sobald ich Ihnen etwas zu sagen habe, und, falls Sie mir schreiben wollten, lassen Sie sich von Herrn Eberhard die Adresse Herrn Boltons geben. Er wird stets wissen, wo ich zu finden bin."

„Ich danke Ihnen, Herr Baron. — Also augenblicklich können Sie mich nicht gebrauchen?"

„Nein, augenblicklich habe ich keine Verwendung für Sie, aber ich werde Sie nicht vergessen, verlassen Sie sich darauf."

Hendrichs seufzte leise und machte sich still an die ihm aufgetragene Arbeit. Während er damit beschäftigt war, sagte er: „Schwester Henriette hat sich teilnehmend nach Ihnen erkundigt, Herr Baron. Sie ist eine gute, edle Frau. Sie würde sich gewiß freuen, wenn Sie ihr Lebewohl sagen wollten."

„Das will ich sogleich thun. Packen Sie weiter! In einer halben Stunde bin ich wieder hier."

Schwester Henriette begrüßte Oer mit ruhiger Freundlichkeit, und mit ruhiger Freundlichkeit wünschte sie ihm Glück für die Reise und auf den Weg durchs Leben, als Oer ihr sagte, er verlasse Konstantinopel und wäre ge-

kommen, um sich von ihr zu verabschieden. Sie bat ihn, sich zu setzen, und sprach von den schrecklichen Augusttagen. „Man hat viele Armenier erschlagen, die vollkommen unschuldig waren," sagte sie.

„Woher kommt dieser allgemeine Haß der Türken gegen die Armenier?" fragte Oer.

„Die Armeinier haben hier zu Lande das Unglück, daß nicht nur ihre Fehler, sondern auch ihre guten Eigenschaften, ihre Sparsamkeit und Freude an der Arbeit, den Herren des Landes antipathisch sind. — Eine arme Frau aus der Nachbarschaft, die manchmal hier vorspricht, um sich Medizin für ein krankes Kind zu holen, erzählte mir, am 26. August sei ein armenisches Ehepaar mit zwei Kindern zu ihr gekommen und habe sie angefleht, sie zu verbergen. Es waren wohlhabende Leute. Die arme Frau that ihr bestes für sie. Ihre ganze Wohnung besteht aus zwei Stuben, von denen sie die eine den Fremden einräumte. Sie ernährte ihre Gäste so gut sie konnte. Am 29. August verließen sie sie. Der Mann sagte, er würde in einigen Tagen wiederkommen und sich bedanken. Er kam wieder und zeigte der freundlichen Wirtin ein Stückchen Papier, auf dem er berechnet hatte, was die arme Frau während der drei Tage, wo er bei ihr gewohnt, für ihn und für die Seinen verausgabt haben mochte. — Man giebt hier den Dienstboten in den Häusern wohlhabender Leute sieben Piaster Kostgeld für den Tag. Danach hatte der Mann seine Rechnung gemacht. ‚Vier Personen für drei Tage, zu sieben Piaster die Person macht im ganzen vierundachtzig Piaster,' sagte er, und er gab der Frau ein Goldstück, auf das

sie einen Medschidije und vier Piaster zurückzahlte. — Er prüfte das Silberstück aufmerksam und sagte: ‚Dieser Medschidije ist höchstens achtzehn Piaster wert,‘ worauf die arme Frau noch zwei Piaster aus der Tasche zog und auf den Tisch legte, die der so viel reichere Mann ruhig einstrich. Darauf grüßte er kühl, als verlasse er eine Herberge, wo er eine teure Rechnung bezahlt habe, und entfernte sich, ohne zu danken. Die Frau weinte, als sie mir das erzählte, und sagte: ‚Wenn ich nicht so arm gewesen wäre, hätte ich das Geld nicht genommen, denn er gab es mir, als wäre es ein Almosen, und doch war es sicherlich nicht mehr, als ich für ihn ausgegeben hatte.‘ — Sehen Sie, Herr von Oer, solche Sachen kommen häufig vor, und ähnliche sind es, die die Armenier den kleinen türkischen Leuten verhaßt gemacht haben. Diese kommen von alten kriegerischen Nomadenstämmen; Kampflust liegt in ihrem Blute. Da hat es keiner besonderen Aufreizung bedurft, um sie gegen die Armenier zu hetzen. Als sie sahen, daß sie ungestraft töten durften, haben sie getötet.“

Am Tage vor seiner Abreise fuhr Oer noch einmal nach Psamatia und blieb dort lange, gleich einem, der ein stilles Gebet verrichtet, an der Stelle stehen, wo Giragos gefallen war, und von dort begab er sich nach dem Sulu-Monastir, das er in demselben Zustand der Verwüstung und Verwahrlosung wiederfand, in dem er es an jenem schrecklichen 26. August verlassen hatte. — Vierundzwanzig Stunden später sah er Psamatia zum letzten Male, als er auf der Eisenbahn langsam an dem elenden Vororte vorbeifuhr, und er fand auch, auf der

Mitte des Weges von Psamatia nach dem Schloß der sieben Türme, den schmalen Steg, von dem Varvaria ins Meer gesprungen war. — In dem Augenblick lagen dort zwei schlanke Kaïks, deren junge griechische Führer dem vorbeifahrenden Zuge lächelnd zunickten.

Viertes Kapitel.

Ein schöner, erfrischender Herbst war dem schweren, heißen Sommer gefolgt. — Im Park von Huysburg herrschte friedliche Ruhe, sanftes Einschlafen der müden Natur. Auf der Terrasse des Schlosses, von der eine breite Freitreppe in den Park führte, saßen vier Personen: die Gräfin Huysburg, deren Bruder, der alte General, eine stattliche schöne Frau, Anna von Keßner, und ein zartes, blasses junges Mädchen, Helen Sands. Sie lauschten aufmerksam auf das durch die Stille des Abends deutlich vernehmbare Rollen eines sich schnell nähernden Wagens, in dem Gabriele ihren Bruder und ihren Mann von der Bahn abgeholt hatte.

Frau von Keßners Gegenwart war keine zufällige, vielmehr das Ergebnis langer Unterredungen, die zwischen der Gräfin, Gabriele und dem General stattgefunden hatten. — Dieser hatte es zunächst als selbstverständlich betrachtet, daß die Heimkehrenden nur von den in Huysburg anwesenden Mitgliedern der Familie empfangen werden sollten; Helen Sands, die als lieber Gast im Hause weilte, konnte nicht ausgeschlossen werden, aber an Keßners hatte der alte Herr von Oer ebensowenig gedacht

wie an den Oberst von Steinmann und andere gute Freunde, die sein Sohn Heinrich in Deutschland wieder antreffen würde. — Die Gräfin Huysburg und Gabriele waren anderer Meinung gewesen. Sie nahmen noch immer an, daß Heinrich um Anna Keßner als um die verlorene Geliebte trauere, und da sie es, bei den bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Familien Oer und Harmen, für unmöglich erachteten, daß Heinrich Frau von Keßner überhaupt nicht sehen würde, so hatten sie es für gute Diplomatie gehalten, die beiden unmittelbar nach Heinrichs Ankunft einander gegenüberstellen. „Sollte ihn das Wiedersehen aufregen," hatte die Gräfin gemeint, „so wird das weniger auffallen, wenn er uns alle zu begrüßen hat, als wenn er auf Anna von Keßner allein angewiesen sein wird."

„Ganz richtig, Tante. Und solange die Sache nicht vorüber ist, wird er keine Ruhe haben."

„Darauf war es den beiden gelungen, den General zu überzeugen, daß Harmens, die nächsten Nachbarn, es übel nehmen könnten, wenn man sie nicht einlüde, zu Heinrichs Empfang nach Huysburg zu kommen. Keßner hatte der Einladung nicht folgen können, da er sich in dem Augenblick auf einer Generalstabsreise in Ostpreußen befand, und der alte Graf Harmen, der an Gicht litt, hatte sich ebenfalls entschuldigen lassen.

Jetzt bog der Wagen in die gerade Allee ein, die nach dem Schlosse führte, und gleich darauf hielt er vor der Freitreppe. — Gabriele sprang leichtfüßig hinaus, Heinrich, der den Arm noch in der Binde trug, folgte etwas schwerfällig. Der General war dem geliebten Sohne

entgegengegangen und umarmte ihn, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Gleich darauf reichte er Walter Georg die Hand. „Das hast du schnell und gut ausgeführt," sagte er. — Anna Keßner und Helen Sands stiegen die Freitreppe hinunter. Heinrich kam ihnen auf halbem Wege entgegen und begrüßte beide freundlich und unbefangen; dann eilte er zur alten Gräfin, die sich in ihrem Sessel vorgebeugt hatte, und aus deren hellen, guten Augen herzlichstes Willkommen leuchtete. „Mein lieber Sohn," sagte sie mit großer Zärtlichkeit in der Stimme. „Ich fürchtete schon, ich würde dich nicht wiedersehen. Ich war recht krank."

„Es geht dir gottlob wieder gut. Walter Georg hat mir alles erzählt."

„Ja, es geht mir besser. Aber du siehst etwas angegriffen aus."

„Die lange Reise, liebe Tante — und der viele Staub — und dann — ich habe schwere Tage durchlebt, — und mein Arm macht mich noch unbeholfen. Aber das wird alles schnell gut werden . . . Ich freue mich, bei euch zu sein."

„Und wir freuen uns, dich hier zu haben, und so bald lassen wir dich nicht wieder frei. Aber nun geh nur zunächst in dein Zimmer und mach es dir bequem. Christian wird dir dabei behilflich sein."

Als Heinrich gegangen war, sagte Gabriele leise zu ihrer Tante. „Ich habe Heinrich beobachtet, als er Anna begrüßte. Er war vollkommen unbefangen."

„Ja, er erschien unbefangen. Aber der arme Junge sieht traurig und elend aus: stille Wasser sind tief."

„Wovon sprecht ihr?“ fragte der General dazwischen.

„Von Heinrich,“ antwortete die Gräfin. „Wie findest du, daß er aussieht?“

„Müde und elend sieht er aus. — Was mag ihm fehlen?“

„Mache dir deswegen keine Sorgen, Papa! Die lange Reise hat ihn ermüdet. Das ist alles.“

Nach einer halben Stunde erschienen die beiden Reisenden wieder, und bald darauf setzte sich die kleine Gesellschaft zu Tisch. Anna Keßner hatte sich schon vorher verabschiedet. Sie wollte nach Harmen zurückkehren, um ihrem kranken Vater Gesellschaft zu leisten. „Bitte, empfehlen Sie mich ihm,“ sagte Heinrich. „Ich werde mir erlauben, ihm morgen meine Aufwartung zu machen.“

„Er wird sich freuen, Sie zu sehen. Sie waren von je her sein besonderer Liebling.“

Dies wurde von beiden Seiten mit einer Unbefangenheit gesagt, die Gabrielen und die Gräfin sehr beruhigte.

Während der Mahlzeit und nach Tische hatte Heinrich viel Fragen zu beantworten und viel zu erzählen. Er sprach ruhig und ernst, ein durch die Tragik der Ereignisse gereifter Mann, und alle lauschten seinen Worten mit einer Art andächtiger Aufmerksamkeit.

„Du hast viel Schreckliches und Trauriges erlebt,“ sagte die Gräfin. „Das Traurigste war wohl der Tod der armen Barbaria.“

„Ja. Der Tod der beiden Geschwister Giragos und Barbaria hat mich schmerzlich berührt.“

Helen Sands verlor keins von Heinrichs Worten; aber sie saß mäuschenstill.

Bald nach dem Essen sagte der General: „Du wirst müde sein, begieb dich zur Ruhe. Wir haben glücklicherweise Zeit, uns ruhig über alles auszusprechen, was dich angeht."

Heinrich folgte der Aufforderung seines Vaters bereitwillig. Er fühlte sich in der That sehr ermüdet. Als er Helen Sands Gute Nacht bot, sagte er leise: „Ich schulde Ihnen vielen Dank für die lieben Briefe, die Sie mir geschrieben haben."

„O, Herr von Oer, Sie schulden mir keinen Dank."

„Davon sprechen wir noch ausführlicher." Dann wandte er sich noch einmal an alle Anwesenden: „Gute Nacht, gute Nacht! Ich fühle mich ruhig und wohl, zu Hause zu sein. Gute Nacht!"

* * *

Die Tage von Huysburg flossen in behaglichem Einerlei dahin und waren für Heinrich Tage körperlicher und seelischer Erholung. — Die amerikanischen Zukunftspläne, über die er gleichzeitig mit seinem Vater und der Gräfin sprach, wurden von den beiden unter der Bedingung gebilligt, daß Heinrich sich nicht für längere Zeit binden solle.

„Das hängt doch nicht ausschließlich von mir und von eueren Wünschen ab," bemerkte Heinrich dazu. „Ich bin noch weit von dem Ziele entfernt, daß ich mir stecken

mußte, als ich nach Amerika ging, um Geld zu verdienen."

„Vielleicht findet sich hier etwas für dich zu thun."

„Das ist nicht wahrscheinlich. Ich kann mir nicht recht vorstellen, womit ich hier Geld verdienen könnte, wogegen die Stellung bei Herrn Bolton mir ein gutes Auskommen sichert und mich hoffen läßt, jährlich eine größere Summe Geldes beiseite legen zu können."

„Nun ja. Trotzdem bitte ich dich, binde dich nicht für lange Zeit. Ich bin eine alte Frau, und dein Vater ist nur wenige Jahre jünger als ich. Wir möchten noch möglichst viel von dir sehen."

„Ich brauche mich, so glaube ich wenigstens, überhaupt nicht zu binden. Herr Bolton hat sich mir mit so großer Herzlichkeit genähert, daß ich ihn fast wie einen Verwandten betrachten darf. Er würde mich sicherlich nicht verhindern, Amerika zu verlassen, wenn ich nach Deutschland zurückkehren wollte; aber gerade deshalb habe ich besondere Rücksicht auf ihn zu nehmen. Er ist ein einsamer alter Mann."

„Mit einsamen alten Leuten muß man Mitleiden haben," sagte die Gräfin ernst. „Könnte Herr Bolton dich nicht später nach Deutschland begleiten?"

Dazu lächelte Heinrich. „Was könnte er hier anfangen? Er versteht kein Wort deutsch."

„Aber du wirst doch von Zeit zu Zeit einige Wochen mit uns verbringen können?"

„Ganz sicher. Ich werde euch wenigstens einmal jährlich besuchen. Die Reise von Amerika nach Deutschland dauert jetzt nur wenige Tage."

„Nun vorläufig müssen wir uns dann wohl von dir trennen. — Wann gedenkst du abzureisen?"

„Ich habe mir einen langen Urlaub ausbedungen. Wenn ich im November in New York bin, so ist das früh genug."

„Das giebt uns noch sechs Wochen Zeit. Da wollen wir heute noch nicht an den Abschied denken."

Das Schloßleben brachte es ganz natürlich mit sich, daß Heinrich und Helen sich häufig sahen und, wenn sie es wünschten, ungestört miteinander sprechen konnten. Den beiden Alten, dem General und der Gräfin, kam es nicht in den Sinn, die junge Gesellschaft überwachen zu wollen, und Walter Georg und Gabriele vermieden es sogar, als störende Dritte zu erscheinen, wenn sie Heinrich und Helen im Park spazieren gehen sahen. Aber es blieb nun seit bereits vierzehn Tagen bei den harmlosen Promenaden: das stille, blasse junge Mädchen wurde nicht heiterer, und der Tag ihrer Abreise war nahegerückt.

„Heinrich macht mich wirklich ungeduldig," sagte Gabriele eines Abends zu Walter Georg. „Wenn er nicht blind ist, so muß er doch sehen, daß Helen ihn liebt."

„Vielleicht sieht er es."

„Nun, warum spricht er dann nicht mit Helen?"

„Aber, Geliebte meiner Seele, er thut ja den lieben langen Tag nichts anderes, als mit ihr sprechen."

„Wenn du mich ‚Geliebte meiner Seele' nennst, so weiß ich immer schon, daß du mich ärgern willst. — Du verstehst ganz gut, was ich meine."

„Ich ahne es in der That, aber es erscheint mir so ungeheuerlich, daß ich mich lieber unwissend stelle."

„Was ist dabei ungeheuerlich, wenn ich von Heinrich verlange, er solle um die Hand eines reizenden jungen Mädchens anhalten, das ihm ihr Herz geschenkt hat?"

„Aber wenn er sie nun nicht wieder liebt?"

„Dann hat er einen schlechten Geschmack, denn sie ist das liebenswürdigste Geschöpf, das man sich denken kann."

„Aber muß denn jeder Mann jedes liebenswürdige junge Mädchen lieb gewinnen, sobald er erkannt hat, daß er ihr gefällt?"

„Das ist die Regel, und darum macht es mich ungeduldig, daß Heinrich, zu seinem Schaden, zu den seltenen Ausnahmen gehört."

Tags darauf beim Frühstück sagte Helen: „Mama läßt sich Ihnen empfehlen, Frau Gräfin. Sie kommt morgen gegen ein Uhr mit Alicen an, um mich abzuholen, und wir sollen dann um vier Uhr nach Köln weiterfahren, wo Papa uns erwartet, der uns nach Paris begleitet."

„Wie schade!" sagte Gräfin Huysburg. „Ich hatte mich an Ihre liebe Gesellschaft gewöhnt. — Können Sie uns nicht noch einige Tage schenken?"

„Wie gern thäte ich es, Frau Gräfin! Sie sind so gütig gewesen. Es wird mir schwer, Huysburg zu verlassen. Aber ich werde an dem Reiseplan nichts mehr ändern können. — Alicens Hochzeitstag ist bereits festgesetzt, und Mama schreibt, sie habe bis dahin noch unzählige Besorgungen zu machen."

„Und dabei müssen Sie ihr helfen?"

„Ja, das erwartet sie wohl."

Ein Telegramm wurde hereingebracht. „Von Anna," sagte die Gräfin, nachdem sie es gelesen hatte. „Sie kommt morgen zum Frühstück, um Helen Adieu zu sagen."

„Mama hat an Graf Harmen und Frau von Keßner geschrieben, um sich von ihnen zu verabschieden," erklärte Helen. — Das arme Kind gab sich große Mühe, ruhig zu erscheinen, aber es gehörte keine besondere Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß sie schmerzlich bewegt war. Das bemerkten auch die anderen mit Ausnahme von Heinrich, der still vor sich hinblickte.

Nach der Mahlzeit, die ungewöhnlich schweigsam verlief, zog sich Gräfin Huysburg, wie es seit einiger Zeit ihre Gewohnheit war, in ihr Zimmer zurück. Der General begleitete sie. Walter Georg, Gabriele, Heinrich und Helen begaben sich auf die Terrasse, wo sie den Kaffee einnahmen. „Es wird schon recht kühl," sagte Gabriele, „wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?"

Damit waren alle einverstanden. Den Damen wurden Tücher gebracht, die sie über die Schultern warfen, die Herren setzten sich die Hüte auf, und die vier traten in den Park. Als sie die breite Allee verlassen hatten, trennten sie sich auf den schmaleren Seitenwegen in zwei Gruppen: Gabriele und Walter Georg schritten voran, Heinrich und Helen folgten ihnen in geringer Entfernung; aber die Entfernung wurde nach und nach groß genug, um den beiden Paaren zu gestatten, sich ungestört unterhalten zu können.

Heinrich hatte seiner jungen Freundin während der letzten vierzehn Tage viel erzählt. Von sich selbst hatte

er dabei, seiner guten Art gemäß, wenig gesprochen; seine Person war in den meisten Fällen nur als die eines Berichterstatters aufgetreten; aber Helen kannte sein Leben in Yakima, Bujukdere und Pera genauer als irgend ein anderer, und Howian, Wanian, Bartev, Bolton, Eberhard und Hendrichs, Edhem Pascha und Naïm Bey, und ganz besonders das herrliche Geschwisterpaar Giragos und Varvaria waren ihr bekannte Gestalten geworden. Mit dem Feingefühl der Liebenden hatte sie erkannt, daß Heinrich in Varvaria eine geliebte Tote betrauerte. Das erfüllte ihr jungfräuliches Herz mit einer andächtigen Scheu vor der Verstorbenen: wie schön und würdig mußte sie gewesen sein, um Heinrich Oers Liebe gewonnen zu haben. — Ihre Gedanken hatten sich viel mit der unglücklichen jungen Armenierin beschäftigt, und sie war nicht müde geworden, Fragen über sie an Heinrich zu richten. — Aber an jenem letzten Tage dachte sie nur an ihr eigenes Leid.

Seit einer Weile schritt sie schweigend neben Heinrich her. Da sagte dieser plötzlich: „Es freut mich, daß ich Ihnen morgen, wenn Sie Huysburg verlassen, auf baldiges Wiedersehen sagen kann, denn ich denke mir, daß wir fast gleichzeitig in New York eintreffen werden."

„Wann gedenken Sie sich einzuschiffen?"

„Ich bin nicht an einen bestimmten Tag gebunden. Ich möchte vor Ende November in New York sein."

„Alice wird sich am fünften November verheiraten. Wir bleiben dann wohl nur noch einige Tage in Paris. Papa sehnt sich nach New York zurück."

„Nun ja, wie ich mir dachte: wir werden ungefähr

zu gleicher Zeit reisen." Heinrich machte eine kurze Pause. „Vielleicht trifft es sich so, daß wir zusammen reisen können."

„Darüber würden wir uns sehr freuen." — Zur Zeit, als die kleine Helen noch ein großer Flirt war, würde sie sicherlich hinzugefügt haben, auf welche Weise Herr von Oer das Datum feststellen könnte, an dem die Familie Sands, Fräulein Helen an der Spitze, Paris und das Festland verlassen würde; aber heute hätte sie dies oder ähnliches nicht über die Lippen gebracht. Sie machte sich sogar Gedanken darüber, ob es wohl auch schicklich gewesen sei, Herrn von Oer zu sagen, daß er als Reisegefährte willkommen sein würde.

Gabriele nahm an, — nach der Erfahrung, die sie selbst bei der kurzen Brautwerbung Walter Georgs gemacht hatte, — daß zu einer Liebeserklärung, wenn sie überhaupt beabsichtigt ist, nicht viel Zeit erforderlich sei. An einem Kreuzweg angelangt, machte sie deshalb Halt, und sich langsam nach Heinrich und Helen umwendend, die etwa zwanzig Schritte hinter ihr gingen, sagte sie in fragendem Tone: „Es wird wohl Zeit, den Heimweg anzutreten?" — und als darauf keine Antwort erfolgte, schlug sie den kürzesten Weg nach dem Schlosse ein.

* * *

Am nächsten Morgen erschien Anna Keßner. Ihr Vater war noch immer leidend und ließ sich entschuldigen, den Damen Sands nicht persönlich glückliche Reise wünschen zu können. Er hoffte sie im nächsten Jahre wiederzusehen

und bäte sie, Harmen nicht zu vergessen, wo sie stets willkommene Gäste sein würden. — Frau von Keßner hatte selbst kutschiert. Sie trug ein dunkelblaues, vorzüglich sitzendes, glatt anliegendes Tuchkleid und strahlte in blonder, gesunder, jugendlicher Schönheit. Helen erschien daneben noch zarter und zierlicher. — Gabriele, die Anna nie ganz verziehen, daß sie ihren geliebten Bruder so schnell vergessen und ersetzt hatte und Frau von Keßner geworden war, flüsterte ihrer Tante zu: „Sieh nur, wie Anna sich schön gemacht hat! Sie ärgert sich, daß Heinrich nicht in Sack und Asche um sie trauert. — Das finde ich abscheulich."

Die alte Gräfin lächelte. „Du hast ganz recht. Aber laß sie nur gewähren, wenn es ihr Vergnügen macht und Heinrich nicht schadet."

„Dem kann sie nicht mehr wehe thun, dessen bin ich ganz sicher. Er ist nur zweimal in Harmen gewesen, und ich weiß, daß er sich dort ausschließlich mit dem Vater unterhalten hat. Aber hübsch ist Annas Benehmen trotzdem nicht. Sie sollte doch froh sein, Heinrich nicht unglücklich gemacht zu haben."

„Sei gerecht, liebes Kind! Wir haben es Anna zu verdanken, daß Helen nach Harmen gekommen ist und uns besuchen konnte."

„Ja, im Grunde ist Anna ja ganz gut. Aber sie will eben allen gefallen, — wie die meisten jungen Frauen."

„Du bist natürlich eine Ausnahme."

„Das sagst du hoffentlich nicht im Scherz, liebe Tante. Mir genügt es in der That, wenn ich sehe, daß meine

drei: Walter Georg, Papa und Heinrich, mit mir zufrieden sind."

Walter Georg und Heinrich waren zur Bahn gefahren, um Frau Sands und Fräulein Alice abzuholen. Die vier trafen jetzt ein. Mutter und Tochter wurden von den Anwesenden herzlich begrüßt. Man hatte nur auf sie gewartet, um sich zu Tisch zu setzen. Der General führte Frau Sands, mit der er sich, trotzdem sein Französisch manches zu wünschen übrig ließ, gut unterhielt.

Frau Sands, die Huysburg bereits verschiedene Male besucht hatte, war durch die feierliche Vornehmheit des großen aristokratischen Hauswesens doch sehr bestochen worden und hatte dementsprechend ihr erstes mißgünstiges Urteil über Herrn Vanderoers Bestrebungen wesentlich geändert. Der Neffe der alten Gräfin Huysburg, der Sohn des würdevollen Generals, dessen ganzes Wesen Güte und Geradheit ausatmete, der Schwager des Prinzen Walter Georg, des Stammhalters eines alten fürstlichen Hauses, — konnte unmöglich ein Abenteurer und gewöhnlicher Mitgiftjäger sein. Alle, auch Graf Harmen und Herr und Frau von Keßner, hatten in einer Weise über ihn gesprochen, die klar erkennen ließ, daß die von ihm begangenen Jugendsünden im Kreise der Seinen längst verziehen, wenn nicht ganz vergessen waren, und man sicherlich Mittel und Wege finden werde, die Frage seiner vollkommenen Rehabilitierung in absehbarer Frist zu lösen. Wie er jetzt ungezwungen und gleichzeitig bescheiden als Sohn des Hauses auftrat, da sagte sich Frau Sands, die keineswegs frei war von der tief eingewurzelten amerikanischen Verehrung für vornehme Namen

und Häuser, daß sie als Mutter der Freifrau Helen von der Oer sicherlich eine von vielen Seiten beneidete Stellung auch in der New Yorker vornehmen Gesellschaft einnehmen würde.

Vorläufig wollte sie die Dinge ihren Lauf nehmen lassen. Sollte Herr von Oer um die Hand ihrer Tochter anhalten, so würde dann immer noch Zeit sein, genauere Erkundigungen einzuziehen und danach zu ermessen, ob ein solcher Antrag anzunehmen oder abzulehnen sei. Letzteres würde sie jetzt bedauert haben, denn die Gräfin Huysburg, der alte General von der Oer, die Prinzessin und der Prinz Walter Georg, Graf Harmen und Herr und Frau von Keßner waren wirklich sehr liebenswürdig und von zweifellos hoher gesellschaftlicher Stellung, und es würde ein empfindlicher Verlust für die Familie Sands gewesen sein, auf den Verkehr mit diesen vornehmen Leuten verzichten zu müssen.

Als die Tafel aufgehoben war, nahm Helen ihre Schwester beiseite und sprach einige Minuten leise mit ihr. Alice antwortete: „Gut, gut. Ich werde alles in Ordnung bringen." — Die verlobte jüngere Schwester fühlte sich als die ältere, der es oblag, für die kleine Helen zu sorgen. — Sie wandte sich an ihre Mutter: „Du darfst nicht vergessen, Mama," flüsterte sie ihr zu, „noch einmal mündlich zur Hochzeit einzuladen."

„Aber das ist selbstverständlich, Kind," antwortete Frau Sands etwas gereizt. „Gieb doch endlich auf, mich immer belehren zu wollen. Das schickt sich wirklich nicht. Ich bin deine Mutter."

Alice entgegnete darauf kein Wort, aber in ihrem

Herzen sagte sie sich, es sei ein Glück für die Familie Sands, daß sie da sei, um stets nach dem Rechten zu sehen. Sie machte sich oftmals Sorgen darüber, was Vater, Mutter und Schwester später ohne sie anfangen würden.

Die kleine Gesellschaft war jetzt auf der Terrasse um den Kaffeetisch versammelt. Mistreß Sands benutzte die Gelegenheit, um mit einem verbindlichen Lächeln — sie war eine gewandte, vornehm aussehende und noch immer hübsche Frau — zu sagen, sie hoffe doch, daß ihr vergönnt sein werde, ihre liebenswürdigen deutschen Gastfreunde am fünften November zu Alicens Hochzeit in Paris zu empfangen. — Aber von allen Seiten wurden ihr höflich begründete, bedauernde Entschuldigungen zur Antwort: die Gräfin Huysburg war unfähig zu reisen, der General mußte seiner Schwester Gesellschaft leisten, Prinzeß Gabriele konnte den Vater und die Tante nicht allein lassen — und so fort. Bei jeder neuen Absage — denn auch Anna Keßner hatte sich in ihrem und ihres leidenden Vaters Namen entschuldigt — wurde Frau Sands Gesicht trauriger. Zuletzt verblieb nur noch Heinrich, der den Mund bis dahin nicht geöffnet hatte.

„Und Sie, lieber Herr von Oer, auf Sie dürfen wir hoffentlich rechnen?“ fragte Frau Sands. „Alice würde untröstlich sein, wenn sie nicht einen einzigen ihrer verehrten deutschen Freunde an ihrem Hochzeitstage sähe.“

Heinrich machte ein verlegenes Gesicht und blickte fragend nach seinem Vater. Der strich sich nachdenklich den Bart. „Ich glaube nicht,“ sagte Heinrich zögernd,

„daß es mir möglich sein wird, die letzten Tage vor meiner Abreise nach Amerika wo anders als in Deutschland zu verbringen."

Gabriele, die hinter dem Sessel der Gräfin stand, berührte deren Schulter vorsichtig mit dem Finger, so daß keiner der Umstehenden die leise Bewegung bemerken konnte. „Ich würde dich am liebsten gar nicht fortgehen lassen," sagte die alte Dame, „aber da du im November in New York sein mußt, so bringe ich Madame Sands, in deren Hause du so freundlich aufgenommen worden bist, gern ein Opfer und gebe dich schon zu Anfang des Monat November, in etwa vier Wochen also, frei. — Was sagst du dazu?" fuhr sie fort, sich an ihren Bruder wendend.

Der blieb noch eine kleine Weile stumm und sagte dann milde lächelnd: „Auch ich darf nicht vergessen, wie gastfreundlich mein Sohn in New York empfangen worden ist, und bin Madame Sands dafür dankbar. Darum gebe ich bereitwillig meine Zustimmung dazu, daß er die Ehre haben möge, Zeuge der Vermählung Fräulein Alicens zu sein und ihr persönlich unser aller Glückwünsche übermitteln zu können."

Fräulein Alice erhob sich und küßte der alten Gräfin ehrerbietig die Hand. „Sie wissen nicht, wie sehr Sie mich erfreuen," sagte sie leise. „Ich danke Ihnen herzlich."

Helens blasses Gesichtchen hatte sich mit sanfter Röte überzogen, und ihre Kinderaugen leuchteten in heller Freude.

Heinrich verneigte sich vor Frau Sands und sagte:

„Dann verbleibt mir nur, gnädige Frau, Ihnen für die gütige Einladung zu danken. Es wird mir eine Freude und eine Ehre sein, ihr zu folgen."

Alice flüsterte Helen zu: „Nun, habe ich meine Sache gut gemacht?"

„Du liebe, kluge Schwester!" murmelte Helen. Alice fand, daß sie keineswegs übertrieben gepriesen wurde.

Die Wagen fuhren vor. Die drei amerikanischen Damen machten sich schnell reisefertig und verabschiedeten sich von der Gräfin und dem General. Anna, Gabriele, Walter Georg und Heinrich wollten sie bis zur Bahn begleiten. Heinrich stand an dem Wagen, um den Damen dort behilflich zu sein. Helen stieg neben Frau von Keßner die Freitreppe hinunter. Sie schien zu schweben. Wie zierlich und leicht sie die schmalen, hohen Füßchen setzte! Es war hübsch mit anzusehen. Unwillkürlich machte Heinrich einen Vergleich zwischen der kleinen Else und der majestätischen Erscheinung ihrer Nachbarin, der schönen, sicher auftretenden Anna von Keßner. Er erblickte Helen Sands, die in der That nie so hübsch ausgesehen hatte wie zu jener Stunde, plötzlich mit anderen Augen und wunderte sich, vorher niemals bemerkt zu haben, von welch wunderbarem, reinem Liebreiz die ganze Erscheinung des jungen Mädchens umflossen war.

Fünftes Kapitel.

Die Hochzeit war vorüber. Die ganze vornehme amerikanische Kolonie hatte sich daran beteiligt. Heinrich hatte dabei eine große Anzahl hübscher junger Mädchen und Frauen, in den geschmackvollsten Pariser Toiletten aufgeputzt, zu sehen bekommen. Er hatte sie, wie auf einer Kunstausstellung, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit gemustert, sich aber nach keiner erkundigt und sich nur dem Gesandten und dessen Gemahlin und einigen älteren Damen, die Mistreß Sands ihm als besondere Freundinnen des Hauses bezeichnet hatte, vorstellen lassen. Daß er vielen freundlichen Blicken aus klaren, klugen Augen begegnet sein würde, wenn er sich danach umgesehen hätte, war ihm nicht aufgefallen. Helen war ihm als die lieblichste Erscheinung der großen glänzenden Versammlung erschienen, aber sie war als Schwester der Braut durch gesellschaftliche Verpflichtungen aller Art so sehr in Anspruch genommen, daß es ihm nicht möglich gewesen war, sich viel um sie zu bekümmern. Er hatte eine junge, hübsche Witwe zu Tisch geführt, sich angelegentlich mit ihr unterhalten und festgestellt, daß die Donna während ihrer kurzen Ehe die beliebte Kunst des Flirtens, die in Amerika

für ein Vorrecht der unverheirateten Schönen gilt, keineswegs verlernt hatte. Das hatte ihn vergnügt, aber der Eindruck, den es auf ihn gemacht, nicht länger als die Mahlzeit gedauert. Als er den Festsaal verließ und sich von Mistreß Sands verabschiedete, der die vorschriftsmäßige Rührung, nicht über das gestattete Maß, auf dem feinen Gesichte geschrieben stand, sagte diese: „Kennen Sie Paris schon?"

„So gut wie gar nicht."

„Dann bitte ich Sie, uns zu gestatten, Ihnen die Honneurs der schönen Stadt zu machen. — Sind Sie morgen abend frei?"

„Vollkommen."

„Würden Sie uns die Freude machen, um halb sieben Uhr mit uns zu speisen? Ich nenne eine so frühe Stunde, weil ich Sie nach Tisch in die Oper führen möchte. Sie werden einen alten Bekannten sehen: ‚Don Juan'."

Der nahm die Einladung dankend an. — Seine Augen suchten Helen. Er erblickte sie in einem dichten Knäuel junger Herren und Damen, den er nicht durchbrechen wollte. Aber als er sich der Thür näherte, hörte er sich leise bei Namen rufen. Helen stand hinter ihm. „Ich habe noch kein Wort mit Ihnen wechseln können," sagte sie mit dem artigen, nichtssagenden Lächeln der Tochter des Hauses. „Sehen wir Sie morgen?"

„Ihre Frau Mutter hatte die Güte, mich zum Essen einzuladen."

„Und Sie werden kommen?" Dies in etwas ängstlichem Tone.

„Aber natürlich."

Da wurde aus dem banalen Lächeln ein Ausdruck inniger Freude. „Das ist freundlich von Ihnen. Auf morgen, Herr von Oer!"

„Auf morgen, Fräulein Helen!" Er war etwas böse auf seine kleine Freundin, wie er sie in seinen Gedanken noch immer nannte. Dazu hatte er nicht den geringsten Grund, und das würde er sich klar gemacht haben, wenn er darüber nachgedacht hätte, — aber das that er nicht: er empfand nur wie eine Art Kränkung, daß er längere Zeit mit Helen zusammen gewesen war, ohne mehr als einige alltägliche Worte von ihr gehört zu haben. Das war noch niemals der Fall gewesen, seitdem er zum ersten Male mit ihr zusammengetroffen, und er fand es nicht in Ordnung, denn eigentlich war er doch nur Helens wegen nach Paris gekommen. Er schlenderte verdrießlich über die Boulevards nach den Champs-Elysées, kehrte langsam zurück, nahm bei Paillard ein vorzüglich zubereitetes Mahl ein, ohne es gebührend zu würdigen, und begab sich frühzeitig zur Ruhe.

Am nächsten Tage fand Oer sich pünktlich um halb sieben Uhr bei Mistreß Sands ein. Er war der erste, aber gleich darauf erschienen noch vier andere Gäste: zwei junge amerikanische Stutzer und zwei ebenfalls junge, höchst elegante amerikanische Damen, eine von ihnen seine hübsche Tischnachbarin von gestern, die ihn wie einen guten Bekannten begrüßte. Er wurde als der Ehrengast des Abends behandelt, führte Mistreß Sands zu Tisch, und Fräulein Helen saß zu seiner Rechten. Auch bei dem ersten Mahle, das er vor anderthalb Jahren in New York im Sandsschen Hause eingenommen, hatte er zwischen

Mutter und Tochter gesessen. Es fiel ihm unwillkürlich wieder ein. Damals hatte er über den gewandten kleinen Flirt gelächelt, dessen Bekanntschaft er kurz vorher gemacht, heute flößte ihm das stille, blasse Kind, das ihn kaum anzublicken wagte, ganz andere Gefühle ein. Er wußte, daß Helen ihm wohlwollte, aber daß Liebe zu ihm sie umgewandelt haben sollte — der Gedanke kam ihm nicht, dazu war er zu bescheiden, trotz des eigenartigen Selbstbewußtseins, das Offiziere mit der Uniform anzuziehen scheinen, und von dem man sie nicht frei wünschen sollte, da es ehrenhaftem Korpsgeist entspringt und sicherlich zu der guten Haltung beiträgt, die der Mehrzahl von ihnen eigen ist.

Was in dem Herzen eines jungen Mädchens vorgehen mochte, war für Oer ein Geheimnis. Er stand davor wie vor einem heiligen Buche mit sieben Siegeln, das er nicht mit dreister Hand öffnen zu wollen gewagt hätte. — Er war kein Grübler, kein Träumer, ein schlichter Mann, stets unter dem Einfluß unwillkürlicher Empfindungen, die seine Handlungen leiteten, ohne daß er jemals versucht hätte, sie zu analysieren und auf ihren Wert zu prüfen. — Junge Mädchen flößten ihm, ohne daß er es wußte, ehrerbietige Scheu ein. Nach seinem Gefühl — nicht etwa nach seiner Ansicht, denn nachgedacht hatte er über den Punkt überhaupt nicht, — mußte ein jungfräuliches Herz von dem werbenden Manne gewonnen werden; daß es verschenkt werden könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Deshalb war er unfähig, Helens Gefühle zu verstehen, und es hätte gar nicht einer so großen Zurückhaltung ihrerseits bedurft, um sie ihm zu verbergen. — Helen war ihm von Anfang an sympathisch gewesen. Dazu

kam jetzt das Wohlwollen, das starke Menschen gern schwächeren Wesen — Kindern, Greisen und Kranken — weihen, und das diese ihren Herzen näher rückt.

Nach der Mahlzeit, während der er dem Brillantfeuer der Augen der schönen, jungen Witwe ausgesetzt gewesen war, — was ihn nicht im geringsten verwirrt hatte, — fuhr die ganze Gesellschaft in die Oper, wo Herr Sands sich im voraus einer großen Loge versichert hatte. Die ersten Personen, die Oer erblickte, als er die Zuschauer zu mustern begann, waren Herr und Frau Argyriadi und sein Freund Naïm Bey. Herr Argyriadi sah unverändert langweilig und gelangweilt aus, Naïm Bey, den er immer nur in Uniform gesehen hatte, und der jetzt in Frack und weißer Binde vor ihm stand, befremdete ihn zunächst etwas, die Kyria Kalliope strahlte in lauter, großer, siegesbewußter Schönheit. Oer sah sich bald von den dreien entdeckt und grüßte artig, anscheinend unbefangen. Sie waren augenscheinlich überrascht, ihn in Paris zu sehen, und erwiderten seinen Gruß: Naïm Bey herzlich, Herr Argyriadi förmlich, Frau Kalliope kühl und herablassend.

Die Ouvertüre war beendet. Oer hatte wenig davon gehört. Der Vorhang ging auf. Oer sah nicht viel von dem, was auf der Bühne vorging. Der Gedanke beschäftigte ihn, daß er genötigt wäre, Frau Kalliope in ihrer Loge aufzusuchen. — Da hörte er einen der jungen Stutzer, die hinter ihm standen, zu seinen Nachbarn sagen: „Sehen Sie nur Madame Argyriadi! Sie ist heute wieder wunderbar — ohne jeden möglichen Vergleich die schönste Frau von Paris. — Sind Sie ihr vorgestellt?“

„Nein," antwortete der zweite Stutzer, „sie ist ja nur für Herzoge, Marquis, Millionäre und Berühmtheiten nahbar."

Als der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war, beugte Oer sich zu Madame Sands: „Ich habe hier eine griechische Familie wiedergefunden, mit der ich in Konstantinopel verkehrte. Ich will sie nur sogleich begrüßen."

„Sprechen Sie von der berühmten Madame Argyriadi?"

„Ja. Aber ich wußte nicht, daß sie berühmt war."

„Sie ist die gefeiertste Schönheit der Saison. Sie werden beneidet werden, wenn man Sie in ihrer Loge erblickt."

„Nun, dann will ich zum beneidenswerten Mann werden, noch ehe der Vorhang wieder aufgezogen wird."

Als Oer gleich darauf die Loge betrat, in der Madame Argyriadi sich befand, wurde er zunächst durch einen Händedruck Naïm Beys herzlich begrüßt, dann verbeugte er sich vor Madame Kalliope, die ihm mit einer Leutseligkeit, die Oer nicht umhin konnte komisch zu finden, die Fingerspitzen ihrer schmalen Hand reichte und sich in müdem Tone nach seinem Befinden erkundigte. Oer dankte der gütigen Nachfrage, und um weiteren Fragen vorzubeugen und eine Unterhaltung abzukürzen, die er nur aus Höflichkeit angeknüpft hatte, sagte er in wenigen Worten, er habe Konstantinopel vor sechs Wochen verlassen und befinde sich seit gestern in Paris, von wo er in den nächsten Tagen nach New York abreisen werde.

Dazu nickte die Kyria Kalliope herablassend, gleich einer Fürstin, die eine pflichtschuldige Meldung entgegengenommen hat, und wandte sich dann wieder langsam der

Bewunderung des Zuschauerraums zu. Sie wußte, daß alle Operngläser auf sie gerichtet waren, und es war ihr nicht unangenehm, daß der ungetreue und dafür noch nicht bestrafte Herr von Oer dies bemerken sollte, obgleich sie jetzt von dem kurzen Liebesfieber, an dem sie vor einigen Monaten, gemeinsam mit Herrn von Oer, erkrankt, ebenso vollkommen wie dieser geheilt war.

Madame Argyriadis lärmende Erfolge in der für Eleganz und Schönheit so dankbaren Pariser Gesellschaft hatten die Frau berauscht. Sie konnte kaum noch verstehen, daß sie sich durch den plötzlichen Abbruch ihrer Beziehungen zu Oer gekränkt gefühlt hatte. Sie war jetzt eine Königin, die zahlreiche Unterthanen beherrschte, von denen einer immer liebenswürdiger, eleganter, aufmerksamer, gehorsamer war als der andere, und die ihr alle, ohne Ausnahme, ungleich amüsanter erschienen als der schwerfällige blonde Deutsche, der gerade gut genug gewesen war, die langen Tage von Therapia etwas zu verkürzen. In der Erinnerung daran ärgerte sie nur, daß sie Mariannen gegenüber ihre üble Laune nicht genügend beherrscht und dem thörichten Gecken Sottiri in einer schwachen Stunde einen Auftrag gegeben hatte, den dieser zu feige gewesen war auszuführen. — Nun, Mariannen würde sie erst wiedersehen, nachdem ihre Pariser Triumphe die Runde durch die griechische Gesellschaft von Pera gemacht und dort Neid und Bewunderung erweckt haben würden, und Sottiri war genügend dadurch bestraft, daß ihm die Thüren zu den Salons der schönen Madame Argyriadi erbarmungslos verschlossen geblieben waren. Der Arme hatte dies so schmerzlich empfunden, daß er

nach Konstantinopel zurückgekehrt war. Die einzigen in ihrer Umgebung, die sie an die Tage am Bosporus erinnerten, waren der blöde, alte Herr Gemahl, den sie kaum beachtete, und der schöne Militärattaché der türkischen Botschaft, Naïm Bey, um den sie von vielen ihrer Rivalinnen in dem Wettstreit um den ersten Schönheitspreis von Paris beneidet wurde.

Oer war durch den kühlen Empfang in der Loge keineswegs gekränkt. Er freute sich im Gegenteil, der Verpflichtung überhoben zu sein, Madame Argyriadi einen Besuch in ihrer Wohnung abzustatten, und er kürzte die Unterhaltung mit Herrn Argyriadi möglichst ab, da er fürchtete, dieser könne auf den naheliegenden Gedanken geraten, ihn zum Kommen einzuladen.

Naïm Bey begleitete Oer aus der Loge: „Sind Sie morgen vormittag frei?“ fragte er.

„Ja.“

„Dann machen Sie mir die Freude, mit mir zu frühstücken.“

„Mit Vergnügen. Wo? Wann?“

„Im Café Anglais um zwölf.“

„Ich werde pünktlich sein. Auf Wiedersehen!“

Damit trennten sich die beiden Freunde.

Als Oer in die Sandssche Loge zurückgekehrt war, wurde er sofort von den beiden Stutzern in Anspruch genommen. — „Sie kennen die schöne Madame Argyriadi?“

„Ich kenne sie von Konstantinopel her.“

„Sie Beneidenswerter!“

„Ich habe in der That schon von Mistreß Sands er-

fahren, daß ich beneidenswert sei, aber es ist mir noch nicht ganz klar, warum."

„Sie scherzen. Ist es nicht beneidenswert, die gefeiertste Schöne von Paris zu kennen?"

„Ich bin nicht Pariser genug, um das gebührend zu würdigen."

Nun waren die Stutzer bemüht, es ihm klar zu machen, wohl mit dem Hintergedanken, ihn später bitten zu können, sie der schönen Frau vorzustellen; aber dem beugte Oer vor, indem er beiläufig bemerkte, er habe sich bereits von Madame Argyriadi verabschiedet und werde sie vor seiner nahe bevorstehenden Abreise von Paris nicht wiedersehen. Gleich darauf wurde die Unterhaltung durch das Aufziehen des Vorhangs unterbrochen und beendet.

Nach der Oper trennte sich die kleine Gesellschaft. Die schöne Witwe fühlte sich wohl gekränkt, im Widerspruch mit einer ihr lieb gewordenen Gewohnheit gar keinen Eindruck auf Herrn von Oer gemacht zu haben, und verabschiedete sich kühl von ihm. Helen war ganz still und sah müde und traurig aus. Mistreß Sands, die sich Oer gegenüber, nach der Aufnahme, die ihre Tochter in Huysburg gefunden hatte, zu besonderer Freundlichkeit verpflichtet fühlte, bat ihn, am nächsten Tage zum „Fünf-Uhr-Thee" zu ihr zu kommen, und Herr Sands fügte hinzu: „Ein für allemal, lieber Herr von Oer: wir frühstücken täglich zu Hause, um zwölf Uhr, und Sie sind uns stets herzlich willkommen."

Für den nächsten Tag hatte Oer aber bereits ein Rendezvous, zu dem er sich pünktlich im Café Anglais einfand. Naïm Bey erwartete ihn. Der junge Türke

mußte wohl viel auf dem Herzen haben, was er seinem Freunde anvertrauen wollte, denn er begann lebhaft zu sprechen, sobald der Platz genommen und der aufmerksame Kellner, der an den Tisch getreten war, seine kurzen Aufträge empfangen und sich wieder entfernt hatte.

„Sie finden mich heute in gleicher Lage wie an dem Tage, an dem ich in Bujukdere Abschied von Ihnen nahm," sagte er. „Seine Majestät gewährt mir eine neue, unvorhergesehene Auszeichnung: ich bin von Paris abberufen und nach Petersburg versetzt worden."

„Ist das ein Avancement?"

„Ja . . . wenn Sie wollen. Ich werde dort wahrscheinlich mehr als hier zu thun haben."

„Nun, dann gratuliere ich."

„Thun Sie das nicht, denn meine Verdienste können mit der Versetzung unmöglich etwas zu thun haben, da ich bisher noch nicht in die Lage gekommen bin, mich hier nützlich zu machen."

„Also eine Strafversetzung?"

„So schlimm ist es vielleicht nicht. Ich weiß nichts Bestimmtes. Ich habe dem Pascha geschrieben und ihn um Aufklärung gebeten. Er hat mir telegraphisch geantwortet, die würde ich in Petersburg finden, wohin ich mich ohne unnötigen Zeitverlust zu begeben hätte. Ich werde morgen abend abreisen. — Wie lange beabsichtigen Sie in Paris zu bleiben?"

„Vier bis fünf Tage, denke ich mir."

„Werden Sie Madame Argyriadi aufsuchen?"

„Sie hat mich nicht dazu aufgefordert."

„Sie verlieren nicht viel, wenn Sie sie nicht sehen."

„Wieso?“

„Es ist unglaublich, wie sich die Frau verändert hat. Sie kennen das Leben, das sie in Therapia führte: Ruhe und Frieden von früh bis spät — ein stilles, beschauliches Dasein. Hier hat sie den ganzen Tag über nicht eine Minute, über die sie verfügen kann. Sie muß eiserne Nerven haben, um das Leben, das sie führt, aushalten zu können. Ich bin, ich weiß selbst nicht wie, hineingeraten, und wenige Wochen haben genügt, um mich totmüde zu machen. Ich vermute, daß ich zu viel ruhebedürftiges türkisches Blut in den Adern habe, um ein richtiger Pariser Vergnügungsmensch zu werden. Madame Argyriadi ist dazu besser veranlagt.“

„Da wird sie Pera und Therapia nicht gerade vergnüglich finden, wenn sie früher oder später dorthin zurückkehren muß.“

„Das wird sie so spät wie möglich thun, und sie wird es dort niemals lange aushalten, wenigstens nicht während der nächsten zehn oder fünfzehn Jahre, es sei denn, daß der Herr Gemahl sein Vermögen an der Börse verspiele. Eine solche Gefahr ist aber nicht groß. Er hat, obgleich er aussieht, als ob er kein Wasser trüben könnte, den Ruf eines kaltblütigen, gewissenlosen Spekulanten.“

Naïm Bey machte eine Pause, die Oer nicht zu unterbrechen versuchte. Madame Kalliope interessierte ihn nicht im geringsten; aber Naïms Herz war mit Eifersucht und Bitterkeit gefüllt, und ohne von Oer ermuntert zu werden, sprach er bald weiter: „Ich habe während der letzten Monate vielfach Gelegenheit gehabt, die Damen, welche gewisse Kreise der Pariser Gesellschaft regieren, — Madame

Kalliope nimmt augenblicklich einen hervorragenden Platz unter ihnen ein, — zu beobachten, und ich kann mir eine klare Vorstellung davon machen, wie sich das Leben unserer verehrten Freundin gestalten wird. Sie ist noch ganz jung. Zum mindesten zehn Jahre lang wird sie, ohne besondere Toilettenkünste zu gebrauchen, eine umschwärmte Schönheit bleiben. Kunst und Wissenschaft können ihr leicht noch für weitere fünf Jahre zahlreiche Triumphe verschaffen. Sie wird sie feiern und sich keinenfalls aus Müdigkeit, sondern erst nachdem sie kränkende Niederlagen erlitten hat, vom Kampfplatz zurückziehen. Dann wird Herr Argyriadi sie vielleicht geneigt finden, ihren dauernden Wohnsitz wieder in Konstantinopel aufzuschlagen. In der Zwischenzeit wird sie — wenn nicht durch unvorhergesehene Umstände verhindert — jeden Sommer in einem beliebigen Badeorte, Biarritz oder Trouville, jeden Winter an der Riviera und in Paris verleben. In regelmäßigen Zwischenräumen wird sie sich am Bosporus in ihrem Yali ausruhen, wäre es auch nur, um ihre Schönheit zu schonen und für die nächste Saison neue Kräfte zu sammeln; aber in Pera wird man sie selten und immer nur auf kurze Zeit erblicken."

„Sie mögen recht haben," sagte Oer, nur um etwas zu sagen, denn die Unterredung langweilte ihn.

„Ja, recht habe ich sicherlich," antwortete Naïm entmutigt. — Er mochte wohl empfinden, daß er seine Teilnahme an Madame Kalliope und seinen Verdruß zu deutlich zu erkennen gegeben hatte, und fragte plötzlich, wie der Pascha sich befunden habe, als Oer ihn zum letzten Male gesehen; aber er hörte kaum auf die Antwort,

die er erhielt, und war zerstreut und bemüht, dies zu verbergen, indem er von verschiedenen gleichgiltigen Dingen, sogar von Politik sprach. — Der folgte gutmütig, ohne selbst neue Fragen anzuregen. Nach beendetem Frühstück begaben sich die beiden langsam nach Ders Hotel. Naïm ging stumm neben seinem alten Kameraden her; als er sich jedoch von ihm verabschiedete, sagte er: „Alles wird schon irgendwie in Ordnung kommen. Beurteilen Sie mich nicht unfreundlich. Bewahren Sie mir ein gutes Andenken."

Der drückte Naïm herzlich die Hand. „Ich habe nur Grund, freundlich von Ihnen zu denken. Auf Wiedersehen, lieber Naïm." Auch in Bujukdere hatte Naïm in reumütiger Stimmung von Der Abschied genommen, und damals wie heute waren es seine Beziehungen zu Madame Kalliope, die ihm das Herz schwer machten. — „Petersburg ist weit von Paris," sagte sich Der. „Madame Kalliope macht nicht den Eindruck, als ob sie lange um einen Abwesenden trauern könne, und Naïm wird die gefährliche Schöne hoffentlich auch bald vergessen. Der Pascha wacht darüber, daß er vorerst nicht wieder mit ihr zusammentreffen wird."

Der kurze Novembertag nahte bereits seinem Ende, als Der bei Mistreß Sands eintraf. — Im Salon befanden sich nur wenig Gäste, und Der konnte sich einige Minuten ungestört mit Helen unterhalten. Die kurze Zeit genügte dem jungen Mädchen, um zwei Fragen, die es seit frühem Morgen beschäftigten, zu erledigen. — Sie teilte Der mit, daß sie Paris am 11. November mit ihren Eltern verlasse, um sich am 12. in Cherbourg auf einem

der großen Dampfer der Hamburger Linie, der voraussichtlich am 18. in New York eintreffen würde, einzuschiffen. — Der erwiderte darauf, das passe ihm vortrefflich, er fände Paris nicht so vergnüglich, wie er sich eingebildet habe, nichts halte ihn dort zurück, und er freue sich, die Reise nach Amerika in guter Gesellschaft machen zu können.

Dann kam die zweite Frage, die Miß Helen auf dem Herzen hatte. „Ich wußte nicht, daß Sie Madame Argyriadi kannten. Sie ist wunderschön. — Erzählen sie mir von ihr."

„Da ist nicht viel zu erzählen," antwortete Der. „Ich habe sie erst kurze Zeit vor meiner Abreise von Konstantinopel kennen gelernt und im ganzen etwa vier Wochen in ihrem Hause verkehrt. — Sie gehört zur guten griechischen Gesellschaft von Pera. Ihr Mann ist ein reicher Bankier. Sie ist in der That sehr schön, — mehr wüßte ich kaum von ihr zu sagen."

„Wir begegneten ihr heute nachmittag im Bois de Boulogne. — Haben Sie sie bemerkt?"

„Ich habe die Boulevards nicht verlassen."

„Aber Sie werden sie doch jedenfalls noch aufsuchen?"

„Das beabsichtige ich keineswegs. Ich habe durch meinen gestrigen Logenbesuch meinen gesellschaftlichen Verpflichtungen Madame Argyriadi gegenüber vollkommen genügt."

Fräulein Helen fühlte sich wieder sorgenfrei, und nachdem Der ihr noch versprochen hatte, am nächsten Tage zum Frühstück zu kommen, ertrug sie leichten Herzens,

daß die Unterhaltung durch neu ankommende Gäste, denen sie sich zu widmen hatte, unterbrochen wurde.

Seitdem verschwand die Kyria Kalliope aus Oers Leben. Er hörte wohl später noch durch Naïm Bey und Walsh von ihr, und was er bei den Gelegenheiten erfuhr, bestätigte im wesentlichen die Voraussetzungen Naïm Beys; aber seine eigenen Wege kreuzte die schöne Erscheinung während der nächsten Jahre nicht wieder.

Sechstes Kapitel.

Die Überfahrt von Cherbourg nach New York war diesmal für die Mehrzahl der Passagiere recht unbequem. Das Meer war fortwährend stark bewegt, und auf der Höhe der Neufundland-Bänke mußte der Dampfer seine Fahrt während sechsunddreißig ermüdender Stunden erheblich verlangsamen. Er stampfte und rollte durch dichte, eisige Luft keuchend und ächzend vorwärts, und das unheimliche Heulen des Nebelhorns, das langezogene Pfeifen der Sirene und die häufig wiederholten Glockensignale beunruhigten viele zaghafte Herzen. — Die Mittagstafel zeigte große Lücken, der schöne, bei leidlichem Wetter viel benutzte Flügel wurde überhaupt nicht geöffnet, das Deck erschien verödet, und im Rauchzimmer saßen sich nur wenige Fahrgäste gegenüber, die Mehrzahl Veteranen, die die Überfahrt oftmals gemacht hatten, denen Seekrankheit ein längst überwundenes Übel oder ein überhaupt unbekanntes Leiden war, und die gelernt hatten, sich die Zeit, auch während des schlechtesten Wetters, irgendwie zu vertreiben. Einige lasen, andere spielten Karten, die meisten saßen schweigsam rauchend da, wobei sie bedächtig ein Glas dampfenden Whisky und Wassers nach dem andern leerten.

Frau Sands hatte ihre Kajüte einige Male, aber immer nur auf kurze Zeit, verlassen. Sie behauptete, sich nur in horizontaler Lage einigermaßen wohl zu befinden, und nahm ihre Mahlzeiten — recht guten Appetits übrigens, wie die sie bedienende Stewardeß bemerkte, — in der von ihr und Helen allein bewohnten, geräumigen Kajüte ein. — Herr Sands war ein fester Segler, der keine der gemeinschaftlichen langen Mahlzeiten versäumte, aber er schonte seine Gesundheit, fürchtete sich vor Nässe und Kälte und verbrachte den bei weitem größten Teil des Tages unter Deck; die zarte Helen dagegen war see- und wetterfest und erwarb sich dadurch das besondere Wohlwollen der wachthabenden Offiziere, die sie „das kleine tapfere Fräulein" tauften und ihr, ohne daß sie einen bezüglichen Wunsch zu äußern brauchte, gern behilflich waren, den geschütztesten Platz auf dem nassen, glatten, kalten Deck zu finden. Da saß sie dann, über den Schultern einen wasserdichten Mantel, die Füße in ein Plaid gewickelt, den kecken, kleinen Hut gut festgemacht, so daß weder Kälte, noch Regen, noch Wind ihr viel anhaben konnten, und freute sich, helle, warme Freude im Herzen, des dunklen, kalten, schlechten Wetters. — Heinrich Oer gesellte sich zu ihr, zuerst nur hie und da ein halbes Stündchen, dann länger und häufiger, bis er zuletzt ihr steter Gefährte war.

Die Veteranen des Rauchzimmers, wenn sie das dumpfe Gemach verließen, um auf dem Deck frische Luft zu schöpfen, sowie die dienstthuenden Offiziere, die nicht umhin konnten, sie zu bemerken, und die schon häufig ähnliche Pärchen gesehen hatten, aber nie ein liebenswürdigeres,

sandten den beiden verstohlene, — denn sie wollten nicht stören, — wohlwollende Blicke zu. Sie fanden es ganz natürlich, daß der stattliche junge Mann die Gesellschaft des lieblichen jungen Mädchens aufsuchte, und es verstieß keineswegs gegen des Bords ehrbaren Brauch, daß die Eltern dies duldeten, — denn wo könnte eine Tochter strenger bewacht werden, als auf dem Deck eines großen Ozeandampfers, — aber es erschien ihnen nicht in Ordnung, daß man den jungen Mann niemals freundlich lächeln, geschweige denn zärtlich blicken sah, und daß tiefer Ernst über seinem ganzen Wesen ausgebreitet war und blieb.

Die langen Unterhaltungen zwischen Heinrich und Helen hätten unbedenklich von Frau Sands gehört werden können, doch schufen sie eine Vertraulichkeit zwischen den beiden, die täglich inniger wurde. Weder er noch sie stellten darüber Betrachtungen an, und Heinrich bemerkte es überhaupt nicht, wogegen es das Herz des jungen Mädchens mit stillem Glück füllte. Sie wünschte, die Fahrt möchte gar kein Ende nehmen, und sie könnte täglich stundenlang neben dem Geliebten sitzen und dessen ruhigen Reden lauschen. Das erschien ihrer reinen Anspruchslosigkeit als das höchste Glück auf Erden. — Aber die Stunde der Trennung nahte. Am Morgen des siebenten Tages passierte der Dampfer Sandy Hook, und wenige Stunden später wurde er auf den ihm angewiesenen Platz in den Docks geschleppt, wo, nachdem er kunstgerecht vertaut und die üblichen Hafenformalitäten erledigt waren, die Fahrgäste schnell und bequem landen konnten.

Helen hielt sich tapfer, als sie sich in Gegenwart der

Mutter von Oer verabschiedete, und diese sagte: „Es war sehr freundlich von Ihnen, sich während der gräßlichen Überfahrt meiner Tochter anzunehmen; ich danke Ihnen vielmals dafür. Wir hoffen Sie recht oft zu sehen. Sie kennen unsere Stunden, Sie sind zu allen herzlich willkommen, — und wir sind ja nahe Nachbarn."

„Auf Wiedersehen, Herr von Oer!" sagte Helen. Mehr konnte sie nicht über die Lippen bringen, und sie mußte sich zusammennehmen, die wenigen Worte zu sagen, ohne ihre Erregung zu verraten.

Oer wurde von Herrn Bolton, dem er seine Ankunft telegraphisch angezeigt hatte, mit ruhiger Freundlichkeit empfangen. „Geben Sie mir Ihre Kofferschlüssel," sagte er, nachdem er wenige Worte mit Oer gewechselt hatte. „Ich habe einen sicheren Mann mitgebracht, der Ihnen die Plackereien der Zollrevision abnehmen wird. — Sie führen doch wohl keine zollpflichtigen Sachen mit sich?"

„Nichts."

„Das ist gut." Darauf verschwand er für einige Minuten und führte Oer sodann in das ehemals von Artin Howian bewohnte Haus, das den beiden von einem wettergebräunten, vierschrötigen, ernsten Manne mittlerer Jahre, der beim Gehen stark hinkte, geöffnet wurde. — „Thomas Staynes, ein alter Steuermann, der in meinen Diensten Invalide geworden ist," stellte Bolton ihn Oer vor, und leiser setzte er hinzu: — „ein Mann, auf den Sie sich verlassen können."

Tiefe Wehmut ergriff Oer, als er die bekannten Räume durchschritt, in denen er mit seinem unglücklichen armenischen Freunde gehaust hatte. — Edhem Paschas

Verachtung des armenischen Stammes mochte vom türkischen Standpunkte aus gerechtfertigt sein, in Oers Erinnerung lebte Artin fort als ein von edelstem Patriotismus begeisterter Mann, der für die Sache seines Volkes mit selbstlosem Eifer gewirkt und wie ein Held gestorben war.

Bolton folgte Oer durch die ganze Wohnung, in der noch alles am alten Platze stand. Er sprach nicht mit Oer, aber von Zeit zu Zeit nickte er bedeutungsvoll und murmelte vor sich hin: „Ja . . . ja . . . traurig . . . traurig.“ Als der Rundgang beendet war, wandte Bolton sich an seinen Gast: „Das ganze Haus ist leer; aber ich vermute, Sie werden Ihre alten Zimmer wieder beziehen wollen.“

„Das werde ich thun. Ich war dort gut aufgehoben. — Der arme Artin! Ich muß viel an ihn denken; auch an Toros, der mich so still und gut bediente.“

„Nun, hoffentlich habe ich für diesen wenigstens befriedigenden Ersatz gefunden. Ihr neuer Diener wird bald mit den Koffern eintreffen und Ihnen beim Auspacken behilflich sein. Richten Sie sich nur sogleich für einen längeren Aufenthalt ein. Einige Wochen werden Sie es hier aushalten müssen, denn während des Winters ist in Yakima nichts zu thun, — aber Sie sollen sich in New York nicht langweilen. Ich beabsichtige, Sie stark in Anspruch zu nehmen. — Um vier Uhr bin ich wieder hier. Auf Wiedersehen!“

Als Bolton gegangen war, streckte Oer sich mit einer brennenden Cigarre im Munde auf dem Sofa aus und versank in Träumereien, die ihn nach Yakima und Konstantinopel, nach Huysburg und Paris führten und eine Reihe lieber Gestalten an seinem Geiste vorbeiziehen

ließen. Den langen Reigen schloß eine zarte Mädchengestalt: Helen Sands.

Ein Klopfen an der Thür erweckte ihn wieder zur Wirklichkeit. „Herein!“ — Zu seiner großen und freudigen Überraschung erblickte er Joseph Hendrichs in der geöffneten Thür.

„Gehorsamster Diener, Herr Baron.“

„Hendrichs! . . . Wie kommen Sie hierher?“

„Herr Bolton hat mich engagiert . . . als Ihren Diener, Herr Baron.“

„Aber wie ist das gekommen? Erzählen Sie!“

„Sogleich, Herr Baron. Gestatten Sie nur, daß ich Ihre Sachen zunächst heraufbringen lasse.“ Er entfernte sich auf einige Minuten. Der vernahm, daß sein Gepäck in das nebenan gelegene Schlafzimmer gestellt wurde. Gleich darauf öffnete Hendrichs wieder die Thür. „Darf ich den Herrn Baron bitten, sich zu überzeugen, daß ich die richtigen Sachen gebracht habe, und daß nichts fehlt?“

Der warf einen aufmerksamen Blick auf sein Gepäck. „Alles ist in Ordnung,“ sagte er. „Und nun kommen Sie in mein Zimmer und erklären Sie mir, wie Sie hierher gelangt sind.“

Hendrichs' Bericht war kurz und klar: er hatte an Herrn Bolton geschrieben und diesen gebeten, falls er einen Diener für Herrn von Der gebrauchen könne, es doch mit ihm versuchen zu wollen. Darauf habe der gütige Herr Bolton an Herrn Eberhard telegraphiert und Hendrichs durch diesen sagen lassen, er solle nur sogleich nach New York kommen. „Ich befinde mich nun bereits seit vier Wochen hier,“ schloß Hendrichs, „und kann mich schon

ziemlich gut zurechtfinden. Thomas Staynes ist ein braver Mann, mit dem ich mich leicht verständige, und der New York gründlich kennt. Seine Frau kocht für uns. Sie ist keine große Künstlerin, aber ich weiß, daß der Herr Baron mit einfachen, reinlich zubereiteten Schüsseln zufrieden ist. Ich habe noch nichts mit ihr abgemacht. Ich glaube, der Herr Baron werden wohl thun, sie zu mieten. Dann gebrauchen wir keine fremden Leute im Hause; Thomas und Frau Staynes und ich werden uns Mühe geben, für den Herrn Baron so zu sorgen, daß ihm nichts fehlt."

„Ich bin's zufrieden," sagte Oer. „Es freut mich, Sie hier wiederzufinden."

Als Bolton gegen vier Uhr zurückkehrte, trat Oer ihm freundlich lächelnd entgegen. „Sie haben mir eine angenehme Ueberraschung bereitet," sagte er. „Hendrichs hat alles so schön in Ordnung gebracht, daß ich mich hier bereits wie zu Hause fühle. Vielen Dank, Herr Bolton!"

„Hm," antwortete der alte Rheder, „mit Ihrem Dank müssen sie sich an Hendrichs wenden. Ich hielt Konstantinopel für seine Specialität. Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, ihn nach New York zu rufen, wenn er mich nicht darum gebeten hätte. Sein Brief gefiel mir, und da zuverlässige Diener hier eine seltene Ware sind, war es mir recht, einen Versuch mit ihm zu machen. Ich habe ihn nun seit vier Wochen etwas genauer kennen gelernt, und wenn ich mich nicht irre, so ist er eine gute Acquisition. — Was haben Sie dem Mann angethan, daß er Ihnen so ergeben ist?"

„Nichts Besonderes. — Ich habe ihn freundlich be-

handelt. Das wurde mir nicht schwer, da ich ihn von Anfang an für einen ordentlichen Menschen hielt."

„Sie sind ein Glückskind, Heinrich Oer. Sie thun nichts Besonderes, und was Sie thun, genügt, um Ihnen Freunde zu machen."

Oer speiste an jenem Abend mit Bolton im Knickerbocker-Klub. Als sich die beiden trennten, gab Bolton seinem jungen Freunde für den nächsten Morgen Rendezvous in seinem Bureau in der City. „Nehmen Sie die Bahn bis zur ‚Vierten Straße'," sagte er. „Von dort haben Sie nur noch wenige Minuten zu gehen bis zu meiner Office. Hier ist die Adresse. Jedes Kind kann Ihnen die Straße zeigen. Sie gebrauchen von Ihrer Wohnung bis zu mir fünfunddreißig Minuten. Ich erwarte Sie gegen zehn Uhr."

Vom nächsten Tage ab begann für Oer ein anstrengendes Arbeitsleben, das ihn in hohem Maße befriedigte. — Bolton wollte Oer das Gefühl geben, daß er sich nützlich mache, daß er das gute Gehalt, das ihm sogleich durch ein geschäftliches Schreiben angewiesen worden war, einigermaßen durch seine Leistungen verdiene, und lud ihm eine Arbeitslast auf, die ein erfahrener Angestellter wohl mit Leichtigkeit bewältigt haben würde, an der der Neuling Oer aber schwer zu tragen hatte.

In Herrn Boltons Office waren, als Oer dort eintrat, außer dem Chef des Hauses nur zwei Leute beschäftigt, eigentlich nur ein Clerk, Herr Frank Hall, ein spindeldürrer, kleiner, alter Herr, der Buchhalter und Correspondent des ausgebreiteten und gleichzeitig einfachen Geschäfts „Samuel Bolton", — der zweite Angestellte darin war ein junger,

flinker Laufbursche, der den ganzen Tag über auf den Beinen war.

Herr Frank Hall war angewiesen worden, Oer in alle Geheimnisse des Hauses einzuweihen, und entledigte sich dieses Auftrages mit peinlicher Gewissenhaftigkeit. Der Gedanke, daß der „neue Mann" in absehbarer Zeit als Mitinhaber des Hauses Samuel Bolton sein Vorgesetzter werden würde, war ihm als etwas Selbstverständliches gekommen, ohne bei ihm Neid oder Eifersucht zu erregen.

Frank Hall hatte in seinen besten Jahren Schiffbruch im Leben erlitten. Sein Socius hatte ihn damals betrogen und geschäftlich zu Grunde gerichtet, seine schöne Frau, die er abgöttisch geliebt, war ihm untreu geworden und seit Jahren verschollen, der einzige Sohn, den sie ihm hinterlassen hatte, jung gestorben. Die schweren Schicksalsschläge, die den einfachen Mann in schneller Reihenfolge getroffen, hatten ihn niedergeworfen. Lange Zeit hatte er, an den kleinen Überresten seines Vermögens zehrend, hie und da als Schreiber einige Dollars verdienend, krank, arm, entmutigt dagelegen, bis Samuel Bolton, ein Bekannter aus besseren Tagen, ihn zufällig wiedergefunden und zu sich genommen hatte. Ihm hatte Frank Hall sich angeschlossen, wie seinem Herrn der anspruchslose, treue Hund, der mit seinem Schicksal zufrieden ist, wenn er nur nicht zu viel allein gelassen wird und nicht zu hungern braucht, und der dankbar wedelt, wenn er hie und da ein freundliches Wort hört und gestreichelt wird.

Frank Hall war um einige Jahre jünger als Samuel

Bolton. Das zwischen den beiden einfachen Männern bestehende intime Verhältnis dauerte bereits seit dreißig Jahren. Hall, der zuerst mit einem bescheidenen Salair angestellt worden war, bezog seit langer Zeit ein großes Gehalt, von dem er nur einen kleinen Bruchteil verzehrte. Er war nun wieder ein wohlhabender Mann geworden. Das gewährte ihm eine angenehme Beruhigung, wenn er zufällig daran dachte, was nicht oft geschah; aber freuen konnte er sich nur noch an den Erfolgen Samuel Boltons, der in seinen Augen ein kaufmännisches Genie ersten Ranges und ein Engel an Herzensgüte war, und zu dem er wie zu einem Halbgott emporblickte. — Was Samuel Bolton that, war für Frank Hall wohlgethan, was er wünschte, heiliges Gebot. — „Sieh mal hier, Frank Hall," hatte Bolton gesagt, „ich werde morgen früh einen jungen Mann mitbringen, Henry Oer. Lerne ihn an, zeige ihm alles, er wird später mit der Leitung des Hauses zu thun haben." — „Sehr wohl, Sam Bolton," hatte Frank Hall geantwortet, und seitdem sorgte er wie für einen Sohn für Oer und freute sich dessen Fleißes und schnellen Verständnisses. — „Der junge Mann macht sich gut," sagte er nach vierzehn Tagen zu Bolton. „Ich vermute, Sie werden noch Ihre Freude an ihm haben."

Während dieser Zeit und der folgenden Wochen traf Oer häufig, aber gewöhnlich doch nur auf kurze Zeit, mit Helen zusammen, und allein sah er sie nie. Er erschien hie und da zum Nachmittagsthee und folgte einigen Einladungen Frau Sands' zum Abendessen. Bei solchen Gelegenheiten fanden sich manchmal einige Minuten, die Oer der Tochter des Hauses widmen konnte; aber die

langen, einsamen Stunden an Bord des Ozeandampfers lagen wie ein ferner, unerreichbar schöner Traum hinter ihr. Sie fühlte sich wieder sehr unglücklich, — und Oer schien es nicht zu bemerken. Das empfand sie als das Schlimmste. — Ihre Mutter hatte aufgehört über Oers Besuche Besorgnis zu zeigen, ihr Vater sogar einige wohlwollende Worte über ihn fallen lassen. „Herr Vanderoer arbeitet jetzt bei Samuel Bolton und soll sich dort sehr nützlich machen," sagte er eines Tages.

„Wer ist Samuel Bolton?" fragte Frau Sands.

„Ein angesehener Rheder, der während der letzten Jahre auch sehr glücklich in Land spekuliert hat. Er muß ein reicher Mann sein, und wenn, wie ich höre Vanderoer ausersehen ist, Mitinhaber des Geschäftes zu werden, so ist er ein gemachter Mann."

„Das ist ja sehr erfreulich," meinte Mistreß Sands.

Der Winter zog dahin, ohne eine wesentliche Veränderung in Oers Leben gebracht zu haben. Er hatte sich von gesellschaftlichen Vergnügen und Vereinigungen fern gehalten und verkehrte, außer mit den beiden alten Leuten Bolton und Hall, nur im Sandsschen Hause. Wenn er dort einige Tage nicht erschienen war, so erhielt er von Mistreß Sands — früher hatte Helen ihm bei ähnlichen Gelegenheiten geschrieben — eine Einladung zum Essen, und wenn er dann in der 57th Street erschien, wurde er mit freundlichen Vorwürfen empfangen. — „Sie machen sich gar zu selten, lieber Herr von Oer. Sie scheinen immer abzuwarten, daß ich Sie besonders einlade, um uns zu besuchen. Sie sollten doch nachgerade bemerkt

haben, daß wir Sie als einen Hausfreund betrachten, und daß Sie uns stets willkommen sind."

Darauf antwortete Oer dann mit höflichem Dank und allgemeinen Entschuldigungen. Helen hielt sich stumm, die Augen zu Boden geschlagen, neben der Mutter, und es kam Oer vor, als ob sie ihm ferner gerückt wäre. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart nicht mehr so vollkommen unbefangen wie früher. Das beunruhigte ihn, und er dachte oftmals daran, aber er wagte nicht, mit ihr darüber zu sprechen.

Seit einiger Zeit — er hätte nicht genau sagen können, seit wann — hatte er aufgehört, sie in seinem Herzen seine kleine Freundin zu nennen, doch beschäftigten sich seine Gedanken mehr und mehr mit ihr, und wenn er sie antraf, so suchten seine Augen ihre Blicke, — aber sie begegneten ihnen nicht mehr. — Anna Harmen und Frau Kalliope Argyriadi waren seinem Geiste entrückt, und die Erinnerung an Barbaria erblaßte allmählich. Das erkannte er und war geneigt, sich darüber Vorwürfe zu machen und wiederum sich zu entschuldigen, indem er sich den Brief ins Gedächtnis zurückrief, in dem die Tante Margarete von der Flüchtigkeit hoffnungsloſen Liebens, von der Vergänglichkeit des Schmerzes um den Verlust geliebter Verstorbenen geschrieben hatte. — Wenn Oer an Barbaria dachte, so war es mit tiefer Wehmut, aber nicht mehr mit nagender Pein. Trotzdem wurde er nicht heiterer, und sein Herz blieb schwer.

* * *

Als Oer am 1. April 1896 zur üblichen Stunde in sein Arbeitszimmer in der City getreten war und Frank Hall begrüßt hatte, fand er auf seinem Tisch einen in Herrn Halls schöner Handschrift an ihn gerichteten Brief. Er enthielt folgende Zeilen:

„Werter Herr!

„In Anerkennung der mir von Ihnen geleisteten guten Dienste und im Vertrauen, daß Sie fortfahren werden, meinem Geschäfte auch in Zukunft Ihre besten Kräfte zu widmen, ernenne ich Sie, zunächst für einen Zeitraum von drei Jahren, zum Mitinhaber meines Hauses, mit einem Anteil von 25 % an jenem Gesamtgewinn, den die nächstfolgenden drei Jahresbilanzen ausweisen werden, und gewähre Ihnen außerdem eine Extrazuwendung von jährlich 6000 Dollars, welche auf Ihren Gewinnanteil nicht angerechnet werden.

„Ich bitte Sie, mir Ihr Einverständnis mit diesem Abkommen schriftlich mitzuteilen, und bin

Ihr aufrichtig ergebener
Samuel Bolton."

Oer hatte den Brief kaum zu Ende gelesen, als Frank Hall, der ihn von seinem Schemel aus aufmerksam beobachtet hatte, ihm mit ausgestreckter Hand entgegentrat und mit großer Wärme in Stimme und Blick sagte: „Ich freue mich, Herr Oer, der erste sein zu können, der Ihnen Glück wünscht."

Oer dankte herzlich. Gleich darauf trat Herr Bolton in das Zimmer, und derselbe Auftritt wiederholte sich

mit dem Zusatze, daß Herr Bolton seinen langjährigen Mitarbeiter Frank Hall und seinen neuen Socius Heinrich Oer einlud, am Abend bei Delmonico mit ihm zu speisen, um das große Ereignis, das dem alten Hause Samuel Bolton einen neuen jungen Chef gab, feierlich zu begehen.

Oer war innig erfreut, nur konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie er es nun anfangen würde, um die Seinigen in Deutschland regelmäßig wiederzusehen; aber davon wagte er in dem Augenblick nicht zu sprechen, da er fürchtete, Bolton könnte darin ein Anzeichen erblicken, daß die große Vergünstigung, die er seinem jungen Freunde zuteil werden ließ, von diesem nicht gebührend gewürdigt würde. — ‚Die Besuche in Deutschland werden sich schon später finden,‘ sagte sich Oer, und damit schlug er sich die Gedanken daran vorläufig aus dem Sinn.

Das Festmahl bei Delmonico verlief sehr angenehm. Frank Hall erschien dazu in einem altmodischen Frack; der lange, hagere Herr Bolton sah sehr vornehm aus, und aus seinen guten, hellen Seemannsaugen leuchtete väterliches Wohlwollen für seinen jungen Freund.

Gegen Ende des Mahls rötete sich Frank Halls blasses, schmales Gesicht, und als er das Glas erhob, um auf das Wohl seines alten Freundes Sam Bolton und seines jungen Chefs Henry Oer und das fernere Gedeihen des ehrenwerten Hauses Samuel Bolton zu trinken, zitterte seine Stimme, und Thränen traten ihm in die Augen, und fast schluchzend sprach er die letzten Worte: „Dies ist der schönste Tag, den ich seit dreißig Jahren feiere,

ein wahrhaft schöner Tag, an dem ich mich zum ersten Male wieder glücklich fühle."

Die Rührung des armen alten Mannes ergriff auch Oer. — Bolton sagte: „Ja ja, Frank Hall, ich habe immer gedacht, daß es mit uns beiden alten Ruinen noch einmal gut werden müßte. Und nun ist es gut geworden, dank unserm jungen Freunde Heinrich Oer. — Er soll leben!"

„Glücklich und lange, ja, glücklich und lange, Herr Oer!" sagte Frank Hall leise.

„Und weniger einsam, als wir gelebt haben," fügte Bolton hinzu. — Dazu sagte Frank Hall kein Wort und blickte plötzlich ernst und nachdenklich vor sich hin; aber der traurige Schatten verschwand schnell wieder von seinem Gesicht.

Bolton und Oer brachten Frank Hall nach Hause. Als die beiden von dort weiter gingen, sagte Bolton: „Es war unrecht von mir, in Halls Gegenwart zu sagen, Sie sollten nicht einsam weiter leben. Natürlich mußte der Arme sogleich an sein zerstörtes Glück denken. Die Worte entschlüpften mir. Aber nun, unter vier Augen, wiederhole ich Ihnen: Heinrich Oer, verheiraten Sie sich und warten Sie nicht zu lange damit, — wie ich es gethan."

„Sie sorgen so freundlich für mich," sagte Oer. „Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe."

„Sie haben es hundertmal um mich verdient, denn ohne Sie wäre ich nicht wieder froh geworden. Heute bin ich es. — Frank Hall würde mit mir getrauert haben; mich wieder aufzurichten, lag nicht in seiner Macht. Sie haben mir neuen Mut zum Leben gegeben; aber um

wieder an Glück glauben zu können, möchte ich Sie glücklich sehen. Vorläufig sind Sie mir noch viel zu ernst. — Nun hören Sie meine letzten Worte für heute: Wir haben schlechte Vertreter in Yakima. Sie müssen in den nächsten Tagen dorthin abreisen, um nach dem Rechten zu sehen. Das wird Ihnen viel zu thun geben, aber während der langen Abende werden Sie meist allein sein und Zeit haben, den Ihrigen zu schreiben und über Ihre Zukunft nachzudenken. Dann erinnern Sie sich meiner Worte: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Eberhard wird in etwa drei Monaten hier sein. Ich habe mich mit ihm geeinigt. Er bleibt als auswärtiger Agent in unseren Diensten. Den schicke ich dann zunächst nach Yakima, um Sie abzulösen; und von dem Augenblick an lasse ich Ihnen keine Ruhe, bis Sie mir Ihre Braut vorgestellt haben. Ich habe gestern an Ihren Vater geschrieben und ihm meine Idee über Ihre Zukunft auseinandergesetzt. Ich denke mir, der alte Herr wird mit mir einverstanden sein . . . So, Heinrich Oer. — Ihr Eintritt in das Haus Samuel Bolton war ein nicht unwichtiges Ereignis in Ihrem Leben. Darauf haben wir heute abend getrunken. Nun denken Sie in Yakima an weitere Schritte und bereiten Sie sich auf den wichtigsten vor — auf Ihre Verheiratung! Gute Nacht, Heinrich Oer!"

Der Wein von Delmonico und Boltons Reden hatten Oer aufgeregt. Er konnte lange Zeit keine Ruhe finden und schlief erst gegen Morgen ein; aber er hatte in Amerika schnell gelernt, Geschäftsangelegenheiten von persönlichen zu trennen, fand sich pünktlich in Wall Street

ein und setzte sich an die Arbeit, als sei in seiner Stellung nicht seit gestern eine wesentliche Veränderung eingetreten. Dies wurde ihm selbst erst klar, als Frank Hall ihm ein von Bolton bereits unterschriebenes Cirkular an sämtliche Geschäftsfreunde des Hauses, das diesen seinen Eintritt in die Firma Samuel Bolton anzeigte, und gleichzeitig verschiedene Briefe und Checks zur Unterschrift vorlegte. Nun versuchte Oer zunächst, welches „Samuel Bolton" sich in seiner Handschrift am besten auf dem Papier ausnehmen würde, und legte Frank Hall mehrere dieser Schriftproben zur Begutachtung vor. Der prüfte sie aufmerksam und entschied sich schließlich für eine einfache klare Unterschrift ohne Schnörkel oder Verzierungen, die auch Oer sogleich als die ihm bequemste annahm.

Herr Bolton erschien an jenem Tage ungewöhnlich spät auf dem Bureau. Er hatte Oer sogleich ganz sich selbst überlassen wollen, um ihm eine zukünftige Unabhängigkeit und damit verbundene Verantwortlichkeit deutlich vor Augen zu führen. Er sah die Briefe gar nicht an, die noch unverschlossen auf dem Tisch lagen, sondern fragte nur, ob die Post fertig wäre, und als Oer und Hall dies bejaht hatten, fuhr er, sich an Oer wendend, fort: „Und wann gedenken Sie nach Yakima abzureisen?"

„Ich habe soeben alle auf Yakima bezüglichen Schriftstücke mit Herrn Hall durchgesehen," antwortete Oer, „und kann morgen abreisen, wenn Sie es wünschen."

„Schön. Also morgen. Der Zug fährt um sechs Uhr zwanzig. — Ich sehe Sie noch an der Bahn."

Auf dem Heimwege, den Oer bald darauf antrat, begab

er sich zunächst zu den Sands. Er kam zu ungewohnter Stunde. Mistreß Sands war ausgegangen.

„Und Miß Sands?" fragte Oer.

„Miß Sands ist in ihrem Zimmer."

„Melden Sie mich und fragen Sie, ob sie mich einen Augenblick empfangen könnte."

Nach einigen Minuten erschien Fräulein Helen.

„Ich muß New York morgen verlassen," sagte Oer. „Ich möchte den letzten Abend mit Ihnen zusammen sein. Darf ich mich zum Essen ansagen?"

„Wohin reisen Sie?" fragte Helen kaum hörbar.

„Wieder nach dem Westen, — nach Yakima."

„Natürlich werden wir uns freuen, Sie heute abend zu sehen. — Werden Sie nach New York zurückkehren?"

„Selbstverständlich, in kurzer Zeit sogar — hoffe ich."

„Wann, wenn ich fragen darf?" Auch das ganz leise und tonlos.

„Nun, Anfang Juli, denke ich."

„April, Mai, Juni, Juli — also in vier Monaten?"

„Ich sagte Anfang Juli . . . in drei Monaten also."

„Ja. In drei Monaten. Dann ist es sehr heiß in New York. Dann werden wir schwerlich noch hier sein. Papa hat ein Cottage in Newport gemietet."

„Fräulein Helen, sagen Sie mir, ehe wir uns trennen: Habe ich etwas gethan, wodurch ich Ihr Wohlwollen verscherzt habe?"

„O, Herr von Oer."

„Sie behandeln mich seit einiger Zeit so ganz anders als früher."

„Ach nein, Herr von Oer."

„Doch, Fräulein Helen. Und das müssen Sie ja selbst ebenso gut wissen, wie ich es empfinde."

„Ach nein, Herr von Oer, Sie müssen sich irren. Ich habe mich wirklich nicht verändert Ihnen gegenüber."

„Sie sprechen ja kein Wort mehr mit mir."

„Ich bin vielleicht etwas stiller als vor einem Jahre. — Ich . . . ich . . . ich glaube, ich befinde mich nicht ganz wohl. Das macht, daß ich vielleicht etwas weniger spreche als früher. — Aber ich habe mich wirklich nicht verändert Ihnen gegenüber. Wie sollte ich auch? Seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft haben Sie mich immer gleich freundlich behandelt. Ich bin wirklich nicht verändert . . . Ja . . . ja . . . ich glaube . . . ich . . ." Sie konnte nicht weiter sprechen. Ihre Stimme zitterte.

Oer unterbrach sie. „Wir sehen uns noch heute abend, Fräulein Helen. Aber ich möchte eins sogleich noch feststellen. Ihre Briefe waren mir in Konstantinopel stets eine große Freude. Wollen Sie mir antworten, wenn ich Ihnen von Yakima aus schreibe?"

„Gern, Herr von Oer — gern . . . Also wir sehen uns heute abend . . . Gern werde ich Ihnen schreiben, Herr von Oer . . . Wann sagten Sie, daß Sie abreisen?"

„Morgen, Fräulein Helen."

„Und wann kommen Sie zurück?"

„Anfang Juli."

„Dann sind wir in Newport. Kennen Sie Newport?"

„Nein."

„Es ist sehr schön . . ."

Ein Wagen hielt vor der Thür. Oer trat ans Fenster. „Ihre Frau Mutter," sagte er.

Gleich darauf trat Frau Sands in das Zimmer. „Ich gratuliere Ihnen," sagte sie, sobald sie Oer begrüßt hatte.

„Gratulieren? Wozu?" fragte Helen erregt.

„Hat Herr von Oer es dir nicht gesagt?"

„Das hatte ich ganz vergessen. Sie würden es heute abend erfahren haben."

„Aber was denn?" fragte Helen, die noch bleicher geworden war.

„Herr von Oer tritt als Teilnehmer in Herrn Boltons Haus," antwortete Mistreß Sands.

Helen that einen tiefen Atemzug. — „Ach so . . ." machte sie gedehnt. „Nun, Herr von Oer, dazu gratuliere auch ich Ihnen herzlich. — Mama, Herr von Oer ißt heute abend bei uns. Er reist morgen nach Yakima."

„Wieder nach dem traurigen Yakima! Das müssen Sie uns alles heute abend erzählen." Oer hatte seinen Hut genommen. „Auf Wiedersehen also, Herr von Oer . . . Auf Wiedersehen . . . Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns Ihren letzten Abend schenken."

Als Oer gegangen war, flog Helen federleicht die Treppe hinauf. — Herr von Oer war in ein New Yorker Haus eingetreten. Nun war er also an Amerika gefesselt. — Ob er wohl bemerkt, wie sie sich erschreckt hatte, als die Mutter ihm Glück wünschte? Hoffentlich hatte er es nicht bemerkt.

Der harmlose Oer hatte in der That nichts bemerkt, als daß Helen ihn still und traurig empfangen und ihm

schließlich versprochen hatte, seine Briefe zu beantworten. Er wollte ihr aus Yakima schreiben — ausführlich. An Zeit dazu würde es ihm ja nicht fehlen.

* * *

Heinrich Oer war wieder in Yakima und dort von früh bis spät beschäftigt. Aber die Abende waren noch immer lang, und da Oer sie ausschließlich seiner Correspondenz widmete, — zum Lesen fehlte ihm die Ruhe, — und die geschäftlichen Berichte an Bolton die freie Zeit keineswegs ganz ausfüllten, so wurde sein Briefwechsel mit den Verwandten in Deutschland und mit seiner Freundin Helen in New York lebhafter und eingehender, als er es je zuvor gewesen war. — Der alte General und Tante Margarete freuten sich herzlich über den „guten Jungen", der ihnen so fleißig schrieb; Helens innige warme Befriedigung war die der Liebenden: „himmelhoch jauchzend". Sie fühlte sich in die schönen Tage der Überfahrt von Cherbourg nach New York zurückversetzt, ihre zarten Wangen röteten sich sanft, und aus ihren reinen Kinderaugen leuchteten in milder Glut Freude und Hoffnung. Einer bleichen Rose gleich erblühte sie in lieblichster Schönheit. — Vater und Mutter bemerkten es in zärtlichem Stolz, der jetzt auch bei der Mutter frei von Befürchtungen für die Zukunft der Tochter war.

Der Monat Mai war gekommen, wunderschön in dem Walde und auf den Fluren von Yakima. In der stillen Einsamkeit der lauen Frühlingsnächte füllte sich Oers Herz langsam mit unbeschreiblicher Sehnsucht. In einer

neuen Zärtlichkeit gedachte er seiner Geliebten, und seine Briefe atmeten diese Gefühle aus: den alten Verwandten unverständlich, dunkel geahnt von der glücklichen Schwester, entzückt aufgesogen von Helens durstendem Herzen. — O, die Jugendzeit!

Eines Morgens, etwa zwei Monate nach Heinrichs Abreise, erhielt Helen, zu früher Stunde, noch ehe sie ihr Schlafgemach verlassen hatte, einen kurzen Brief von dem Geliebten: „Wir kennen uns nun seit geraumer Zeit. Was könnte ich Ihnen von mir noch sagen nach allem, was Sie schon wissen müssen. Nur eines habe ich Ihnen nie gesagt: daß Sie mir teurer sind, als ich es auszudrücken vermag. — Liebe Helen, können Sie mir ganz vertrauen, wollen Sie mich glücklich machen, meine Gefährtin fürs Leben sein? Mein sehnlichster Wunsch ist, daß Sie dazu ja sagen möchten. — Mehr kann ich nicht schreiben. Heinrich Oer."

Der Gedanke an den Brief, der eines Abends plötzlich in Oers Geist aufgetaucht war, aber sich dann sogleich mit unabweisbarer Gewalt seines ganzen Wesens bemächtigte, hatte Oer unendliche Mühe gekostet. Viele Male hatte er ihn noch in derselben Nacht im Kopfe geschrieben und zu Papier gebracht; aber er konnte nicht beschreiben, was ihm das Herz füllte. Schließlich entstanden die wenigen Zeilen, die er am nächsten Morgen selbst zur Post trug. — Sie konnten nicht sagen, was er empfand. Das auszudrücken hätte ihm auch seine Zurückhaltung nicht gestattet, aber sie sprachen klar und deutlich den großen Wunsch seines Herzens aus und richteten eine Frage an die Geliebte, von deren Be-

antwortung sein Glück abhängen würde. — Nach der schlaflosen Nacht hatte ihn der scharfe Ritt in der Frische des herrlichen Morgens ermüdet, und sobald er wieder in Yakima angelangt war, warf er sich auf sein Lager und — von Hendrichs gehütet, dem die eigentümliche Aufregung seines Herrn nicht entgangen war, — schlief er fest ein und erwachte erst wieder nach mehreren Stunden erquickenden Schlafs.

Als Helen die wenigen Zeilen gelesen hatte, weinte sie die glücklichsten Thränen ihres Lebens, und ohne sie getrocknet zu haben, eilte sie in das Schlafgemach ihrer Mutter, der sie um den Hals fiel: „Mutter, Mutter, geliebte Mutter! Heinrich Oer hat um meine Hand angehalten!“

Einige Stunden später empfing Oer, nachdem er soeben genau berechnet hatte, daß Helen seinen Brief nun gelesen haben mußte, folgendes Telegramm: „Ihr Brief hat mich glücklich gemacht. Meine Eltern und Alice, die vor einigen Tagen in New York eingetroffen ist, grüßen Sie herzlich. Helen.“

Schluß.

Die Verlobung zwischen Heinrich Oer und Helen wurde Ende Juli in der Sandsschen Villa in Newport in engstem Familienkreise gefeiert, die Vermählung fand mit großem Pomp im November in New York statt. Walter Georg und Gabriele waren dazu eingetroffen, und Mistreß Sands war nicht wenig stolz, ihren Freunden einen echten Prinzen und dessen Gemahlin als die nächsten Anverwandten ihres Schwiegersohns vorstellen zu können. Die anwesenden Mütter unverheirateter Töchter konnten unmöglich verkennen, daß es sich diesmal nicht um eine der mit Recht verrufenen Geldheiraten handelte, wo ein verarmter fremder Edelmann seinen Namen für die Millionen verhandelt, die die amerikanische Erbin mit in die Ehe bringt. Es genügte, Heinrich von der Oer und seine Schwester, Prinzessin Gabriele Hartenstein, anzusehen, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß sie wahrhaft vornehme Mitglieder einer wahrhaft vornehmen Familie vor sich erblickten; und daß diese nicht für verarmt gelten konnte, das bewies das fürstliche Hochzeitsgeschenk, ein Brillantendiadem aus dem alten Schmuck der Gräfin Huysburg, das, alle anderen an Glanz weit über-

treffend, inmitten der zahlreichen wertvollen Geschenke des Hochzeitstisches strahlte. Neben diesem Diadem war es ein kostbares Perlencollier, vom alten, ehrwürdigen Samuel Bolton der jungen Braut überreicht, das die besondere Beachtung der Kenner männlichen und weiblichen Geschlechts auf sich zog. Heinrich Oer legitimierte sich dadurch gewissermaßen als ein in Deutschland sowohl wie in Amerika angesehener Mann.

Glückwünsche in Form von Briefen und Telegrammen liefen in großer Menge aus verschiedenen Ländern ein: vom Vater des Bräutigams und von der Gräfin Huysburg selbstverständlich, aber auch vom Grafen Harmen, von Fritz und Frau Anna von Keßner, vom Oberst von Steinmann und von dem alten Herrn Bergmann, dem Oer die Bekanntschaft mit Artin Howian verdankte. Beim alten General und seiner Schwester herrschte eitel Freude über das Ereignis, seitdem Heinrich ihnen hatte schreiben können, Herr Bolton habe sich vollkommen damit einverstanden erklärt, daß er jährlich drei Monate bei den Seinen zubringe, ja, es sei Aussicht vorhanden, eine Filiale des Hauses Samuel Bolton in Hamburg zu gründen, was dem jüngeren Teilhaber gestatten würde, sich während der Hälfte des Jahres den Geschäften in Deutschland zu widmen. — Edhem Pascha, Parcegh Effendi, Eberhard und Walsh sandten Glückwunschtelegramme aus Pera, Naïm Bey aus Petersburg. Von den drei Armeniern Ohannes Howian, Sohagian und Wanian trafen kurze Schreiben aus Berlin und London ein. Howians Brief war unendlich traurig und schloß mit den Worten: „O, daß Artin lebte, der Sie liebte und verehrte, um Ihnen

mit mir die herzlichsten Glückwünsche senden zu können!" Wanian unterschrieb sich: „Ihr treuer, dankbarer, unglücklicher Freund", — Sohagian: „in unveränderlicher Dankbarkeit und treuer Ergebenheit." — Erko und Serkis hatten dem Briefe des Vaters einige Zeilen beigelegt: „Wir wünschen Ihnen alles Gute. Wir werden Sie nie vergessen. Bewahren Sie uns ein gütiges Andenken." — Die treue Anhänglichkeit der unglücklichen Menschen rührte Oer tief.

Unmittelbar nach der Hochzeit reisten Oer und Helen nach Deutschland; aber sie hielten sich auf dem Wege dorthin längere Zeit auf der Insel Wight auf, wo sie keinen Menschen kannten und ihr junges Glück voll und ungestört genießen konnten, und trafen erst gegen Weihnachten in Deutschland ein. — Der alte General und seine Schwester hatten trotz des strengen Winters das stille Huysburg nicht verlassen, wo sie sich wohler fühlten als in der geräuschvollen Residenzstadt. — Walter Georg und Gabriele waren in Berlin, und Gabriele bestand darauf, Heinrich müsse seine junge Frau dorthin führen, damit sie wenigstens den nächsten Verwandten und vertrautesten Freunden der Familie vorgestellt werden könnte.

Heinrich und Helen verspürten gar keine Lust, sich in Berlin in den gesellschaftlichen Strudel zu stürzen, aber die Gräfin Huysburg stellte sich auf Seite Gabrielens, und Helen und Heinrich fügten sich, ohne sich zu lange nötigen zu lassen, dem Wunsche der beiden Damen des Hauses. — Sie bereuten es nicht, denn der Zug der jungen Frau von Oer durch die beste Berliner Gesellschaft glich einem Triumphzug. — „Helen ist eine vollkommene

kleine Lady," schrieb Gabriele ihrer Tante, „sie hat alle Herzen erobert. — Wenn ich je etwas Unfreundliches über Anna gedacht oder gesagt habe, so nehme ich es heute zurück. Sie betrachtet ja, wie Du weißt, Heinrichs Verheiratung als ihr Werk und thut, was sie nur kann, um Helen beliebt zu machen. Aber die ist auch wirklich reizend. Und unser guter Heinrich — es ist eine Freude, ihn so ruhig glücklich zu sehen. — Heinrich und Helen sind das liebenswürdigste Paar, das seit Jahren seine Débuts in der Gesellschaft gemacht hat. — Du würdest Dich gefreut haben wenn Du gesehen hättest, wie Steinmann Helen zu Tisch führte, mild lächelnd und stolz, als gäbe er einer Fürstin den Arm."

Weihnachten feierten die jungen Oers in Huysburg mit den beiden alten Verwandten, Ostern in Rom, wo sie mehrere Wochen verweilten, und Anfang Juli trafen sie, nachdem sie sich an dem wunderschönen Korfu erfreut und Athen bewundert hatten, in Konstantinopel ein. Sie empfanden nun ein starkes Bedürfnis nach Ruhe, sie wünschten weder Oers alte Freunde zu begrüßen, noch neue Bekanntschaften zu machen, und ohne sich länger als unbedingt notwendig in Pera aufzuhalten, begaben sie sich nach Bujukdere, wo sie in dem festlich geschmückten Yali von Joseph Hendrichs, den Bolton, ohne Oers Wissen, dorthin gesandt hatte, empfangen wurden.

„Wie schön ist es hier!" sagte Helen in leisem, glücklichem Tone.

„Ja, es ist schön," entgegnete Oer, „noch schöner, als es in meiner Erinnerung gelebt hatte." — Die beiden standen am Fenster. Ihre Augen ruhten auf dem großen

landschaftlichen Bilde zu ihren Füßen. Nach einer langen Pause fuhr Oer fort: „Der gute Bolton! Immer ist er darauf bedacht, mir Freude zu machen. Er weiß, daß ich Hendrichs gern in meiner Nähe sehe, und aus dem einzigen Grunde läßt er ihn die weite Reise von New York hierher machen; und in einem Briefe, den Hendrichs mir soeben gegeben hat, schreibt er, er hoffe, ich werde es hier bis zum Winter aushalten, denn erst dann könne er Eberhard freigeben, um mich abzulösen. Das hat er nur angeordnet, weil er uns nachfühlt, daß wir uns während des Herbstes nirgends wohler befinden können als am Bosporus."

Herr Eberhard hatte vor seiner Abreise nach Amerika im Yali von Bujukdere alles im Sinne Boltons geordnet. Der Pförtner und der Kutscher, die mit Fremden zu thun hatten und auf der Straße gesehen wurden, waren ein Kroat und ein Bulgare, aber von den alten armenischen Dienern war keiner entlassen worden, und sie führten im Hause in stiller, emsiger Thätigkeit ein ruhiges Dasein, dessen sie in ihrer traurigen, doch niemals klagenden Weise froh waren. Sie hatten milde Herren, bezogen hohen Lohn und fühlten sich vor Gefahren sicher. Mehr verlangten sie dem Anschein nach — und wohl auch in Wirklichkeit — nicht vom Leben. Es waren einfache, anspruchslose Menschen, von Natur veranlagt, sich unterzuordnen. Sie hatten ihren armenischen Herren, denen sie in großer Treue ergeben waren, gehorcht, als sie sich dem Aufstande angeschlossen, jetzt, da der Aufstand blutig unterdrückt und ihre Herren getötet waren, ergaben sie sich ohne Murren in ihr altes Schicksal sklavischer Ab-

hängigkeit von der türkischen Herrschaft. Ihr geräuschloses Schalten und Walten, der Ernst, mit dem sie ihre Dienste aufmerksam verrichteten, verbreitete im ganzen Hause eine feierlich friedliche Atmosphäre, wohl im Einklang mit dem großen, stillen Glück Heinrichs und Helens.

„Hier möchte ich immer leben," sagte Helen. — Es war eine wunderbar schöne Nacht. Sie stand auf der Veranda neben Heinrich und hatte ihr Haupt in kindlich vertraulicher Weise an seine Schulter gelehnt. Zu ihren Füßen glitt die sanft bewegte, dunkle Flut des Bosporus geheimnisvoll murmelnd die enge Wasserstraße hinunter, dem Marmara-Meer zu, dahinter, in weißlichem Dämmerlicht des Mondes gebadet, erhoben sich in erhabener Ruhe die hohen, sanft gewölbten Kuppeln des anatolischen Ufers, von den Ruinen des alten Genueser Schlosses zauberhaft gekrönt. — Der große Nachtstern segelte langsam, friedlich durch feine, opal und goldig angehauchte Wolkenschleier. — Vom Schwarzen Meere kam eine köstliche Brise dahergezogen, beruhigend, zärtlich wohlthuend wie eine kühle, weiche Hand auf heißer Stirn, den schlafenden Park, in dem verschämtes Gezwitscher, sehnsüchtiges Schluchzen um Liebe werbender gefiederter Sänger kaum hörbar erklang, in himmlische Ruhe wiegend. — Aus weiten Fernen erscholl leise der langgezogene, klagende Ruf der Nachtfischer. Und die blutroten und smaragdgrünen, großen, ruhig glühenden Feuer, die den Weg durch die Wasserstraße zeigen, wachten über ihre Sicherheit.

An der dem Meere abgewandten Seite des Yali saßen auf der steinernen Freitreppe, die in den Park führte, die beiden alten armenischen Diener des Hauses, Mardyros

und Miram. Sie sprachen ganz leise miteinander, als hätten sie sich große Geheimnisse anzuvertrauen.

„Nun werden es bald zwei Jahre sein," sagte Mardyros, „seitdem Toros, mein Sohn, und deine beiden Brüder und Ohan, unser Kamerad, und unsere Herren und so viele, die wir kannten und liebten, ermordet wurden. Damals wollte ich vor Gram sterben; und wie bitterlich weintest du, Miram, über den Tod deiner jungen starken Brüder!"

„Ja, vor zwei Jahren war es."

„Damals glaubte ich, der Himmel müsse einstürzen, das Meer sich empören, die Welt untergehen."

„Alles blieb ruhig — ganz ruhig."

„Wir waren des Liebsten beraubt, das wir besaßen."

„Wen kümmerte das? Wir trugen unser Leid allein."

„Die Sonne schien freundlich, die Nächte waren friedlich, Tage und Monate kamen und gingen, als wäre nichts geschehen. Wir ächzten unter der Last unseres Jammers."

„Und wir lernten sie tragen."

„Man sagt, Kework werde uns rächen."

„Kework? Der Mörder Artins, Bartevs, Giragos'?"

„Ja, Kework, den Sie den Verräter nennen. Nun heißt es, er sei treu gewesen, treu und weise, und werde uns rächen und retten."

„Uns wird niemand rächen, uns kann keiner retten. — Die Ungläubigen leben. Fluch über sie! Unsere Freuden und Hoffnungen wurden getötet. — Laß sie ruhen!"

„Tot . . . tot . . ." murmelte Mardyros. „Tot Toros mein Sohn, tot meine Freude, mein Glück, all' unsere Hoffnungen — tot . . . tot."

Vom nahen Minaret ertönte durch die friedliche Nacht der laute, herrische Gesang des Muëfin, der die gläubigen Moslem zum Nachtgebete rief.

Mardyros hob mit wutverzerrtem Antlitz die geballte Faust und schüttelte sie zornig gen Himmel.

„Weshalb drohst du, da du doch nicht schlagen kannst?" sagte Miram ruhig.

Der welke Arm des schwachen Greises sank schlaff zurück.

Ende.

Konstantinopel, Januar 1902.

Anmerkungen.

[1]) Am 24. Februar 1896 überreichten die Vertreter der Großmächte der Hohen Pforte eine Collectivnote, der ein amtlicher Bericht über die Vorgänge in Kleinasien während des Jahres 1895 beigefügt war. Dieser sehr ausführliche Bericht, als dessen Verfasser eine große Anzahl europäischer Consuln und die nach Kleinasien entsandten russischen, französischen und englischen Delegierten bezeichnet werden können, stellte fest, daß in dem Jahre 1895 19000 Armenier ermordet worden waren. — Die türkische Regierung ließ die Collectivnote sowohl wie den Bericht unbeantwortet.

Später, im Monat Juni 1896, wurde von diplomatischer Seite auf Grund des vorliegenden amtlichen Materials (vergl. Livre jaune. Documents diplomatiques. Affaire Arménienne. Projets de réformes dans l'Empire Ottoman 1893—1897, p. 238) eine vervollständigte Verlustliste veröffentlicht. Darin wurde angeführt, daß während des Jahres 1895 und bis Ende Februar 1896 37085 Armenier getötet und 40950 gezwungen worden waren, zum Islam überzutreten; ferner daß 290300 zu Bettlern gemacht und 106400 eines großen Teils ihrer beweglichen und unbeweglichen Habe beraubt worden seien; 39749 Häuser waren zerstört und niedergebrannt und außerdem 20669 Häuser und Läden ausgeplündert worden. — Im Wilajet von Kharput, das am meisten gelitten zu haben scheint, und dessen christliche Bevölkerung sich vor Ausbruch der Unruhen auf 81400 Seelen belief, wurde die Ermordung von 11584 Armeniern festgestellt, 41500 der Ueberlebenden an den Bettelstab gebracht, 8000 ausgeraubt, 12500 gezwungen, zum Islam überzutreten — im

ganzen waren nach den amtlich berichteten Aufstellungen von 81400 Armeniern nicht weniger als 73584 getötet oder gemißhandelt und ausgeraubt worden.

[2]) Die Konstantinopeler Schreckenstage dauerten vom 26. bis 28. August 1896. Während dieser kurzen Zeit wurden Tausende von Armeniern auf offener Straße am hellen Tage von fanatisierten Türken und Kurden niedergemetzelt. Die Armee hatte augenscheinlich Befehl erhalten, dem blutigen Unfug nicht zu steuern, und verhielt sich ihm gegenüber vollkommen passiv; die Polizei unterstützte ihn. Die Mitteilungen über die Anzahl der Getöteten schwanken. Nach den amtlichen Berichten des englischen und französischen Botschafters, die im Blau-Buche und im Gelb-Buche veröffentlicht worden sind, fielen 6000 Armenier, Männer und Frauen, Kinder und Greise, der wütenden Menge zum Opfer. — Die Verluste der Türken waren unbedeutend.

Rudolf Lindau

Erzählungen eines Effendi

Novellen

geh. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—

Die Erzählungen sind nicht erdichtet, aber sie sind entzückend nachgedichtet, und nach meiner Meinung das Beste, was Rudolf Lindau der Öffentlichkeit jemals geboten hat. Dem Vorworte zufolge sind die erzählten Geschichten Erlebnisse eines türkischen Beamten, eines klugen, hochgebildeten Mannes, mit dem Lindau, der ja seit einigen Jahren am Bosporus weilt, in innigem Verkehre gestanden hat. Meistens sind es Herzenserlebnisse, die hier erzählt werden, aber sie sind eingebettet in ein so echtes morgenländisches Milieu, ausgestattet mit so vielen fesselnden Streiflichtern auf orientalische Verhältnisse, nicht allgemeiner, sondern stets ganz bestimmter Natur, daß diese Geschichten als wertvolle Kulturbilder angesehen werden müssen, die den Vorzug haben, in einem glanzvollen litterarischen Gewande einherzuschreiten.

Hamburger Fremdenblatt.

Rudolf Lindau

Türkische Geschichten

geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.50

Liebhaberausgabe Mk. 12.—

Mit diesem eigenartigen, farbenprächtigen Buche tritt der ausgezeichnete Erzähler nicht als selbständiger Dichter, sondern als Interpret einer fremden Poesie vor das deutsche Publikum, dem er gewissermaßen ein neues „Tausend und eine Nacht" darbietet. Mit tiefem Verständnis für die orientalische Volksseele hat er die in ihr geborenen und von Generation zu Generation in mündlicher Überlieferung sich forterbenden Geschichten gesammelt und in deutscher Sprache nachgedichtet, mit dem ganzen Reiz und in der vollen Grazie der Originale. Die Sprache ist außerordentlich gewählt und fein gefeilt, sodaß diese ausgeschmückten Volkssagen und -Märchen als Produkte einer überaus reichen Formkunst erscheinen. Dem Litteraturfreund, dem Kulturforscher und dem Unterhaltungsbedürftigen — allen Dreien wird der Autor in diesem Werke in gleicher Weise gerecht.

Magdeburgische Zeitung.

Rudolf Lindau

Der Fanar und Mayfair

Roman

Zweite Auflage

geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.50

Die vorzügliche Zustands- und Charakterschilderung erheben Rudolf Lindaus neuesten Roman auf die Stufe des echten Kunstwerks, und seine beruhigende und abklärende Wirkung auf den europamüden Gegenwartsmenschen wird noch verstärkt durch die Eigenart des Milieus, das den Leser unwiderstehlich in seinen Bannkreis zieht.

Leipziger Zeitung.

Rudolf Lindau

Zwei Reisen in der Türkei

geh. Mk. 2.—; geb. Mk. 3.—

Im Fluge führt uns zunächst der Verfasser auf der anatolischen Eisenbahn von Konstantinopel nach Konia, einundachtzig Stunden dauert die ganze Fahrt hin und zurück, aber ein Mann wie Rudolf Lindau, der zugleich über die Gabe künstlerischen Schauens und über die allseitige Durchbildung des praktischen Diplomaten verfügt, sieht in diesen wenigen Stunden mehr als andere Menschen; er erweitert auch solche vorübergehenden Reiseeindrücke und Momentaufnahmen zu einem ganzen Kulturbild. Der größere Teil des Werkes ist der Schilderung eines Ausfluges nach den ägäischen Inseln gewidmet; wir besuchen mit dem Verfasser die großen und kleinen Sporaden von Tenedos bis nach Rhodos und kehren über das alte Halikarnaß (jetzt Budrum) und Smyrna nach Konstantinopel zurück; überall aber bewundern wir die ruhige und anschauliche, wahrhaft plastische Schilderungskunst des feinsinnigen Erzählers.

Nord und Süd.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

2/XII 05 II a 88. 1774